

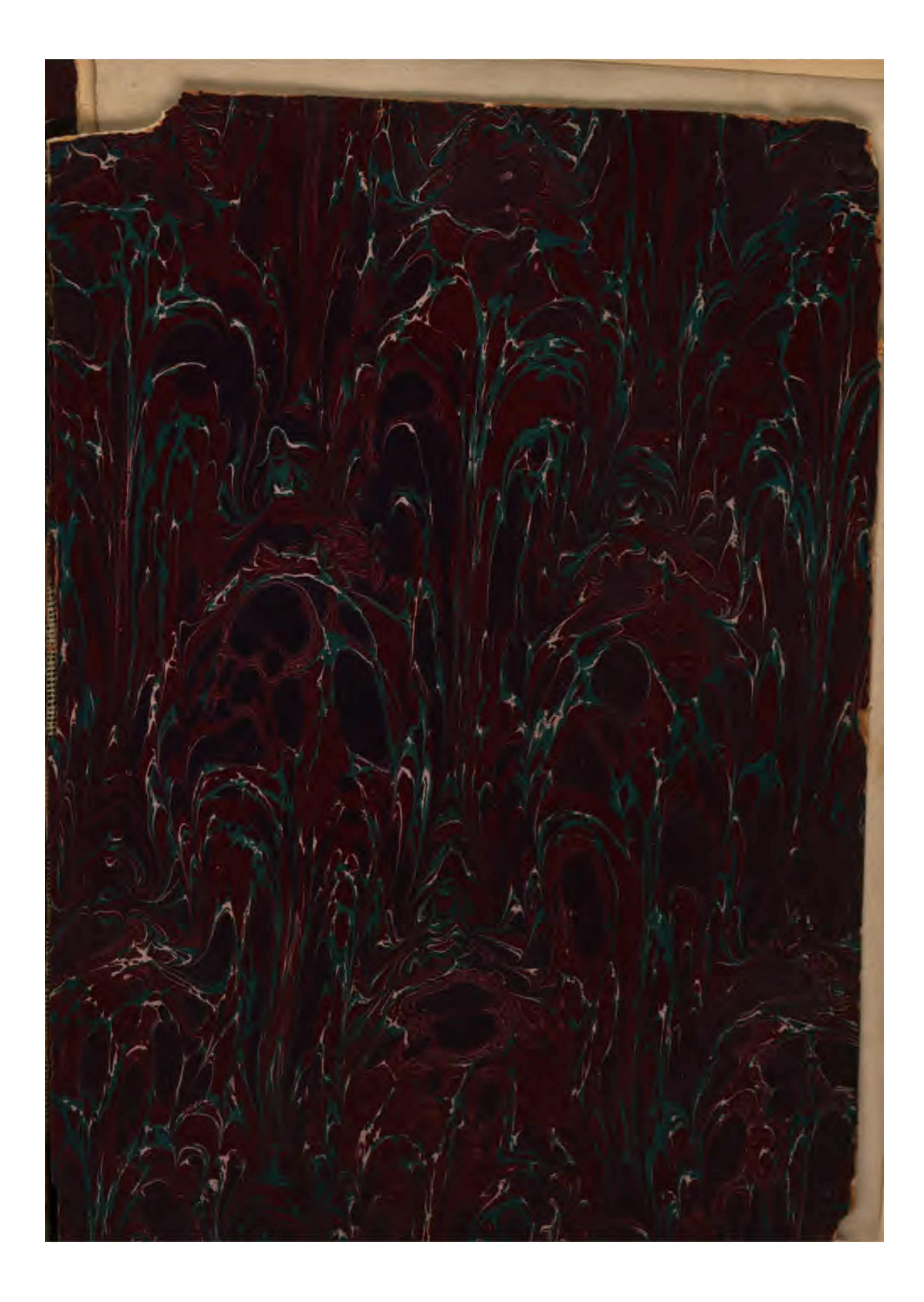
Paul Rohrbach

Vom Kaukasus zum Mittelmeer



Druck und Verlag von B. G. Teubner









Der Aufbruch zur Reise; Charput, den 10. September 1898.

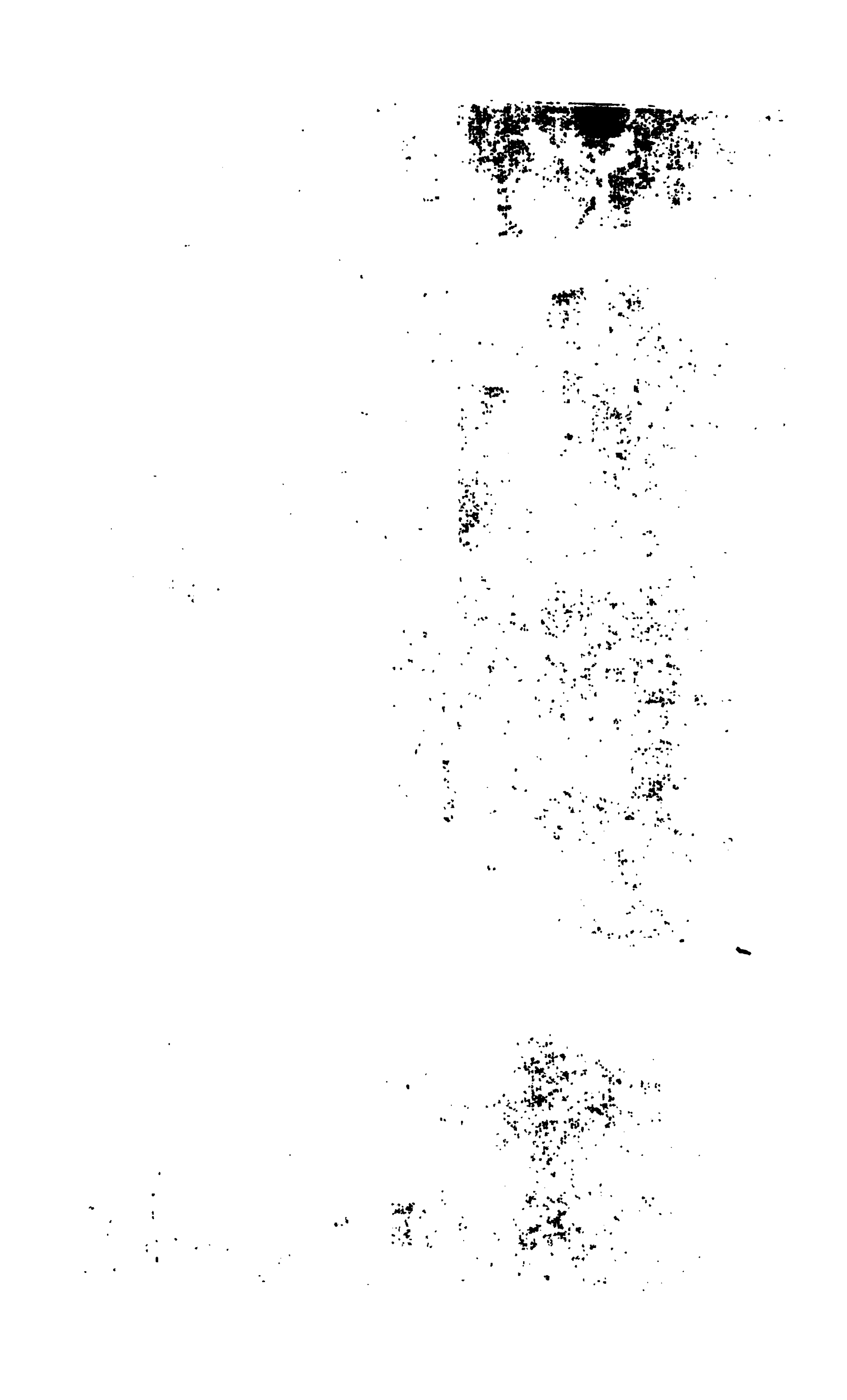
Vom Kaukasus zum Mittel[illegible]er

Eine Hochzeits- und Studien
durch Armenien

von

Paul Rohrbach

Leipzig und Berl
[illegible] und Verlag von B
1903



Vom Kaukasus zum Mittelmeer

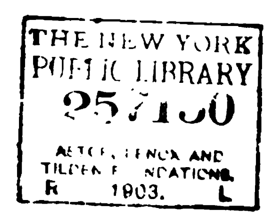
Eine Hochzeits- und Studienreise durch Armenien

von

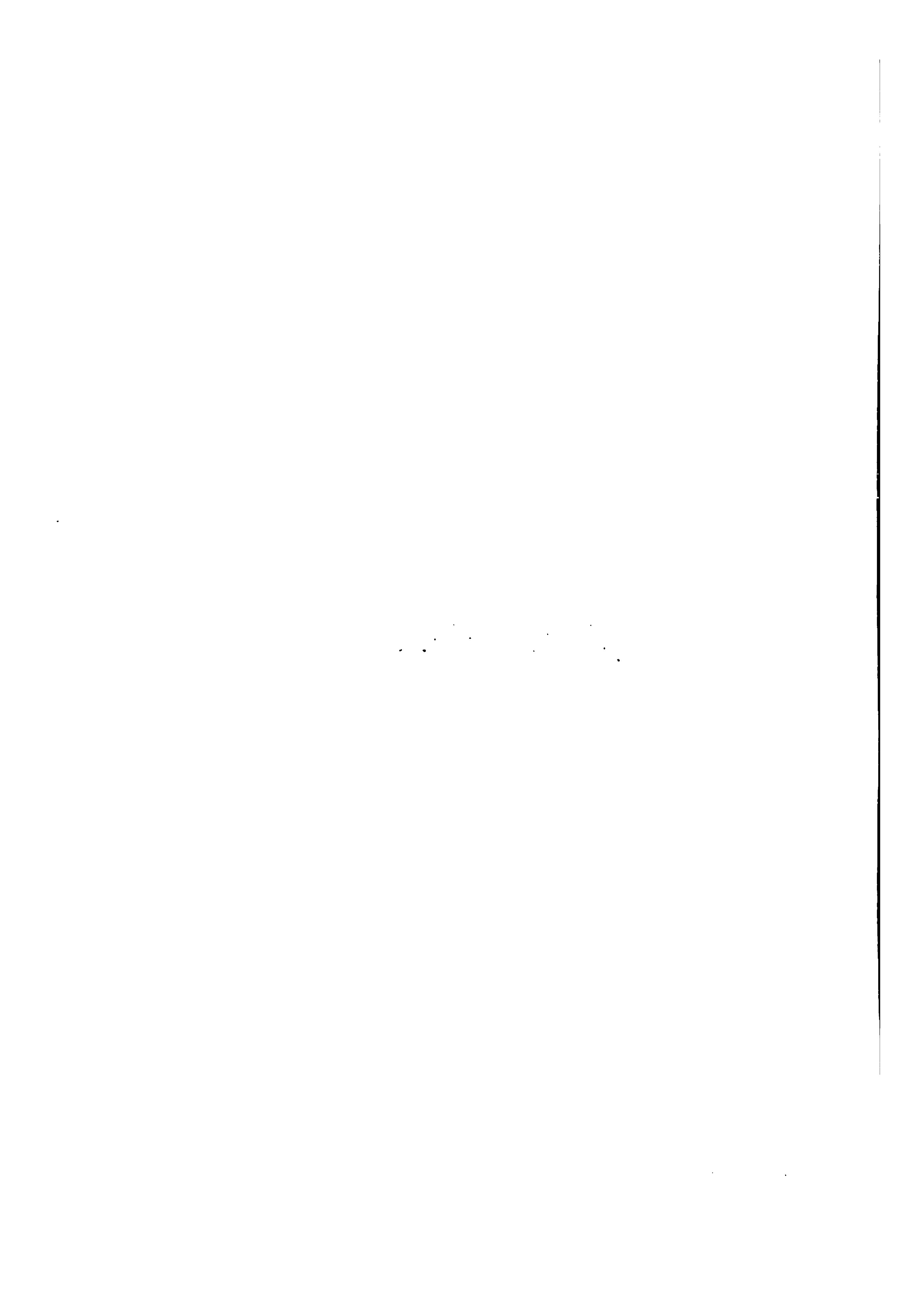
Paul Rohrbach

Mit 42 Abbildungen im Text

Leipzig und Berlin
Druck und Verlag von B. G. Teubner
1903



Meiner Frau



Vorwort.

Die nachfolgenden Blätter stellen zum größeren Teil die Schilderung einer Reise dar, die ich in den Monaten Juli bis Oktober des Jahres 1898 mit meiner Frau durch Armenien und einige seiner Nachbarlandschaften unternommen habe. Etwa die Hälfte ist seinerzeit in der Unterhaltungsbeilage der „Täglichen Rundschau" erschienen. Ursprünglich hatte ich, im Einverständnis mit der Redaktion der Zeitung, die Absicht, eine Buchausgabe unmittelbar auf jene erste Veröffentlichung folgen zu lassen; große Arbeitslast, sowie mehrere neue in die nächsten Jahre darnach fallende Orientreisen ließen es dann nicht dazu kommen. Wäre ich nicht in der Lage gewesen, die ursprünglichen Reisebriefe aus anderen Aufzeichnungen zu erweitern und über ihren damaligen Schlußpunkt Charput hinaus durch eine weitere Serie von Erlebtem fortzusetzen, so hätte ich vielleicht überhaupt Bedenken getragen, jetzt noch jene Darstellungen, die oft genug die Spuren der äußeren Schwierigkeiten, unter denen sie entstanden sind, an sich tragen, zu veröffentlichen. Die Entscheidung gab dann, daß ich mich mehreren armenischen Freunden gegenüber, insbesondere Herrn Abgar Joannissiany und seinem Kreise in Tiflis, die mich bei meinen Reisen in Armenien mit Rat und Tat unterstützt haben, verpflichtet fühlte, mit dem gesamten Anschauungsmaterial, das ich zum Teil mit ihrer Hilfe im Laufe der Jahre über Armenien und die armenischen Dinge gesammelt habe, vor der Öffentlichkeit nicht zurückzuhalten. Aus diesem Grunde habe ich der Schilderung unserer eigentlichen Hochzeitsreise auch noch ein Schlußkapitel über meine späteren Erfahrungen im Winter 1900 auf 1901 in Südarmenien jenseits des Taurus hinzugefügt, wozu die Redaktion der „Preußischen Jahrbücher", in denen ich meine zweite Reise ausführlich behandelt habe, freundlichst ihre Zustimmung gab. Ich glaube, daß meine Leser diese Vervollständigung nicht ungern hinnehmen werden.

Unsere Hochzeitsreise selbst hat damals am Mittelmeer, am Südrande der altarmenischen Landschaften, noch nicht ihr Ende gefunden; sie ging weiter nach Syrien und Palästina, und ich habe es an anderer Stelle versucht, auch den Ertrag dieser Fortsetzung literarisch zusammenzufassen.*) Die

*) „Im Lande Jahwehs und Jesu", Tübingen 1901 bei J. C. B. Mohr.

armenischen Erlebnisse aber bilden eine Einheit und wollen als solche — freilich nicht gemäß der manchmal etwas primitiven und abrupten, in der Entstehungsweise dieser Aufzeichnungen begründeten Form, sondern nach dem durchgehenden Faden des persönlichen Erlebnisses — gewürdigt werden. Nachträglich besondere Retouchen und Glättungen an der ursprünglichen Gestalt der Darstellung anzubringen, was ja an sich nicht schwer gewesen wäre, habe ich lieber vermeiden zu sollen geglaubt. Möge das Buch nun an seinem Teil etwas zu dem Zweck beitragen, zu dem es verfaßt, wozu die Reise ihrerzeit unternommen worden ist: mit zum Verständnis und zur Würdigung des armenischen Volkes und der armenischen Frage unter vorurteilsfreien, zugleich sittlich und verständig empfindenden Menschen dienlich zu sein.

Einen besonderen Dank habe ich noch, zugleich auch im Namen des Verlages, der Deutschen Orient-Mission und ihrem Direktor, Herrn Dr. Johannes Lepsius, für die Überlassung einer größeren Anzahl von Illustrationen und Clichés, auszusprechen.

Berlin, im November 1902.

Paul Rohrbach.

Inhaltsverzeichnis.

Verzeichnis der Abbildungen.

Erstes Kapitel.

Jenseits des Kaukasus.

Kloster Sewan im Göktschai-See, den 10. August 1898.

Abermals in Armenien! Sie haben es mir freilich schon damals gesagt, die Freunde in Etschmiadsin, daß ich doch wohl noch einmal ins „Land Ararat" kommen würde — aber daß es meine Hochzeitsreise werden würde, habe ich bei aller Geneigtheit, jener Stimme zu glauben, doch selber nicht gedacht. Bis auf dies weltenferne Eiland in dem mächtigen dunkelblauen See 2000 Meter über dem Meere ist es ein wenig im Fluge gegangen: mit der Eisenbahn durch die Wälder des russischen Nordens, durch die Kornebenen an der Wolga und die weite pontische Steppe. Dann kam die Wagenfahrt über das Hochgebirge, dann kurze schöne Tage in Tiflis, und dann ging's weiter bis an diesen wunderbaren Ort an der Schwelle des altarmenischen Landes. Nur in wenigen Skizzen will ich darum einen kurzen Rückblick auf die bunte kaukasische Welt werfen — diese wahrhafte Brücke von Europa nach Asien — über die der Weg auf das armenische Hochland führt.

Bei Wladikawkas, unmittelbar am Nordfuß des Gebirges, hört die Eisenbahn auf. In kurzem wird man zwar die lange Kaukasuskette auf der im Bau begriffenen Bahn von Petrowsk am Kaspi nach Baku umgehen und ohne das Eisenbahncoupé zu verlassen von Moskau nach Tiflis gelangen können, aber ich glaube nicht, daß je ein europäischer Reisender, der Sinn für Naturschönheiten hat, darum auf die Wagenfahrt quer durch das Hochgebirge nach der georgischen Hauptstadt verzichten wird. Russen und Eingeborene mit ihrer Vorliebe für Bequemlichkeit sehen allerdings der Vollendung der vorwiegend aus militärischen Rücksichten in Angriff genommenen „Umgehungsbahn" mit Ungeduld entgegen.

Eisenbahnfahren in Rußland hat zwei Seiten: die eine heißt Langsamkeit, die andere Komfort. Über allem steht die unglaubliche Billigkeit. Wir sind von St. Petersburg bis Wladikawkas über 2000 Kilometer in ca. 80 Stunden gefahren und haben etwas mehr als 40 Mark für das Billet in der II. Klasse

bezahlt. Die Personenwagen sind alle zum Schlafen eingerichtet. Die Rücklehne der Sitze läßt sich nach Art der Schlafwagenkonstruktion für die Nacht aufklappen, so daß jedes Coupé vier regelrechte Schlafplätze erhält. Es ist herkömmliche Regel, daß nicht mehr als vier Personen in einem Abteil II. Klasse ihren Platz erhalten. Anders ließen sich die ungeheuren Entfernungen auch kaum überstehen.

Über eines freilich wird zunächst jeder Ausländer, der ein russisches Coupé II. Klasse betritt, in die größte Verwunderung geraten: dieses Publikum! Viel zu dem absonderlichen Eindruck, den man erhält, trägt die Gewohnheit des Russen und besonders der Russin bei, sich auf der Reise im Äußeren sehr stark gehen zu lassen: Szenen und Toiletten, wie man sie ganz gewöhnlich bei den Mitreisenden sieht — die meisten russischen Wagen II. Klasse bilden nur einen oder zwei große Räume — gehören nach „westlichen" Vorstellungen weit eher ins Schlafzimmer als in die Eisenbahn. Wer mit besonderen Ansprüchen und in feiner Gesellschaft reisen will, wird unbedingt guttun, sich der I. Klasse zu bedienen oder ein Abteil für sich zu nehmen. Ein solches kostet, falls es vorhanden ist, ein Trinkgeld von ein oder zwei Rubeln an den Schaffner. Einige Male machten wir den Versuch, der größeren Bequemlichkeit wegen für die Nacht mittels Zuschlages in die I. Klasse überzusiedeln, wurden aber beide Male vom Schaffner energisch daran gehindert, d. h. an der Bezahlung des Zuschlages verhindert — der brave Mann zog es vor, unsere Sachen diensteifrig hinüberzuschleppen, die Betten aufzumachen und wohl zehnmal hintereinander zu versichern: „Seien Sie ganz ruhig, schlafen Sie wie zu Hause, niemand wird Sie beunruhigen" — während ein in geeigneter Weise beschwerter Händedruck das gegenseitige innere Verständnis der Situation vermittelte. „Nicht wahr, es ist besser so — wozu wollen Sie das viele Geld für den Zuschlag bezahlen; das Geld wächst doch nicht im Walde!" —

Man akklimatisiert sich eben im Lande! Hier tut das alle Welt so und jedermann weiß es vom andern. So gut man in Rußland Tee trinken, Wodkis „heben" und Schtschi (Kohlsuppe) essen muß, wenn man durchs Land kommen will, ohne als ein Meerwunder zu gelten, so gut muß man sich auch dem nationalen Grundsatz anbequemen, daß eine Hand die andere wäscht. Auf türkisch nennt man den praktischen Ausdruck dieses Prinzips „Bakschisch", auf russisch „na-tschai". „Tschai" bedeutet Tee; die Wendung will also besagen, daß der Empfänger des na-tschai sich ein Glas Tee dafür kaufen möge — was übrigens eine sehr euphemistische Umschreibung des getränkmäßigen Tatbestandes zu sein pflegt.

Ich will keine Aufzeichnung im einzelnen von all unseren Erlebnissen auf der viele Kilometer langen Fahrt von Berlin bis hierher an den Kau-

kasus geben: wie „sie" immer entsetzter wurde über die zunehmende Asiatisierung von Publikum, Büfetts, Wagenatmosphäre und Ungeniertheit, wie die vertraute Welt der Butterbrote und des Kaffees aufhörte, wie es immer glühender wurde, je mehr wir nach Süden kamen und in den Bahnrestaurants der prachtvolle frische Kaviar ausging; wie allmählich zwischen den Polstern der Sitze allerlei niedliche sechs- und mehrfüßige Tierlein auftauchten, mit welchem Kopfschütteln ob der genial ausgeklügelten Methode, das Waschwasser zu sparen, man sich an die eigentümlichen Waschtische der Waggontoiletten gewöhnte, die das Wasser nur tropfenweise hergeben; wie das fortgesetzte Waschen, zum Befremden der Mitreisenden, schließlich bei uns fast zur Manie wurde, um Hitze und Staub halbwegs zu bekämpfen, und wie allmählich das ganze mir schon vertraute, der Frau noch gänzlich fremde Bild der kaukasischen Welt um uns-her immer lebendiger wurde — das alles muß man selbst einmal erlebt haben, um es würdigen zu können.

In Wladikawkas gab es ein besonderes Erlebnis.

Wir saßen im Hotel de France am Fenster des Speisesaales beim Glase eisgekühlten Rigaschen Bieres, das in ganz Rußland vom Finnischen Golf bis an die Gestade des Stillen Ozeans die Rolle des „Echten" spielt — da kam plötzlich draußen ein Karren nach dem anderen vorgefahren, mit allerhand seltsamen Gepäckstücken beladen, Teppichbündeln, buntbemalten Holzkoffern, dazwischen ein paar geschlachtete Hammel; braune Gestalten in schreiend farbigen Kaftans und weißen Turbanen laden mit viel Reden und Gebärden den Kram ab und schleppen ihn ins Hotel, das in aller Eile, wie die ganze Straße, mit bunten Fähnchen geschmückt worden ist: Seine Hoheit der Emir von Buchara sind soeben mit dem Nachmittagszuge angekommen und das Gefolge samt dem Gepäck soll in unserem Hotel hausen. Der Emir selbst wohnt beim Gouverneur von Wladikawkas; eben sehen wir ihn in einem vierspännigen Wagen mit einem Kosaken in Gala auf dem Bock durch die Stadt fahren: ein wohlbeleibter älterer Herr mit der prächtigen schwarzen Pelzmütze der Gardekosaken auf dem Kopf und in einen weiten russischen Militärmantel gehüllt. So weit hat er sich offenbar seinem Vasallenverhältnis zu Rußland auch äußerlich anbequemt; aus dem Gefolge haben es die höchsten Würdenträger einstweilen nur so weit gebracht, daß ihr faltiger asiatischer Umwurf nach Farbe und Stoff dem grauen Tuche der russischen Offizierpaletots gleicht — ein seltsamer Gegensatz zu dem papageifarbigen, seidenen oder baumwollenen Chalat darunter.

Eine Woche vorher hatten wir in Petersburg aus dem Fenster eines Restaurants am Newski Prospekt zugesehen, wie der Fürst von Bulgarien mit seinem Gefolge, von russischen Großfürsten und Würdenträgern geleitet, vorüberfuhr. Er kam aus der Festungskirche, jenem einzigen Ort in der



Der Kasbek.

Welt von granitenem und vergoldetem Prunk, von steinerner Massenhaftigkeit und glänzendem Firniß an der Newamündung, wo man sich wahrhaft weihevoll und friedlich berührt fühlt, wo unter Blumen und weißen Marmorsarkophagen im Schatten zahlloser eroberter Fahnen und Trophäen die russischen Kaiser und Großfürsten seit Peter dem Großen in der Tiefe ruhen.

Endlich, endlich hatte der bulgarische „Usurpator" es erreicht, zum Handkuß in St. Petersburg zugelassen zu werden. Kaum anders behandelt, als der Chan von Chiwa oder der Emir von Buchara, mochte er doch fühlen, daß er tatsächlich gegenüber dem früheren russischen System der Ignorierung Bulgariens einen Erfolg davongetragen hatte! Wie haben sich in Rußland doch die Dinge seit dem Frieden von San Stefano und dem Berliner Kongreß geändert! Heute würde von den führenden russischen Politikern kein einziger mehr Bulgarien gegen Buchara eintauschen!

Am Abend gab es in Wladikawkas eine Spazierfahrt in einem „Phaëton" — so heißen die zweispännigen kaukasischen Droschken — durch die Straßen der weitläufigen Stadt und etwas über die Terekbrücke auf die „grusinische" Chaussee hinaus. Es fing an zu dunkeln und mit dem Schwinden der furchtbaren Glut des Tages verzog sich auch zum Teil der flimmernde Dunst-

schleier, der um das Gebirge lag und bisher nur die dunkel bewaldeten Vorketten dem Auge hatte sichtbar werden lassen. Schärfer gezeichnet fing die gewaltige Hauptkette an, sich gegen den Himmel abzuheben; gespannt glitt das Auge an den deutlicher hervortretenden Formen entlang — da ein plötzliches Stutzen — was ist das Weiße dort über der Kette? Im ersten Augenblick hielt ich es selbst für eine scharf umrissene Wolke, aber im nächsten schon erkannte ich das Gebilde: das war der Kasbek, der in geisterhafter Helle, noch halb von Tageslicht beschienen, während die Ebene zu Füßen des Gebirges schon im Schatten lag, aus der Eiswelt des Hochgebirges herübergrüßte. Klara war ganz überwältigt von der plötzlichen Erkenntnis daß diese weiße ferne Masse, so hoch am Himmel, daß man sie erst für eine wandernde Wolke hielt, wirklich ein Berg sein sollte, der mit seinen Grundfesten auf dieser Erde ruht. Es ist der erste Schneegipfel, den sie erblickt hat — und gleich der gewaltigsten einer, der die höchsten Alpenriesen um ein gutes Stück überragt. Das war der Gruß, den der königliche Kaukasus uns entbot; noch während ich dieses schreibe, klingt die mächtige Empfindung nach, die er in uns erweckt hat.

Von Wladikawkas nach Tiflis über das Gebirge mußte es leider viel zu schnell gehen: „Auf der Flucht vor dem Emir" war das notgedrungen erwählte Motto dieser sonst allerdings schönen Fahrt. Schon am Tage der Ankunft des Bucharen waren die Mehrzahl der Postpferde für die asiatische Reisegesellschaft mit ihrem unendlichen Gepäck belegt worden, und als ich auf der Station erschien, um unsere Wagen zu bestellen, erklärte mir der Chef der Post: „Wenn Sie sofort fahren wollen, kann ich Ihnen noch eine Equipage geben und vielleicht werden Sie auch auf der Station Kasbek noch einen Teil der Nacht schlafen können — für morgen sind des Emirs wegen keine Pferde zu haben." Was also tun? Einen Tag länger in Wladikawkas bleiben und sich den Kasbek noch länger von ferne anschauen, hatte nichts Verlockendes, also vorwärts! In zwei Stunden war alles gepackt und wir rollten in einer bequemen Kalesche mit vier Pferden über die Terekbrücke hinüber dem Gebirge zu, einen prächtig blasenden „Konduktor" neben dem Postknecht auf dem Bock und in bester Erwartung der kommenden Dinge.

Gerade zu Anfang der berühmten „grusinischen Heerstraße" steigern sich die Großartigkeit und Schönheit des Weges von Strecke zu Strecke in ausgesuchter Weise, und als wir gegen Dunkelwerden die wilde Schlucht des „Darjal" erreichten, trat zu der überwältigenden Szenerie dieser Felsenwelt auch noch eine so düster-großartige Beleuchtung hinzu, ein merkwürdiges Auf- und Abwallen schattenhafter Wolkengebilde in der Kluft, während die Konturen der Granitgebilde zu beiden Seiten allmählich einen immer schwärzeren

und silhouettenhafteren Charakter annahmen, daß ich uns keinen schöneren Moment für die Fahrt durch den Engpaß wünschen konnte.

Bald danach tauchte der Mond über den Felswänden auf, und bei dem rascheren Abnehmen der Tageshelle in diesen Breiten erglänzte das Gebirge ringsumher in kurzer Zeit in einer wirklich nur als märchenhaft zu bezeichnenden Helle.

Als wir auf der Station Kasbek anlangten, zeigte sich der Berg im Mondlicht fast so prächtig, wie ich ihn damals gesehen hatte, als ich zum ersten Male diese Straße gezogen war. Dann kam der zweite Teil, und der war weniger angenehm. „Können wir hier übernachten?" — „Ja, aber dann können Sie erst übermorgen wieder Pferde bekommen; der Emir von Buchara kommt durch!" Dies lakonische Zwiegespräch wiederholte sich noch auf den beiden folgenden Stationen; auf der dritten, als bereits der Morgen graute und wir todmüde die pfeilschnelle Talfahrt von der Paßhöhe hinab nach Mlety bei rieselndem Regen, der fast alle Aussicht nahm, hinter uns hatten, gestand man uns endlich nach längerem Parlamentieren eine Stunde Ruhe zu, aus der dann allerdings fast zwei wurden. In kürzester Frist fing nun, auf der georgischen Seite des Gebirges, die Sonne wahrhaft glühend zu brennen an, die Staubwolken auf der Chaussee benahmen fast den Atem, alle Glieder fingen von dem langen Sitzen im Wagen an weh zu tun, aber da die Spitze der Wagenkarawane, in der sich das Gefolge und das Gepäck des Emirs ihm selber voraus über das Gebirge bewegte, nur noch acht bis zehn Stunden hinter uns war, so gab es kein Ausruhen. Die letzten Stationen vor Tiflis wurden in beständiger Aufregung durchfahren, ob wir nicht doch noch stecken bleiben würden, und auf der allerletzten, Mtzchet, ereilte uns das Schicksal — es waren keine Pferde mehr zu haben. Hier freilich konnten wir hohnlachen: Mtzchet liegt bereits an der transkaukasischen Eisenbahn, die von Batum über Tiflis nach Baku führt, nur eine halbe Stunde Bahnfahrt von der georgischen Hauptstadt! Eine Station früher wäre unsere Lage eine ganz verzweifelte gewesen, hier brauchten wir auf der allerdings furchtbar schmutzigen Station nur anderthalb Stunden bis zum nächsten Zuge zu warten und waren noch bei Tageshelle in der Perle aller kaukasischen Hotels, der „Stadt London", in Tiflis. Spät abends kam der Wagen mit dem schweren Gepäck nach.

In Tiflis unglaubliche Hitze! Das Sommerklima Georgiens erscheint dem „Mitteleuropäer" fast schon tropisch. Ich habe allerdings drüben in Turkestan noch ganz andere Temperaturen erlebt. Der Kellner im Hotel London in Tiflis meinte auch, als er uns in unser Zimmer führte und uns die drückend schwüle Temperatur des Raumes wie aus einem Ofen entgegenschlug: „Wir haben Ihnen ein kühles Zimmer ausgesucht; seit einigen Tagen



Tiflis.

ist es in Tiflis überhaupt nicht mehr heiß, denn der Bergwind weht!" Stadt London ist über alles Lob erhaben — eine unvermutete und darum doppelt erfreuende abendländische Kulturoase in dieser doch schon stark orientalischen Welt. Für uns hat es den Hauptreiz von Tiflis ausgemacht, daß man vormittags ganz in das bunte, der Frau noch fremdartige Treiben der Basare untertauchte, mit Persern und Tataren um Teppiche und Seidenzeug feilschte, dolchbewehrte Eingeborene in ihrer malerischen Tracht die Straßen füllen sah, und dann doch wieder auf der Gartenterrasse des Hotels bei tadellosem Tischzeug sich an französischer Küche und prompter Bedienung erfreuen konnte. Ich kenne in ganz Südrußland — vom Kaukasus gar nicht zu reden — keine in jeder Beziehung so befriedigende Einkehr wie unser Hotel am „brausenden Kur". Und dazu ist man in einem deutschen Hause.

Am zweiten Tage nach unserer Ankunft Einladung zu einem armenischen Diner in einem Gartenrestaurant vor der Stadt. Unser Wirt Abgar Joannissiany war eine der ersten armenischen Persönlichkeiten der Stadt; ein Mann, der vier europäische und drei asiatische Sprachen mit gleicher Vollendung spricht und lange Studienjahre in Deutschland zugebracht hat. Diese Art Gärten ist eine interessante Spezialität von Tiflis. Für kaukasische Verhältnisse war es ein sehr vornehmes Lokal; das Essen war vorausbestellt und als wir um sechs Uhr angefahren kamen, stand die ganze Anrichtung

bereit. Ein recht großer Garten: abwechselnd Blumenstücke, Rebspaliere, Kartoffel- und Kohlpflanzungen, Aprikosenbäume, Sonnenblumenstauden in Massen, Rosensträucher, fadenschlanke hohe Pappeln — das Ganze in eine Anzahl Lose geteilt, die an geschlossene Gesellschaften vergeben wurden, wie die unserige eine war und wie sie vielfach aus der Stadt hinauskommen, um vergnügt zu sein.

In einer Abteilung des Gartens saß eine höchst fidele Gruppe in einem kleinen Pavillon beim Wein, anscheinend Georgier, Männer und Frauen: eine persische Kapelle von drei Mann spielte ihnen auf; in das sonderbare Getöne der Musik mischte sich fortdauernd das begeisterte Händeklatschen der Zuhörer. Wir traten näher. Eine kleine Pause trat ein und dann kam etwas Schreckliches: der älteste Musikant, ein ganz unvergleichliches Gaunergesicht, fing an zu seinem Saiteninstrument zu singen! Die schmutzig lederfarbene Mephistophysiognomie grinste in jeder Minute auf siebenfach andere, immer scheußlichere Weise, während dem Munde eine Reihe von Tönen entströmte, als ob der Kerl die fürchterlichsten Leibschmerzen hätte. Als die höchste Höhe des Falsetts erklommen war, brach ein gewaltiger Jubel aus — die ganze Gesellschaft drinnen war in Ekstase. Ich hatte genug; man rief uns zum Glück auch zu Tisch.

Das Essen war vortrefflich; mit Ausnahme der Bouillon echt national. Ich will nur erwähnen, daß die Suppe, die auf den Namen Tschichrtmá hörte, aus Hühnern, Safran, Sahne, Grünkraut und Zucker gekocht war, daß die seltsamsten Gemüse auftauchten, daß unser liebenswürdiger Wirt uns anzeigte, wie man die bei jedem armenischen Essen unentbehrlichen rohen Gurken einander präparierte und gegenseitig rundum reichte — aus der Gurke wurde dabei eine Art Orchidee — daß der kachetische Wein mit Erfolg über alle protestlerischen Regungen des Gaumens und Magens hinweghalf und daß wir dem Wirte Dank für die geringe Anzahl der Gänge — nur 6 bis 7 — wußten. Es war das eine Rücksicht auf uns — ein richtiges Festmahl hat zwanzig Schüsseln und mehr!

Zum Nachtisch tauchten auch auf unserer Veranda Musikanten auf, zum Glück keine persischen, sondern national-armenische. Was sie boten, war fremdartig, aber doch ein wirklicher Genuß. Das armenische Volk hat einen uralten Schatz von Volksgesängen, Liedern und Melodien, der zum Teil noch aus der Heidenzeit des Landes stammt. Von einem berühmten kirchlichen Hymnus weiß man, daß es ein alter Gesang an die Sonne ist, an dem bei der christlichen Umarbeitung nichts weiter geschehen ist, als daß statt „Sonne" „Christus" gesetzt ward. Noch heute sind Marschlieder und Schlachtgesänge aus der Zeit der Sassaniden- und der Araberkriege lebendig — merkwürdige Kompositionen voll Wildheit und Kraft, nach Art einer sogenannten

unendlichen Melodie fortschreitend, öfters eintönig, ja melancholisch, und dann plötzlich wieder voll Leidenschaft ausbrechend. Das Schönste, was unsere Musikanten — eine Flöte, eine Pfeife und eine kleine Pauke — uns boten, war das berühmte Lied von der Stadt Ani.

„Ani die Stadt saß und weinte über ihren Fall" — so wurde uns der Anfang übersetzt.

Ich kenne die düsteren Trümmer der alten Bagratidenresidenz in ihrer weltverlassenen Öde in der Tuff- und Lavawüste am Fuße des Aragaz wohl, und obwohl ich kein Wort des Textes verstand, den die Leute zur Begleitung ihrer Instrumente sangen, so war es mir doch, als ob ich Satz für Satz dieser bald wilden, bald traurigen, kreischenden und schluchzenden Klage folgen könnte: wie die Stadt droben auf ihrem schwarzroten Felsgrat, um den in tiefer finsterer Kluft der Arpatschai sich windet, an die Tage des Glanzes und an ihren Fall gedachte, an Bahram Pahlavuni, den letzten Helden Armeniens, der die Byzantiner vor Ani noch einmal zu Paaren trieb, bevor das Schicksal des Landes sich erfüllte, an Alp Arslan, den schrecklichen Seldschuken, der die Mauern von Ani zum ersten Male niederwarf, an den glänzenden Hofhalt der Bagratunier, an die Gottesdienste und das Glockengeläute von zwanzig Kirchen an der Stelle, wo jetzt nur noch ein einsamer Mönch die Ruinen hütet und die Schafe und Ziegen schmutziger kurdischer Hirten die spärlichen Halme zwischen den umgestürzten Quadern abweiden.



Das Kloster des hl. David in Tiflis.

Tiflis ist seit alter Zeit die Hauptstadt von Georgien, aber gegenwärtig leben bereits erheblich mehr Armenier als Georgier in der Stadt. Diese Tatsache drückt sich natürlich auch innerhalb der städtischen Verwaltungskorporationen, in der Handelswelt, in der Presse und bei vielen anderen Gelegenheiten deutlich genug aus. Die Zunahme des armenischen Elements in Tiflis ist ziemlich jungen Datums; sie datiert von dem Zeitpunkt an, wo nach der definitiven Befestigung der politischen Verhältnisse, d. h. nach der Unterwerfung der kaukasischen Bergvölker unter Rußland, die bürgerlichen Erwerbsgelegenheiten in ruhigen und gesicherten Gang kamen. Das russische Element spielt selbst hier im Zentrum der Verwaltung des ganzen kaukasischen Generalgouvernements der Zahl nach eine ziemlich geringe Rolle, wennngleich

ihm auch natürlich der größte Teil der eigentlich maßgebenden Stellen gehört. Unter den 150000 Einwohnern, die Tiflis zählt, werden kaum mehr als 12000 Russen sein, dagegen aber 60—70000 Armenier.

Die armenische und die georgische Art unterscheiden sich in vielen wesentlichen Punkten von einander. Der Georgier ist durchaus nicht unbegabt, aber er ist träge. Das nationale Ideal ist nicht der erwerbende Bürger, sondern der ritterliche Krieger. Das ganze Mittelalter hindurch und selbst bis unmittelbar an die Zeit heran, wo Georgien russisch wurde, war die innere Verfassung des Landes eine feudale und der Kaufmannsstand in Mißachtung. Das wirkt bis heute noch dahin nach, daß die Nation als solche wenig Sinn für bürgerlich kaufmännische Tüchtigkeit, für den emsigen und energischen Erwerb in Handel und Wandel hat. Jeder Georgier ist der geborene grandseigneur; für ein Weingelage mit Musik und Tanz, für die Jagd, für ein prachtvolles Kostüm, für Reiten, Schießen und Fechten ist er jederzeit bereit, alles, was er im Augenblick hat, dahinzugeben. Alle Städtebewohner georgischer Herkunft eifern diesem Ideal altadeliger Lebensführung an ihrem Teil nach. Der georgische Bauer dagegen hat Jahrhundert um Jahrhundert auf seiner Scholle gesessen und bald unter größerem, bald unter geringerem Druck mit seinem Pflug und seinem Ochsen das Feldstück bebaut, das ihm oder seinem Herrn gehörte. Daran hat er sich gewöhnt, und in der breiten Masse der ländlichen Bevölkerung ist auch heutigentages noch sehr wenig von dem Drange zu spüren, in eine bessere städtische Lebenshaltung überzugehen.

Ganz anders geartet ist der Armenier, und diese seine andere Art ist ebenso wie der georgische Volkscharakter durch die historischen Schicksale der Nation bedingt. Wo uns die armenische Geschichte zum erstenmal in glaubwürdiger Überlieferung entgegentritt, dort sehen wir den Nationalcharakter ähnlich entwickelt, wie heute den georgischen. Armenien erscheint vom 4. Jahrhundert n. Chr. an bis zur Eroberung und Verwüstung des Landes durch die Mongolen und später durch die Türken als ein in seinen einzelnen Teilen locker zusammenhängender Feudalstaat. Die Könige müssen ihrerseits für gewöhnlich römische, parthische oder persische Oberlehnsherrlichkeit über sich anerkennen; im Innern aber bringen sie es selten zu einer straffen und längere Zeit andauernden Bändigung der großen Adelsfamilien. Die kriegerische Tüchtigkeit und vor allen Dingen die Kriegslust dieser führenden Geschlechter ist eine außerordentliche; bekanntlich hat sich bis ins 8. Jahrhundert das byzantinische Reich einen erheblichen Teil seiner militärischen Leistungsfähigkeit durch Heranziehung armenischer Parteigänger, von denen einer, Leo, selbst bis auf den Kaiserthron gelangte, erhalten. Als nach den ersten großen Abassiden die Autorität des Kalifats von Bagdad ins Wanken geriet, gelang

es dem Geschlecht der Bagratunier sogar, sich in offenem Kampf von der arabischen Oberherrschaft loszureißen und ein politisch selbständiges Königtum zu begründen. Aber selbst diese kräftige Dynastie wurde mit den großen Feudalherren nicht fertig, und zu einer wirklichen politischen Einigung des ganzen Landes ist es auch in dieser besten Zeit nicht gekommen. Die fremde Oberherrschaft in der Zeit der Römer und Parther bedeutet nach dieser Seite hin sogar einen besseren Zustand, als die politische Unabhängigkeit, denn sowohl in Rom als auch in Ktesiphon hatte man ein gewisses Interesse daran, daß der armenische Vasallenstaat wenigstens einigermaßen in einer Hand war und daß eine einzige Persönlichkeit, soweit es nötig erschien, die Gesamtverantwortung für die Dinge trug.

Während nun Georgien, das abseits von der großen Durchzugsstraße der Völker und hart zwischen den hohen Gebirgsmassen des Kaukasussystems eingebettet dalag, sich bis in die Neuzeit hinein als ein besonderes Staatswesen erhielt, hört dieser politische Zustand für Armenien mit dem 13. Jahrhundert endgültig auf. Von da an entwickelt sich folgerichtig der Charakter der beiden Völker in verschiedener Weise. Die armenische Nation wird als Ganzes von den fremden Eroberern niedergetreten und dauernd unter dem Joch gehalten. Daß Armenier einen Anteil an der Regierung des Landes nehmen, kommt nicht mehr vor, es sei denn, daß sie sich entnationalisieren und auch innerlich in die jeweilig herrschende Rasse aufgehen. Nach dieser Richtung hin lastet auf hoch wie auf niedrig dasselbe Geschick. Das ganze Volk ist dazu verurteilt, so gut wie keine politischen Persönlichkeiten mehr hervorzubringen, und allem Ehrgeiz ist nach dieser Richtung hin von vornherein jede Möglichkeit der Betätigung abgeschnitten. Das einzige, was übrig bleibt, ist, daß jedermann versucht, sich sein Leben unter der Fremdherrschaft so erträglich wie möglich zu gestalten; das kann er am besten, indem er ein gewisses Vermögen erwirbt. Das Ziel ist also, reich zu werden und seinen Reichtum, wenn auch unter steten Gefahren, seiner beraubt zu werden, zu genießen. Mit der Zeit müssen natürlich auf diese Weise die politisch-nationalen Instinkte verkümmern und der gesamte Volkscharakter modelt sich allmählich um. Erst die neueste Zeit hat mit dem Eindringen der modernen abendländischen Bildung auch dem armenischen Volke — wenigstens seinen von dieser Bildung ergriffenen Teilen — neue nationale Ideale gezeigt.

Man würde nun freilich im Irrtum sein, wenn man dieses Geschick der Armenier, das ihre Verschiedenheit von den Georgiern gezeitigt hat, als ein lediglich schlechtes ansehen wollte. Im Gegenteil, die gegenwärtige Erfahrung lehrt es ja, daß im Durchschnitt der Armenier an Tüchtigkeit und Fähigkeit, sich den materiellen Erfordernissen des modernen Lebens anzu-

passen, dem Georgier weit vorankommt. Die ganze lang zurückgehaltene Volkskraft sprudelt jetzt bei den Armeniern unter russischer Herrschaft, wo sie die jahrhundertelang entbehrte Sicherheit für ihr Leben und ihr Eigentum wiedergefunden haben, mit der Gewalt eines plötzlich hervorbrechenden Quells in die Höhe und wirft sich auf das Gebiet, auf welches die Nation durch ihr historisches Geschick während des letzten Jahrtausends gewaltsam hingedrückt worden ist: auf die ökonomische Tätigkeit. Nach dieser Richtung hin repräsentiert aber die armenische Bevölkerung des Kaukasus einen für die materielle Gesamtentwicklung dieses Landes sehr bedeutsamen Faktor. Man kann direkt behaupten, daß die ökonomische Erschließung Kaukasiens, die in den letzten Jahrzehnten freilich bedeutende Fortschritte gemacht, aber immer noch lange nicht ihren Höhepunkt erreicht hat, ohne das armenische Bevölkerungselement, das etwa eine Million Menschen beträgt, nicht entfernt so weit hätte gedeihen können, wie es heute der Fall ist. Die Georgier sind, wie gesagt, obschon gleichfalls eine alte Kulturrasse, durch die historische Entwicklung ihrer nationalen Eigentümlichkeiten so gut wie unfähig geworden, von sich aus ein aufblühendes produktives, die immensen Reichtümer des Landes ausnutzendes wirtschaftliches Leben hervorzubringen. Dazu fehlt ihnen jede Schulung; dazu ist ihr Sinn viel zu sehr einem ganz andersartigen nichtwirtschaftlichen Lebensideal zugekehrt. Die übrigen Völkerschaften des Kaukasus sind teils Muhammedaner und bereits als solche ungeeignet für jede moderne Entwicklung, teils überdies noch Barbaren, die überhaupt noch nie Anschluß an ein höheres Kulturleben gewonnen haben. Von den Zentren des national-russischen Wirtschaftslebens dagegen liegt der Kaukasus viel zu sehr entfernt, als daß von dort aus die erforderliche immense Arbeitsleistung geschehen könnte. Wäre nicht die Initiative der russischen Regierung gewesen, die das Land mit einem in Anbetracht der Verhältnisse ausgezeichneten Netz von Straßen und Eisenbahnen teils schon überzogen hat, teils noch immer weiter zu überziehen im Begriff ist, so hätten selbst diejenigen wirklich russischen Potenzen, die jetzt in Kaukasien tätig sind, mit Ausnahme natürlich des Militärs, schwerlich hierher ihren Weg finden können. Unter diesen Verhältnissen haben die Armenier mit ihrer geschäftlichen Intelligenz, mit ihrem Unternehmungsgeist und ihren verhältnismäßig bedeutenderen Geldmitteln ein gar nicht hoch genug zu schätzendes Verdienst um die Entwicklung Kaukasiens vom Ende des letzten russisch-türkischen Krieges ab sich erworben. Selbstverständlich ist es dabei auch nicht ohne die bekannten Auswüchse im Leben einer für die Erwerbstätigkeit stark und gut veranlagten Nation abgegangen. Wenn aber heute namentlich die Georgier von Tiflis sich in bitteren Klagen und wütenden Redensarten darüber ergehen, daß sie als die eigentlichen Eingeborenen und altangestammten

Söhne und Herren des Landes jetzt vor der skrupellosen Geschäftigkeit der armenischen Eindringlinge den Platz räumen müssen, so ist das zwar begreiflich, aber unter dem Gesichtspunkt der wirklichen Interessen des Landes durch nichts gerechtfertigt.

Sobald man sich über diese Situation klar ist, so erhält man auch eine deutliche Vorstellung von der Zukunft des armenischen Volkes überhaupt, wenigstens soweit es sich dabei um die russischen Armenier handelt. Diese machen allerdings zur Zeit noch nicht die Hälfte der ganzen Nation aus, aber ihre Zahl wächst mit großer Schnelligkeit, während sie in der Türkei nicht nur in langsamerem Fortschreiten resp. im Stillstande begriffen, sondern auch, wie die jüngsten Ereignisse lehren, zeitweilig entsetzlichen Dezimierungen ausgesetzt ist. Für das politische Urteil, das nicht bloß mit der Gegenwart, sondern auch mit kommenden Jahrzehnten und Generationen rechnet, unterliegt es im Grunde doch kaum einem Zweifel, daß über kurz oder lang auch der jetzt noch türkische Teil des armenischen Hochlandes und die beste der persischen Provinzen, Aserbeidschan, russisches Gebiet sein werden. Hier wie dort wird den Armeniern durch die Natur der Dinge dieselbe Rolle zufallen, die sie jetzt schon im Kaukasus spielen. Die wirtschaftliche Kulturentwicklung wird, sobald erst politisch und menschlich gesicherte Zustände existieren, überall in ihrer Heimat und selbst weit in die anliegenden Grenzgebiete hinaus auf ihnen beruhen. Daran kann keine Gewalt etwas ändern; sie sitzen im Lande und sind also räumlich die nächsten dazu. Sie haben die notwendigen Eigenschaften des Geistes, des Charakters und sind dadurch allen anderen Volkselementen, die nach jener Richtung hin etwa mit ihnen in Konkurrenz treten wollten, überlegen. Die Rasse an sich ist die stärkere. Damit ist gegeben, daß sie im Wettkampf siegt, sobald das Privileg der brutalen Gewalttat, der Tötung, Beraubung und Knechtung, das die Muhammedaner in der Türkei zur Zeit noch gegenüber den Armeniern, wie allen anderen Christen unter türkischer Herrschaft, besitzen, in Wegfall kommt.

Ich habe im Verkehr namentlich mit gebildeten Repräsentanten des armenischen Volkes immer wieder von neuem die Beobachtung gemacht, mit welch erstaunlicher Leichtigkeit der Armenier sich im Durchschnitt die vorzüglichsten Instrumente unserer europäischen Kultur aneignet. In erster Linie phänomenal ist seine Sprachbegabung. Möglicherweise trägt hierzu der Umstand bei, daß hier im Kaukasus selbst ein solch wahrhaft babylonisches Sprachgemenge herrscht und daß man im täglichen Leben mindestens drei Sprachen beherrschen muß. Unbedingt erforderlich ist das Russische, dazu kommt dann je nach der Volkszugehörigkeit die nationale Muttersprache, und endlich das türkisch-tatarische Idiom, ohne dessen Kenntnis, wenigstens im Geschäftsleben, kaum jemand auskommt, da ein großer Teil der Kaufleute



Der Scheitan-Basar in Tiflis.

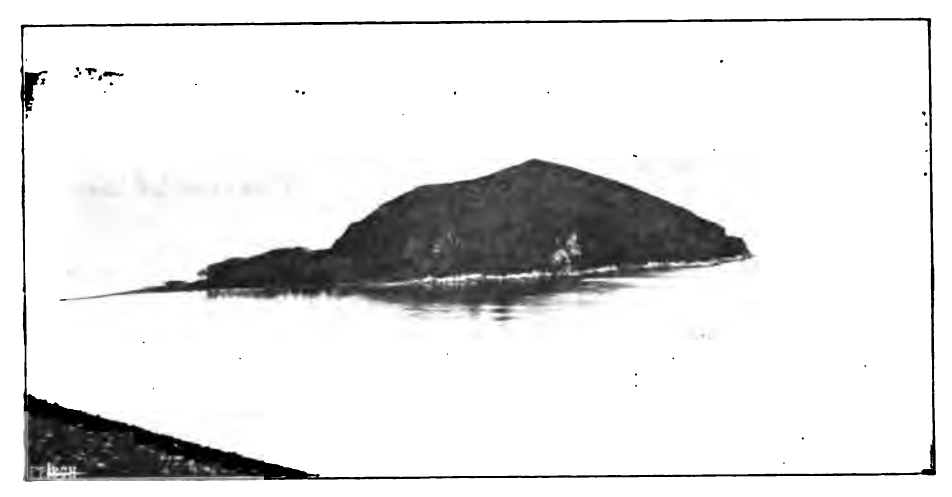
im Kaukasus Tataren sind, die nur ihre Muttersprache beherrschen. Eine weitere Bemerkung, die ich oft gemacht habe, ist die, daß von allen Völkerschaften im Kaukasus niemand im gleichen Maße wie der Armenier eine Auffassungsgabe für den technischen Betrieb des europäischen Wirtschaftslebens besitzt, und zwar nach den verschiedensten Seiten hin, vom Gebrauch des Telephons bis zur Organisation einer Aktiengesellschaft oder eines Zeitungsunternehmens. Fast jeder Armenier versteht im gegebenen Augenblick die Sache, um die es sich handelt, praktisch anzufassen. Fast jeder hat dazu eine rednerische, man könnte fast auch sagen eine literarisch-journalistische Ader. Die Masse des mit armenischen Lettern bedruckten Papiers in Büchern, Zeitungen und Zeitschriften ist im Verhältnis zur Volkszahl der Armenier und namentlich der Gebildeten unter ihnen eine ganz enorme. Alles das muß man wissen, um sich eine richtige Vorstellung von der Bedeutung dieses Volkes für die gegenwärtige und in noch höherem Grade für die kommende Entwicklung desjenigen Stücks von Vorderasien machen zu können, in dem seine Wohnsitze liegen.

Mir haben sich diese Beobachtungen nicht etwa im Laufe eines einzigen flüchtigen Besuches, sondern bei mehrmaliger und länger andauernder Anwesenheit im Lande, deren Ergebnisse überdies noch durch häufigen Verkehr mit Armeniern außerhalb ihrer Heimat verstärkt wurden, aufgedrängt. Ich

kenne von den alten Kulturvölkern des Orients, die samt und sonders in früheren Zeiten bessere Tage gesehen haben, fast alle, und ich kann nach allem Gesehenen und Erlebten meine Erfahrungen nur dahin zusammenfassen, daß voraussichtlich keinem von ihnen eine bedeutendere Rolle für die bevorstehende Entwicklung des Orients bestimmt ist, als gerade den Armeniern. In dieser Beziehung kann man erst deutlich sehen, wenn man sie unter Verhältnissen kennen gelernt hat, wie sie zur Zeit hier unter russischer Herrschaft bestehen, wo für jede Rasse ein gewisser Spielraum zur Entfaltung ihrer angeborenen und erworbenen Fähigkeiten vorhanden ist. Man kann auch hier im Kaukasus scheinbar ganz andersartige Erfahrungen machen, wenn man Gebiete aufsucht, in denen eine starke und bodenständige armenische Bauernbevölkerung sitzt. Dort hat man den Eindruck absolut primitiver Kulturverhältnisse, von denen aus sich scheinbar schwer die Möglichkeit ergibt, daß unter diesen Leuten eine modern-europäische Entwicklung in absehbarer Zeit beginnen könnte. Man braucht aber nur den Versuch zu machen, solch einen Bauernjungen von Schirak oder Ararat auf eine Gewerbe- oder Handelsschule zu schicken, und man wird nach sechs Jahren sein Wunder erleben, was aus ihm geworden ist. Dasselbe Experiment bei einem Tataren oder Georgier gemacht, würde in den meisten Fällen mißlingen.

Vorgestern spät abends brachen wir mit der Eisenbahn von Tiflis auf und fuhren bis Akstafá, wo die sogenannte kaukasische „Transitstraße" nach Eriwan und Kars ihren Anfang nimmt. Ohne Aufenthalt ging es, wieder per Postkalesche, durch das Akstafátal nach dem Sommerkurort Delischan; von da über den 2100 Meter hohen Tschubuchlypaß bis zum Göktschaisee. Dieser See mit seiner Umgebung, zumal wenn man ihn unter solchen Umständen sieht, wie wir ihn gesehen haben, ist ein wahrer Glanzpunkt auf der Reise von Tiflis ins Hochland. Die Landschaft ist ja ganz andersartig, als im „großen" Kaukasus, aber an Erhabenheit des Eindrucks und imponierender Schönheit steht sie ihm nicht nach. Wenn ich zwischen dem Darjal oder dem Göktschai wählen sollte, so wüßte ich keine Entscheidung zu treffen.

Eine kleine Stunde vor Sonnenuntergang öffnete sich von der Paßhöhe aus der Blick auf den See und die Felseninsel Sewan mit ihrem tausendjährigen Kloster, am Westrande des mächtigen Wasserspiegels. Die wunderbar leuchtenden Farben, wie sie der See und die Uferberge im Lichte der scheidenden Sonne an jenem Abend zeigten, lassen sich gar nicht beschreiben; selbst wer es sieht, will seinen Augen nicht trauen, daß es ein solches Blau, Grau oder Violett wirklich in der Natur gibt. Mit Dunkelwerden hielten wir mit unserem Vierspänner unten am Seeufer, an einem Hause, das dem Kloster drüben gehörte und von einem Priestermönch bewohnt wurde. Mit einiger Mühe ließen sich einige Fischer aus einem nahen kleinen Dörfchen



Die Insel Sewan im See Gök-Tschai.

bereit finden, uns noch am selben Abend, sofort, nach Sewan hinüberzubringen. Während des Unterhandelns war es ganz finster geworden; schwarz, mit hohem Wellengang dehnte sich das mächtige Gewässer ins Unbestimmte hinein vor uns aus, und es schien recht wagehalsig, um diese Zeit mit einem Ruderboot noch die Insel, deren Silhouette in der Ferne kaum sichtbar war, erreichen zu wollen. Die Leute waren offenbar anderer Ansicht; hurtig wurde das Gepäck aus dem Wagen ins Boot verladen, Teppiche auf dem Boden des Fahrzeuges für uns ausgebreitet, vier baumstarke Fischer traten an die Ruderplätze, noch ein alter Mönch, Vater David, der von einer weiten Wanderung über Land gerade heimkam, kletterte zu uns hinein, und dann stießen wir ab. Wohl eine Stunde dauerte die merkwürdige Überfahrt. Das Boot tanzte auf den hohen Wellen wie ein Brett, die Leute ruderten, daß ihre Riemen sich bogen und knackten; dazu sangen sie fortwährend, lachten und riefen sich allerlei auf armenisch zu, das Wasser spritzte und klatschte an die Planken, als ob es die Stimmen der Menschen übertönen wollte, und in all dem Durcheinander und der Finsternis kauerten wir beiden Reisenden in einem Gemisch von Besorgnis und Freude an der seltsamen Situation, mit allerlei heimlichen Gedanken an Seekrankheit und dergleichen schöne Dinge, auf unseren Teppichen am Boden des Bootes.

Endlich, im Stockfinstern, waren wir an der Insel. Man half uns aus dem Boot und leitete uns an der Hand über allerlei Geröll, Steinblöcke und Stufen ans Klostertor.

Ein schwarzes Loch in einer Mauer tat sich auf und dahinter ein endloser, niedriger, scheinbar nicht ins Innere eines Gebäudes, sondern eher in

die Erde hineinführender Gang. Beim Schein einer schwach leuchtenden Kerze, die ein Mönch trug, wanderten und wanderten wir immer weiter, rechts und links tauchten in kurzen Zwischenräumen kleine Türen auf, die wohl in Mönchszellen führten. Es war, als ob es in die Unterwelt hineinginge. Plötzlich hielt der Führer stille und zur Rechten öffnete sich eine Tür in ein hell erleuchtetes Zimmer — förmlich wie in einem Märchen. Drinnen stand ein gedeckter Tisch, und zwei Männer in langen schwarzen Gewändern traten uns zur Begrüßung entgegen: der Prior des Klosters und der zum Besuch hier anwesende armenische Erzbischof von Eriwan. Ehe wir recht zur Besinnung kamen, saßen wir auf einem großen alten Sofa am Speisetisch, den beiden armenischen Prälaten gegenüber, und ein bärtiger Novize in dunkelblauer Kutte brachte uns allen den Tee. Der Abt und der Bischof sprachen Russisch, und so war die Verständigung nicht schwer. Es gab Fastenessen, dem Freitage entsprechend: Bohnen, grüne Kräuter, frische Gurken, Melonen u. dergl. Man entschuldigte sich, daß man unserer späten Ankunft wegen uns nichts anderes vorsetzen könne, als die Klosterkost — nach der abenteuerlichen Fahrt schmeckte indes alles prächtig, und Tee und Wein halfen über manches Bedenkliche hinweg, was an Salaten und dergleichen mehr aufgetischt wurde.

Mittlerweile war der Mond aufgegangen, wie man an dem hellen Schein durchs Fenster sehen konnte, und das lockte uns hinaus: die schroffe Felseninsel und der mächtige bergumkränzte See mußten in dieser Beleuchtung ein unvergleichliches Bild abgeben. Der Prior und ein junger armenischer Student, auch ein Gast des Klosters, geleiteten uns; wieder ging es durch den langen, unheimlichen Gang hinaus ins Freie, dann eine Felsentreppe in die Höhe, an zwei zerfallenden altersgrauen Kirchen vorbei und auf dem schmalen Pfade, der am oberen Rande der Insel entlang lief, schließlich auf den Gipfel dieses großen wie von Riesenhand in den See geschleuderten Felsstücks hinauf.

Wie wunderbar war dieses Bild ringsum! Auf der schwarzen wogenden Seefläche leuchtete es weithin — hier von langen Lichtbahnen, dort nur in flüchtig auftauchendem, zitterndem Schein; fahl und kalt beleuchtet lagen die Berge der nahen Uferpartien da, während die fernen Gebirge am Ende des Sees in einer seltsamen nebligen Dämmerung verschwammen. Rauschend brandeten unten die weißen Wellenkämme am Ufer, und wie von fernem elektrischen Strahlenlicht beschienen erhob sich der kolossale Steinblock unter uns mit den beiden Kirchen, die zum Kloster Sewan gehören, aus dem dunklen Wasser. Das trockene Gras, mit dem die Felsoberfläche bewachsen war, raschelte unter unseren Tritten, und über den schmalen, nach beiden Seiten abfallenden Kamm, auf dem wir gingen, strich ein kräftiger Wind



Klosterkirchen auf der Insel Sewan.

von den hohen Bergen des Ostufers her, so daß wir alle in dieser großen Meereshöhe zusammenschauernd die Kühle der Mondnacht fühlten.

Heute morgen haben uns die Mönche für das gestrige Fastenessen mit Forellen aus dem See entschädigt, den besten Fischen, die es auf der Welt gibt. Jetzt soll uns in Kürze ein Klosterboot ans Ufer zurückbringen, an die Stelle, wohin ich unsere Kalesche bestellt habe, denn die Poststation, zu der die Pferde gestern abend weitergegangen sind, liegt fünf Kilometer von der Überfahrtsstelle nach Kloster Sewan entfernt. Wir sind jetzt noch einmal im Sonnenlicht des hellen Augustmorgens um die Insel gewandert. Wirklich, das Landschaftsbild ist gewaltig. Zum ersten Male trägt die Szenerie ganz fremde, entschieden außereuropäische Züge. Die Dimensionen dieses Beckens im Zusammenhang mit seiner Höhenlage und der absoluten Kahlheit der schnee- und waldlosen Hochgebirgsketten, die es umgeben, gehören nicht mehr in unseren Erdteil, wo eine solche Wasserfläche höchstens noch in der finnisch-sarmatischen Tiefebene denkbar erscheint. Das ganze Bassin ist durch vulkanische Ausbrüche, die einen mächtigen Staudamm im Westen bildeten, sozusagen abgedämmt. Schnee fällt auf der Hochebene um den See im September und hält sich bis zum Mai. Der Ackerbau begegnet schon großen Schwierigkeiten.

Läge der Göktschaisee in einer mehr bekannten und zugänglichen Gegend, so würde er von Malern und Naturfreunden in Menge aufgesucht werden

wegen der unvergleichlichen Sonnenlichtwirkungen, die es in dieser Landschaft gibt. So aber werden wohl nur wenige Europäer ihren Fuß auf diese Insel gesetzt haben. Der Name des Eilandes (sew wank, armenisch) bedeutet „schwarzes Kloster". Die düstere Farbe des Inselfelsens, das märchenhafte, tiefdunkle und doch bis in enorme Tiefen durchsichtige Blau des Wassers und die buntfarbig-nackten Gesteinsmassen der Uferberge geben in dieser dünnen, sonnendurchleuchteten Atmosphäre eine fremdartige, phantastische, ich möchte fast sagen, das Auge wider Willen berauschende Wirkung ab.

Sewan war früher Verbannungs- und Strafort für ungehorsame armenische Kleriker. Aus jener Zeit sollen sich noch schreckliche Zellen in geheimen Tiefen des Felsens befinden. Die Bibliothek ist jetzt klein; einst aber soll sie reich an alten und seltenen Schriften gewesen sein. Im Anfang dieses Jahrhunderts, wird erzählt, habe sich der Patriarch von Etschmiadsin nach den Bücherschätzen erkundigt und beabsichtigt, sie persönlich zu revidieren. Da aber viele Stücke vom Alter mitgenommen und beschädigt waren, ließ der Abt, damit die Bibliothek einen guten Eindruck mache, diese — natürlich gerade die ältesten und wertvollsten — auf ein Schiff verladen und in den See versenken, die noch gut erhaltenen neueren und schön eingebundenen Exemplare dem hohen Gaste vorweisen! Wohl möglich, daß bei dieser Gelegenheit gerade die ältesten Stücke armenischen Schrifttums zugrunde gegangen sind, denn das Kloster im See galt vordem als der festeste Zufluchtsort im Lande, wohin Schätze und Kirchengut in kriegerischen Zeitläuften mit Vorliebe geschafft wurden.

Zweites Kapitel.

Im Lande Ararat und Schirak.

Etschmiadsin, 14. August.

Vorgestern um Mitternacht hielt unsere schwerfällige Kalesche vor dem Klostertore. Wir hätten nicht gewagt, zu einer solchen Stunde einzubrechen, wenn ich mich nicht von früher her schon als ein alter Gastfreund der Mönche betrachten könnte. Einem Gastfreund verzeiht man vieles, er darf auch um Mitternacht Eingang heischen. Für mich ist Etschmiadsin ein vertrauter Ort; schon vor einem Jahre habe ich während des Frühlings eine Reihe von schönen Tagen in diesen Mauern zugebracht und bin damals mit dem festen Vorsatz von ihnen geschieden, daß der erste Besuch nicht der letzte sein sollte.

Wir sind von unserem Inselquartier am See Gök-Tschai übrigens mit einem reichlichen Maß der landesüblichen Schwierigkeiten und ärgerlicher Aufenthalte hierher gelangt. Als wir gegen Abend am Seeufer unseren Postkutscher entließen, schärfte ich ihm mit aller Bestimmtheit ein, er solle den Wagen von der Station aus zum nächsten Morgen wieder an dieselbe Stelle schicken lassen. Bei unserer Landung waren aber weder Wagen noch Pferde zu sehen, und wir saßen mit unserem Gepäck hilflos am Ufer. Eine Rekognoszierung oben auf der Chaussee, die hoch über dem Seespiegel in die steilen Abhänge des Berges hineingesprengt ist, nützte auch nichts; keine Möglichkeit des Fortkommens weit und breit zu entdecken! Ärgerlich ging ich in das Dörfchen an der Überfahrtsstelle nach Sewan zurück, von wo wir am Abend vorher mit unserem Boote abgefahren waren. Man kann von dort aus auf einem langen Seitenarm des Sees auch zu Wasser nach der eine Stunde entfernten Poststation Jelenowka kommen, aber das einzige Boot, das in dem Dörfchen vorhanden war, erwies sich als leck, und es zu kalfatern, hätte längere Zeit gekostet, als nötig war, einen Boten nach Jelenowka zu schicken und den Postwagen zu holen. Um die Tenne des Dorfes herum standen einige zweiräderige Büffelkarren, hoch mit vom Felde geholtem Getreide bepackt. Ich fragte einen der armenischen Bauern, die

umher standen, ob er seine Ochsen anspannen und uns mit diesem Gefährt nach der Station bringen wolle. Der Mann machte ein dummes Gesicht und wußte offenbar nicht, ob das eine Requisition oder ein Vorschlag zur Güte sein sollte. Als ich einen silbernen Rubel aus der Tasche holte und ihm zeigte, schien ihm die Situation deutlicher zu werden, wenigstens machte er sich daran, seine Gerste langsam abzuladen. Ein anderer ging, um die Ochsen zu holen. Die Sache schien aber lange dauern zu wollen, und ich sagte daher den beiden Bootsleuten, die vom Kloster mitgekommen waren, sie möchten doch etwas für Eile sorgen. Statt aller Antworten warfen sie die Getreidefuhre einfach um, packten einiges Stroh in den plumpen flachen Kasten, der direkt auf der Achse befestigt war, deckten unsere Teppiche hinein und warfen dann ohne weitere Umstände die ganze Ladung Forellen, die wir als Gastgeschenk von Sewan nach Etschmiadsin mitnehmen wollten, darauf. Es waren wohl 20 oder 30 mehrpfündige Fische; ein kleines Kapital auf jedem großstädtischen Markte in Europa oder in einem thüringischen Hotel. Dann kamen unsere Koffer und Satteltaschen dazu, und zwischen all dem Kram suchten wir uns, so gut es ging, halb liegend, halb kauernd, zu placieren. Nun ging die Schneckenfahrt los. Der Mann kniete vorn im Wagenkasten und bemühte sich, seine Ochsen anzutreiben. Manchmal waren seine Anstrengungen soweit von Erfolg gekrönt, daß die beiden schwerwandelnden Tiere in eine Art kurzen Trabes fielen; dabei aber wurden die Stöße des Wagens trotz der Unterlage von Stroh und Teppichen so stark, daß uns europäischen Insassen alle Glieder weh taten, und so mußte es also wohl oder übel beim Schleichtempo bleiben. Ein normales Ochsengespann macht in der Stunde 4 Kilometer, ganz gleich, wie schwer die Last ist, die es zu ziehen hat, denn die Tiere sind einmal auf ein gleichmäßiges Tempo gedrillt und halten dies mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerks ein, wenn sie nicht ununterbrochen gestachelt und geschlagen werden. Man kann sich denken, mit welcher Ungeduld wir in der rasch steigenden Sonnenhitze die Ankunft auf der Station erwarteten. Endlich war sie erreicht, und siehe da: unsere Kalesche von gestern stand friedlich und unbespannt mit weit ausgereckter Deichsel mitten auf dem rundum von Pferdeställen umgebenen Stationshof. Auf meine Frage, warum der Wagen nicht an den See geschickt worden sei, antwortete der Posthalter sehr erstaunt, davon hätte ihm der Kutscher gestern abend nichts gesagt; er hätte gemeint, wir wollten einige Tage im Kloster auf der Insel bleiben. Nun war es Zeit geworden, Mittag zu essen, und bis zur Abfahrt war glücklich die Hälfte des Tages, die uns schon ein gut Stück Weges nach Eriwan hätte weiter bringen sollen, verstrichen. Von Jelenowka nach Eriwan sind es noch 63 Kilometer und 4 Stationen. Der Höhenunterschied beträgt auf dieser Strecke über 1000 Meter,



Etschmiadsin.

man kann daher, den Aufenthalt auf der Station eingerechnet, die ganze Entfernung ohne Schwierigkeit in sieben bis acht Stunden zurücklegen. Die letzte Stationsstrecke vor Eriwan, 15 Kilometer lang, sind wir im Stockfinstern in wenig über einer Stunde gefahren. Diese auch für Kaukasien beträchtliche Schnelligkeit ist übrigens durch ein dem Postillion in Aussicht gestelltes Trinkgeld von einem halben Rubel erzielt worden. Die Straße fällt fast ununterbrochen; kurz vor Eriwan erreicht man die letzte der Stufen, in denen die Senkung des Terrains von dem hohen Plateau des Gök-Tschai bis auf den Boden der Araxesebene erfolgt. Von dort aus habe ich im vorigen Jahre einen wunderbaren Blick auf die gerade in vollster Blütenpracht schwimmende Gartenstadt gehabt; diesmal war das Schauspiel anders, aber nicht weniger schön: man sah von der Höhe auf ein förmliches Meer von Lichtern herab.

Der Posthalter auf der Station Eriwan brauchte lange Zeit, um zu begreifen, daß wir tatsächlich noch um 10 Uhr abends nach Etschmiadsin aufbrechen wollten, und es bedurfte einiger Grobheit, gemischt mit metallener Überredungskunst, um die Kutsche aus dem Schuppen und die Pferde aus dem Stalle zu bekommen. Von Eriwan an ist die Araxesebene völlig flach und mit jungen Flußanschwemmungen bedeckt; sie bildet den Boden eines alten Seebeckens, das sich in der Vorzeit mehrere hundert Kilometer weit

bis an die heutige Stromenge von Dschulfa erstreckte, wo der Araxes in einer engen und tiefen Kluft sich einen Weg durch gewaltige Basaltmauern hindurch genagt hat. Diese vulkanischen Massen bildeten vor dem Stromdurchbruch einen mächtigen Querdamm, der die Wasser des Flusses bis weit hinter Eriwan aufstaute.

Während unserer nächtlichen Fahrt nach dem Kloster blies ein Wind von orkanähnlicher Gewalt von der nördlichen Bergumrahmung der Ebene herab zum Tal. Der Druck, den die reißende seitliche Luftströmung auf uns, unsern Wagen und die Pferde ausübte, war so stark, daß unser Gefährt sichtlich auf die linke Seite der Chaussee hinübergedrängt und immer wieder von neuem nach rechts hinüber gezwungen werden mußte. Dieser Wind macht sich täglich in den Nachmittagsstunden auf und dauert mit zunehmender Stärke bis tief in die Dunkelheit hinein. Nach Mitternacht flaut er dann allmählich ab. Der Grund dafür ist die starke Erhitzung der breiten ringsum von Bergen eingeschlossenen Araxesebene. Die Rückstrahlung der Sonnenwärme durch den Erdboden in diesem geschlossenen Kessel ist so stark, daß sich die darüber liegenden Luftschichten während des Vormittags und der Mittagszeit in hohem Grade erwärmen, und, je weiter diese Erwärmung vorschreitet, in desto stärkerem Zuge aufwärts gerissen werden. Zur Herstellung des Gleichgewichts in der Atmosphäre strömt dann die kühlere Luft von den Bergwänden ringsum mit steigender Schnelligkeit zu Tal, bis der Ausgleich zwischen hüben und drüben in Druck und Temperatur erreicht ist. Die Strömung wird dabei so heftig, daß sie Sand, Staub und selbst kleine Kiesstückchen in einer wahren Kanonade mit sich reißt. Prasselnd und schwirrend fuhren die Kieselfragmente über den Erdboden hin und schlugen uns auf Kleidung und Gesicht.

Die Gastfreunde im Kloster haben uns zwar in diesen Tagen erwartet, aber allerdings nicht gerade um Mitternacht. Trotzdem wurden wir sehr schnell untergebracht, sobald sich erst nach einigem Klopfen das Gittertor geöffnet hatte. Es sind jetzt Ferien; daher holte man zwei Bettstellen aus dem leeren Schlafsaal der Akademiezöglinge und quartierte uns, weil der Raum am nächsten zur Hand lag und frei war, in dem großen Konferenzsaal des Lehrerkollegiums der Akademie ein, an dessen Wänden einige riesengroße Bilder von armenischen Patriarchen und russischen Kaisern hängen.

Wunderbar, wie schnell auf einer solchen Reise die Zeit vergeht! Wir sind schon drei Tage im Kloster, aber es will uns scheinen, als ob wir gestern angekommen wären. Tagsüber rührt man sich unter dem Einfluß der alles lähmenden, die Araxesebene erfüllenden Hitze möglichst wenig aus den dicken steinernen Mauern der Gebäude hervor, aber gegen Abend, sobald sich der kühle Wind von Norden erhebt, wird man lebendig, recht

lebendig. Die Krone des Tages ist das Essen, zu dem sich allabendlich eine wunderbare Tafelrunde versammelt. Sie hat sich in unserem großen Zimmer gebildet und besteht aus folgenden ordentlichen Mitgliedern: 1. drei Doktoren der Philosophie, von denen zwei Vardapets (Archimandriten) von Etschmiadsin sind, der dritte aber der Schreiber dieser Zeilen; 2. „Frau Doktor", wie Klara hier mit Emphase von den beiden deutschsprechenden Mönchen genannt wird — was ihr immer noch sehr gefällt; 3. dem Archimandriten Sion, dem Fremdenpater des Klosters, einem vollendet schönen vierzigjährigen Mann mit einem riesenhaften kohlschwarzen Bart; 4. Makkabäus — dem vierjährigen Sohne des Vaters Paulus. „Ein Mönch mit einem Sohne?" Ja freilich — und unser Freund Makkabäus hat neulich auch seinen Vater gefragt: „Vater, die Mönche haben doch keine Kinder, wie kommt es, daß Du mich hast?" Paulus war früher verheiratet und Dorfpriester; nach dem Tode seiner Frau wurde er Mönch in Etschmiadsin und nahm seinen kleinen Sohn mit ins Kloster, wo er ihn jetzt erzieht und alle Gäste den altklugen kleinen Bengel mit den pfiffigen Augen lieben und verwöhnen.

Außer diesem festen Bestande gibt es noch ein wechselndes Element an unserer Tafel: Die besseren, d. h. gebildeteren von den Gästen, die fortgesetzt ins Kloster kommen, werden bei uns mitzuspeisen gebeten. Heute ist es ein Student aus Tiflis, morgen ein Lehrer aus Trapezunt oder ein Liedersänger aus Urmia in Persien, übermorgen ein stiller Gelehrter, der jahrelang tagsüber in den Straßen von Paris mit Kleinkram hausiert, abends Linguistik studiert hat und jetzt gekommen ist, sich um eine Stelle an der Akademie zu bewerben; dann ein Ingenieur, der in Brasilien Kaffeeplantagen besessen und in der Revolution, die das Kaisertum stürzte, seine Habe verloren hat — alles Armenier, die das Kloster als das betrachten, was eine armenische Bezeichnung dafür besagt: als ein Volkshaus, in das ein jedes Glied der Nation kommen, wo es seine Füße unter den Tisch strecken und sein Haupt auf ein Kissen legen kann, wenn es hungrig und müde ist. Deutsch, Armenisch, Russisch und Französisch wird durcheinander geredet; zwei-, dreifach muß gedolmetscht werden, bis die ganze Tafelrunde sich einmal bei einem Anlaß, der alle interessiert, versteht. Zu den dunkeln Gesichtern mit kohlschwarzen Bärten und den schwarzen Mönchskutten stehen unsere blonden Haare und hellen europäischen Kleider im denkbar größten Gegensatz — aber weder die Sprachverschiedenheit, noch die Differenz in Kleidung, Sitte und Lebensgewohnheit hindern uns, an unserer Tafel vergnügt zu sein. An zwei Abenden trug der persische Sänger altarmenische Melodien vor mit zwar mächtiger, aber rauher und ungeschulter Stimme. Die Armenier saßen und lauschten voll Hingebung, öfters fiel einer oder der andere in den Gesang

ein, der gelegentlich auch zum vollen Chor anschwoll, und zwischen alledem wurde eifrig gegessen und getrunken: Wein, Eiswasser, Tee, Melonen, dazu die Speisen aus der allgemeinen Klosterküche und allerlei besondere Gerichte für uns Gäste, darin als das einzige Bekannte im Ozean des Fremdartigen das gebratene Huhn sich zeigte.

In jedem Stück hier zeigt sich die Mischung der beiden Welten: Kleidung, Speisen, Eß- und Trinksitten, Möbel, Ausdrucksweise — alles ist bereits zu drei Vierteln asiatisch, aber um so wohltuender leuchten zwischen den fremdartigen Äußerlichkeiten des Lebens die herzliche, unverfälschte Gastfreundschaft und der schöne Triumph der deutschen Wissenschaft bei den Freunden hervor, die unter ihrer Mönchskutte und der schwarzen Mitra so edle, hingebend vaterlandsliebende und allem Wahren und Guten aus der Fremde aufgeschlossene Sinnesart bergen.

Gestern waren wir zur Audienz beim Patriarchen, dem Hairik („Väterchen"), wie ihn hoch und niedrig im Volke gleichermaßen nennt. Und wirklich: einen wahrhaft freundlich-väterlichen Eindruck haben auch wir von der hohen Greisengestalt mitgenommen, die uns zum Abschied mit ihrem Segen die lächelnd gesprochenen Worte mitgab: „Wenn es in Eurer Ehe einmal zum Streiten kommen sollte und Ihr könnt selber keine Einigung finden, so macht Euch in das Land Ararat auf und kommt zu mir, ich will Euch versöhnen — wenn Ihr's auf der langen Reise nicht schon selber getan habt." Heute früh reiste der Patriarch zu einem Besuch der armenischen Diözesen in Karabagh östlich vom See Sewan ab. Obgleich ein Greis von achtzig Jahren, schwang er sich mit einer Rüstigkeit aufs Pferd, wie ein Mann in der Blüte des Lebens. Er macht nun eine Rundreise durch viele Gemeinden und bleibt mehrere Wochen fort. Während seiner Abwesenheit vertritt ihn der älteste Erzbischof aus dem Klosterkonvent, dem wir heute unsere schuldige Visite abstatten wollen. Alle diese hohen Geistlichen stammen noch aus der alten, von europäischer Bildung und Wissenschaft wenig berührten Zeit; ihre theologische wie ihre weltliche Bildung ist lediglich armenisch; sie beherrschen auch keine europäischen Sprachen und der Verkehr ist nur durch Dolmetscher möglich. Unter der heutigen Generation sehen die Dinge allerdings schon etwas anders aus.

Es ist jetzt etwas über ein Jahrzehnt her, daß die armenische Kirchenregierung sich dazu entschloß, einige begabte junge Männer, die den geistlichen Stand erwählt hatten, nach Absolvierung der Akademie zu längerem Studium auf deutsche theologische Fakultäten zu entsenden. Der Zweck dabei war, europäisch-wissenschaftlich gebildete Lehrkräfte für die Heranbildung der im Kloster ihre Erziehung suchenden Angehörigen der armenischen Jugend zu beschaffen. Man darf sich keineswegs vorstellen, daß in Etschmiadsin



Mkrtitsch I. Chrimeau, Katholikos und oberster Patriarch der Armenier.

bloß zukünftige Kleriker erzogen und unterrichtet werden: die Mehrzahl der Akademieschüler ergreift später weltliche Berufe, und es sind immer verhältnismäßig wenige, denen ein kirchliches oder vollends ein Pfarramt begehrenswert erscheint. Die Verhältnisse liegen da sehr eigentümlich und sind großenteils reformbedürftig, wenn auch eine kräftige Aufwärtsbewegung seit

längerer Zeit unverkennbar und manches merklich gebessert ist. Sowohl die leitenden kirchlichen Persönlichkeiten als auch ein großer Teil der nationalen Intelligenz, der gebildeten armenischen Kreise überhaupt, sind vollkommen einig darin und von dem starken, ja glühenden Wunsche beseelt, Hand in Hand die geistliche Bildung, die Kirche und die Religion des Volkes in die Höhe zu bringen — aber es fehlt an den nötigen Hilfskräften und vor allem an der Bewegungsfreiheit, das für richtig Erkannte überhaupt irgendwie in Angriff zu nehmen. Zunächst kann ja nur im russischen Armenien davon die Rede sein, eine Besserung des kirchlichen und Bildungsstandes herbeizuführen. Gegenwärtig stehen die Dinge in den Gemeinden so, daß dem Volke wie dem Klerus zum größten Teil ein Verständnis für das nicht rein Kultische in der Religion abgeht. Die Volksreligion als solche entbehrt in hohem Grade des Zusammenhanges mit der Bibel, entbehrt des Bewußtseins, daß es eine von der christlichen Religion eigens geforderte Sittlichkeit gibt. Religion ist Teilnahme am Kultus; Bibelkenntnis existiert nicht; nur wenige Geistliche besitzen die Heilige Schrift, und überdies ist nicht nur die Sprache der Bibel, sondern des ganzen Gottesdienstes das vom Volke nur noch sehr mangelhaft verstandene Altarmenische. Gepredigt wird allerdings Neuarmenisch, aber nur wenige Geistliche sind dazu imstande. Dazu kommt die eigentümliche Art, wie sich der — obligatorisch verheiratete — Pfarrklerus ergänzt. Es gibt gar keine Bildungsanstalten speziell für Geistliche, ja es hat sogar niemand die Möglichkeit, von sich aus dem geistlichen Berufe (abgesehen vom Mönchtum) sich zu widmen, sondern die Gemeinde wählt aus ihrer Mitte irgend eine Persönlichkeit, der sie das Vertrauen schenkt oder die es sich zu gewinnen versteht, zum Priester. Oft ist es ein Mann in schon vorgerückten Lebensjahren, der sich dann die Fähigkeit aneignen muß, die nötigen Kultushandlungen vorzunehmen; darnach wird er vom Bischof gegen eine meist nicht unbeträchtliche Geldzahlung geweiht. Gehalt bezieht der Priester gar keins, sondern neben dem Ertrage seines Besitztums, das er schon vorher hatte und das er als Priester behält, ist er auf die Gaben seiner Gemeindeglieder für Taufen, Trauungen, Begräbnisse, verschiedene Weihen und dergleichen angewiesen. Ja, es gibt noch Priester, besonders ältere Leute, die nicht einmal zu lesen verstehen, sondern die liturgischen Formeln und Gebete auswendig gelernt haben.

Angesichts einer solchen Sachlage ist das erste, was geschehen muß, in der Tat die Schaffung einer modern und gründlich gebildeten Oberschicht im Klerus. Ist diese vorhanden, so ergibt sich mit der Zeit eine veränderte Stellung der Gebildeten wie der Masse zur Kirche und zum Priestertum von selbst. Diesem Ziele dienend, wandern jetzt Jahr um Jahr junge armenische Theologen nach Deutschland und suchen sich dort womög=

lich einen akademischen Grad, jedenfalls aber ein gründliches Wissen anzueignen auf sprachlich-philologischem, wie auf speziell theologischem Gebiet, und ich freue mich von Herzen, es bezeugen zu können, welch ein lebendiger und fruchtbringender Quell auf deutschen Universitäten erworbener Bildung jetzt hier in unserer Tafelrunde am Fuße des Ararat aus dem Boden armenischen Geistes hervorsprudelt und rauscht.

15. August.

Eigentlich habe ich bisher immer noch halb und halb die Hoffnung gehabt, daß es dieses Mal zu der Araratbesteigung kommen würde, an die ich im vorigen Jahre wegen der frühen Jahreszeit — es war erst Mai — nicht denken durfte. Nun habe ich mich doch überzeugen müssen, daß die Sache wieder nicht geht — weil sie zu viel Zeit kostet. Mit Aussicht auf Erfolg kann der Große Ararat nur von der Ostseite, von dem Sattel zwischen ihm und seinem kleineren gleichnamigen Bruder aus, in Angriff genommen werden, wo bei der „Statthalterquelle" (Sardar-Bulak) sich ein russischer Kosakenposten befindet. Bis dorthin braucht man von hier fast zwei Tage und ebensoviel wieder zurück; dazu vier bis fünf Tage für die eigentliche Besteigung samt Vorbereitungen. Unüberwindliches hat der Ararat trotz seiner 5156 Meter Höhe gar nicht mehr; ja es hat sogar schon eine ganze russische Vermessungsabteilung mit Instrumenten, Gepäck und Zelten über eine Woche auf seinem Gipfel zugebracht, aber es ist für eine normale Leistungsfähigkeit unmöglich, von Sardar-Bulak aus die Spitze an einem Tage zu erreichen; man muß unterwegs in den Schneefeldern kampieren. Zu alledem reicht unsere Zeit nicht. Von der Nordseite oder von Westen her den Riesen zu bestürmen, was uns räumlich am nächsten läge, ist wegen des sehr schwierigen und größtenteils unbekannten Terrains in keiner Weise ratsam. Merkwürdigerweise glauben die Armenier steif und fest, daß der Berg unbesteigbar und daß noch niemals jemand oben gewesen sei. Die zahlreichen Besteigungen des Gipfels haben den von alters her im Volke eingewurzelten Aberglauben nicht zu erschüttern vermocht. Auch von dem andern Plane, den flachen, 4100 Meter hohen Lavavulkan Alagös nördlich von Etschmiadsin zu besteigen, werden wir Abstand nehmen müssen. Gestern habe ich hier im Kloster einen Dolmetscher engagiert, der aber noch nach Tiflis gefahren ist, um sich einen Paß für die Türkei zu besorgen. Wir werden in Igdyr, dem letzten russischen Grenzstädtchen, sowieso genug Aufenthalt haben, bis die ganze Karawane fertig ist; bis dahin wird der Mann wohl zu seiner Erlaubnis gekommen sein und uns einholen. Er ist aus Saloniki und soll von dort wegen Verdachts der Zugehörigkeit zu einem der sogenannten armenischen Komitees ausgewiesen worden sein. Jetzt will

er zunächst bis Wan mit, wo er Geschäfte zu haben vorgibt; er ist aber auch bereit, eventuell noch weiter durch die Türkei mitzureisen und beansprucht nicht einmal Gehalt, sondern nur ein Pferd und freie Verpflegung. Ich kann mich eines leisen Verdachts nicht erwehren, daß der brave Dolmetscher in der Türkei irgendwelche politischen Ziele hat, mit denen er nicht herausrücken will. Wenn sich das bestätigt, so müßten sich von dem Augenblick an allerdings unsere Wege trennen, denn ich habe nicht die geringste Lust, mich auf jenem ohnehin so heißen Boden zu kompromittieren.

Heute abend soll nun also endgültig geschieden werden. Wir haben in frühester Morgenfrühe einen Spaziergang um das mächtige gemauerte Wasserbassin im sogenannten Klosterwalde vor der alten Umfassungsmauer gemacht und zum unzähligsten Mal die großartige Pyramide des Ararat bewundert, die durch einen Durchhau zwischen den Pappelbäumen der weiten Baumpflanzung sichtbar ist. Das große Bassin hat etwa 1000 Schritt im Umfang und ist 6 Meter tief; es enthält den Wasservorrat, um den sogenannten Wald und einen Teil von den Äckern des Klosters gegen Osten im heißen Sommer, wenn die Kanäle aus dem Araxes und die Bäche, die vom Alagös herabkommen, zu arm werden und ganz versiegen, zu bewässern.

Schade, daß Etschmiadsin so völlig in der Ebene liegt; nur von den flachen Dächern der Klostergebäude aus hat man einen etwas weiteren Überblick über die Umgegend. Die Armenier nennen dieses Tal der Araxesebene das Land Ararat, und daher stammt auch die falsche Übertragung dieses Namens auf den großen Schneeberg an ihrem Südrande, dessen Name von den ältesten Zeiten her, da er uns überliefert ist, nicht Ararat, sondern Massis lautet. So nennen ihn die Armenier auch noch heute; nur die Gebildeteren kennen überhaupt den Namen Ararat. Die Sage vom Festsitzen der Arche Noahs auf seiner Spitze wird aber trotzdem auch im Volke geglaubt, und in der Kathedrale zu Etschmiadsin zeigt man sogar ein Stück Holz, das angeblich von der Arche herstammt. In Wirklichkeit bezieht sich die biblische Erzählung gar nicht auf diese Gegenden, sondern auf die Berglandschaft am Nordrande der großen mesopotamischen Ebene auf dem linken Ufer des Tigris. Dort liegt der Berg Dschudi, an dem bei den Umwohnern, namentlich den Kurden und Syrern, bis auf den heutigen Tag die Tradition von der Arche haftet. Auf dem Gipfel des Dschudi ist ein verfallenes Heiligtum, bei dem alljährlich Christen, Muhammedaner und Juden das Opfer Noahs wiederholen. Jene südarmenischen Randlandschaften werden im Alten Testament Ararat genannt, wie denn auch die richtige Übersetzung des Textes im 8. Kapitel der Genesis Vers 4 lautet: „. . . . ließ sich der Kasten nieder auf einem der Berge Ararats". Der Name

eines Berges ist also „Ararat" niemals gewesen, wohl aber steckt in dem Wort der alte Name des ganzen heutigen armenischen Hochlandes, der uns in den assyrischen Denkmälern, im Alten Testament und bei Herodot in etwas verschiedener Gestalt, als Volks- resp. Landesbezeichnung der Alarodier, Urartu, Ararat überliefert ist. Dieser Name stammt aus der Zeit, da die heutigen Armenier überhaupt noch nicht in dem Lande zwischen dem See von Sewan und der mesopotamischen Ebene saßen, sondern in ihren bis auf den heutigen Tag noch nicht bekannt gewordenen Ursitzen hausten. Armenien und seine Nachbargebiete gehörten damals einem nichtarischen Volke, mit dem die Assyrerkönige von Kalach und Ninive jahrhundertelange Kämpfe geführt haben: den Chaldern. Wan oder Tuspa (daher der alte Name des Sees von Wan: Lacus Thospitis) war die Hauptstadt dieses chaldischen Reiches. Aus dem 8. Jahrhundert v. Chr. erfahren wir noch viel von den Kämpfen der Assyrer mit dem Reich von Wan. Dann folgt im 7. Jahrhundert die Periode der Verheerung Westasiens durch jene ihrem Wesen und ihrer Herkunft nach uns noch sehr unklare nordische Völkerwoge, die von den alten Autoren der Kimmeriersturm genannt wird und die jedenfalls in mehrfacher Beziehung das nationale Bild auf dem ganzen Raum zwischen dem Inneren von Iran und der Küste des Ägeischen Meeres verändert hat. Wo dann im 6. Jahrhundert sich das Dunkel wieder etwas zu verziehen anfängt, sind die Chalder und das Reich Urartu verschwunden. König Darius I. von Persien nennt uns statt dessen in seiner großen Siegesinschrift vom Berge Bisutun zum erstenmal die Armina, d. h. die Armenier, als die Bewohner des Hochlandes an den Euphratquellen.

Woher die Armenier gekommen sind, ist, wie gesagt, dunkel. In neuerer Zeit hat Jensen die scharfsinnige und auf den ersten Blick bestechende Vermutung aufgestellt und von verschiedenen Seiten her zu stützen versucht, die Armenier ständen in einem nahen Zusammenhang mit dem Volke der Hethiter, dessen rätselhafte, noch unentzifferte Schriftdenkmäler und Skulpturen im nördlichen Syrien und in Kleinasien weit verbreitet sind. Jensen hat sogar den Versuch gemacht, die hethitischen Inschriften unter Zugrundelegung des Armenischen zu entziffern. Ich meinesteils halte immer noch die alte Ansicht Heinrich Kieperts, daß die Armenier von Norden her gekommen und erst allmählich südwärts vorgerückt sind, für begründet. Nach Kiepert ist gerade die Araxesebene, die noch heute „Land Ararat" heißt, das älteste Stück des historisch bekannten armenischen Stammgebiets. Darauf würde es auch hindeuten, daß Artaxias, der erste geschichtlich nachweisbare König von Armenien, der in der Zeit nach dem zweiten Punischen Kriege sich von den syrischen Seleuciden unabhängig machte, seine Landeshauptstadt Artaxata hier am Araxes gründete. Nach der Überlieferung soll niemand

anders als der flüchtige Hannibal, der auf seiner unsteten Wanderung durch den Orient auch an den Hof des Armeniers gekommen war, diesem den Plan zur Gründung Artaxatas gegeben haben. Jene erste Hauptstadt Armeniens ist bis auf die letzten Reste von der Oberfläche des Erdbodens verschwunden, und man kann nur annähernde Vermutungen über ihre Lage anstellen, aber auch die zweite sicher bezeugte Hauptstadt des Königreichs Armenien hat hier in unmittelbarster Nähe gestanden. Es war **Wagharschapat**, und so heißt auch noch heute der bescheidene Flecken unter den Mauern des Klosters Etschmiadsin. Aber längs der Straße nach Eriwan ist zur Rechten und zur Linken ein weites Feld voll flacher, jetzt von Rasen überwachsener Trümmerhügel, aus denen an einigen Stellen altes massives Mauerwerk in niedrigen Resten hervorragt. Dort hat die alte Königsstadt gestanden, und die größte der noch sichtbaren Ruinen ist aller Wahrscheinlichkeit nach ein Überrest der mächtigen Kathedrale, in der zu Beginn des 6. nachchristlichen Jahrhunderts die Reliquien Gregors des Erleuchters, des Apostels der Armenier, beigesetzt wurden. Nach der Angabe eines altarmenischen Kirchenschriftstellers sollen sie in vier Teile geteilt tief in den Fundamenten der vier großen Pfeiler ruhen, von denen die Kuppel der Kirche getragen wurde. Gegenwärtig bemühen sich eine Anzahl armenisch patriotischer und wissenschaftlich eifriger Männer, den Patriarchen dazu zu bewegen, daß er an dieser Stelle des Ruinenfeldes von Wagharschapat Ausgrabungen vornehmen läßt.

Einmal, zur Zeit der höchsten Machtentfaltung der armenischen Nation, am Anfang des ersten vorchristlichen Jahrhunderts, versuchte es König Tigranes, der Schwiegersohn des Mithradates von Pontus, das politische Zentrum des Reichs weit nach Süden zu verlegen. Er beherrschte zeitweilig die Länder bis an die cilicische und syrische Küste und gründete in der südwärts dem Hochgebirge des Taurus vorgelagerten Berglandschaft, im Gebiete der nordöstlichen Tigriszuflüsse, eine neue Residenz Tigranokerta (Tigranokert = Tigranesstadt). Wo sie gelegen hat, ist mit Sicherheit nicht zu sagen; am meisten Wahrscheinlichkeit spricht noch dafür, daß der heutige Ort Mejafarkin nordöstlich von Diarbekir ungefähr die Stelle von Tigranokerta bezeichnet. Die Größe des Tigranesreichs brach vor den Schlägen der Römerheere unter Lucullus und Pompeius zusammen. Tigranes hatte nach seiner neuen Reichshauptstadt die Einwohner von zwölf zerstörten Kirchenstaaten zusammengebracht, um hiermit eine neue Kulturepoche seines Landes zu beginnen, aber in dem Friedensvertrag mit Pompeius mußte er in die Wiederverödung der noch nicht einmal ganz vollendeten Residenz willigen und sich mit seinem Machtgebiet über den Taurus zurückziehen. Trotz dieses jähen Sturzes von seiner Höhe lebte das Andenken an Tigranes den „Großen“,

noch fünf Jahrhunderte später, zur Zeit des ersten Armeniers, der selbst eine Geschichte seines Volkes schrieb, Moses von Chorni (Chorene), in zahlreichen Volks- und Heldengesängen fort. Seit der Zeit Neros herrschte dann eine Nebenlinie des parthischen Herrschergeschlechts der Arsakiden als Könige über Armenien. Als die neue persische Macht der Sassaniden aufkam, hielt sich Armenien mit einem wechselnden Maß von Selbständigkeit noch bis zur Wende des 4. zum 5. Jahrhundert; dann fiel das westliche Viertel mit Theodosopolis (Erserum) durch Vertrag an das oströmische Reich, während die Sassaniden den ganzen Rest ihrem Staate einverleibten. Im Frieden des byzantinischen Kaisers Mauricius (591) kam dann noch einmal das ganze armenische Land an die Rhomäer, aber nur auf wenig mehr als ein Menschenalter: dann eroberten es die Araber. Die Epoche der Khalifen ist trotz der fremden Obergewalt das eigentliche Heldenzeitalter der armenischen Nation. Gegen Anfang des 10. Jahrhunderts befreiten sich die Armenier sogar aus eigener Gewalt von der Macht des Khalifats. Gleich darnach zerfiel das Reich in eine Anzahl sich gegenseitig bekämpfender Teilfürstentümer unter verschiedenen Dynastengeschlechtern. Die beiden größten und stärksten waren das Reich der Bagratunier von Ani und das der Ardsrunier von Wan. Um die Mitte des 11. Jahrhunderts gelingt es dann zum letztenmal den Byzantinern, sich zu Herren von Armenien zu machen unter dem Vorgeben, Land und Volk vor dem hereinbrechenden Seldschukensturm schützen zu wollen — aber diese Aufgabe überstieg die Kräfte der Kaiser von Konstantinopel.

Ani und die Landschaft Schirak habe ich im Frühling des vorigen Jahres bei meinem ersten Aufenthalt im russischen Armenien besucht. Die Ruinen liegen zwischen den beiden Städten Kars und Alexandropol; ich fuhr von Etschmiadsin aus zu Wagen nordwestlich um das mächtige Lavamassiv des Alagös herum nach Alexandropol, dem altarmenischen Gümri, und von dort an einem Vormittage nach Ani. Es gibt allerlei Beschreibungen des Ortes, aber das meiste davon kann nicht anders denn nur als gröblicher Schwindel bezeichnet werden. Man hat danach die Vorstellung, als ob die Stadt eine Art von Pompeji mit wohlerhaltenen Straßenzügen und Häusern sei; davon ist keine Rede. Aber was wirklich noch dasteht, ist großartig genug und gibt eine deutliche Vorstellung von der einstigen hohen Entwicklung der armenischen Nation und ihres Staatswesens zu einer Zeit, als selbst zwischen Rhein und Elbe nur die ersten groben Axthiebe der Kultur geschahen.

Ich kann nach meiner vieljährigen Erfahrung im Grunde fast alle orientalischen Städtebilder in zwei Kategorien scheiden. Die eine Art liegt von weiten, grünen Baumgärten umgeben in der Ebene am Ufer oder zu beiden



Die Mauern von Ani.

Seiten eines Flusses. Von weitem heranreitend, hat man regelmäßig zunächst irgend eine Paßhöhe zu übersteigen, und von oben eröffnet sich dann der Blick auf einen mehr oder minder ausgedehnten dunkelgrünen Fleck inmitten einer weiten und flachen, muldenförmig rings von kahlen Bergzügen umgrenzten Senkung. Mit Ausnahme weniger Frühlingsmonate ist auch der Boden eines solchen Beckens in graue oder gelbe Töne getaucht; mitten durch zieht sich das helle, glitzernde Band eines Flusses, und erst wenn man ganz nahe herankommt, gewahrt man, daß in dem großen grünen Wald eine Stadt versteckt liegt. Der andere Städtetypus wird repräsentiert durch isolierte Anlagen auf einem von Natur mehr oder minder unzugänglichen Felsplateau oder auf steilen, aus der Ebene hervorragenden Bergen. Manchmal finden sich natürlich auch beide Erscheinungsformen kombiniert: die Zitadelle auf der Höhe und die Gartenstadt darangelehnt in der Ebene. Ani gehört ganz und gar zu der zweiten Art. Es liegt auf einer ringsum von tiefen und jäh abstürzenden Schluchten umgebenen Felszunge zwischen dem Arpatschai, der sich in den Karsfluß ergießt, und dem Aladscha-Bache. Die ganze Landschaft hat etwas unheimlich Düsteres, weil sie ganz und gar aus dunklen vulkanischen Materialien aufgebaut ist und fast jede Spur von Vegetation in weitem Umkreise fehlt. Wo der Boden verhältnismäßig eben ist, bedeckt ihn eine mächtige Schicht rotbraunen vulkanischen Tuffs; überall aber, wo sich ein Wasserriß bis zu größerer Tiefe in ihn hineingefressen hat, zeigt sich die darunter liegende grauschwarze Basaltlava. Nackte vulkanische Hügelketten und Bergzüge umgeben die alte Stadt. Im Nordosten erhebt sich das über 4000 Meter hohe, vierfach zerrissene, ewigen Schnee tragende Riesenhaupt des Alagös.

Man versteht es zunächst schwer, wie die Könige von Armenien sich

eine solche Einöde wählen konnten, um ihre Residenz darin zu gründen, denn auch in alter Zeit kann das Bild der Landschaft im großen und ganzen nicht viel erfreulicher gewesen sein als heute. Der lockere Tuff verschlingt den auffallenden Regen überall mit solcher Geschwindigkeit, daß schon aus diesem Grunde an einen stärkeren Baumwuchs nicht gut zu denken ist, auch wenn nicht schon ohnedies die jährliche, fünf bis sechs Monate betragende trockene Periode auf allem unbewässerten Lande eine kräftigere Vegetation unmöglich machte. Sieht man sich in der Nähe die von Natur überaus feste Lage des Platzes zwischen den ihn rund umgebenden Schluchten an, so wird man wenigstens nach dieser Richtung hin die Anlage begreifen: nur auf einer Strecke von etwa 1000 Metern war es nötig, das sonst überall von unten herauf sturmfreie Plateau gegen feindliche Angriffe zu sichern, und dieser Aufgabe genügten die armenischen Könige durch die Errichtung einer doppelten, mit über 30 Türmen besetzten Mauer. Dieses Hauptstück der Befestigung ist noch beinahe ganz erhalten. Die Mauer ist mit tadellos geglätteten Quadern aus jenem rotbraunen Tuff gebaut; in die Außenfläche eingesetzt finden sich aber zahlreiche Figuren, Kreuze, Mäanderlinien und dergleichen mehr aus schwarzer Lava. Der Zugang eröffnet sich durch ein noch erhaltenes Tor; dann läuft er eine Strecke weit zwischen den beiden Mauern hin und passiert dann eine zweite innere Durchgangswölbung. Das Innere der Stadt ist eine ungeheure Masse wirrer Trümmerhaufen, mit Ausnahme einer Anzahl besonders hervorragender, ganz oder teilweise erhaltener öffentlicher Bauwerke, des Königsschlosses, verschiedener Kirchen und innerer Befestigungen. Obgleich die Stadt zu verschiedenen Malen von feindlichen Heeren, namentlich von den Mongolen, erobert und geplündert worden ist, so ist das Hauptwerk der Zerstörung doch nicht durch einen menschlichen Feind, sondern im Jahre 1371 durch ein furchtbares Erdbeben erfolgt. Zieht man das in Erwägung, so wundert man sich überhaupt, daß noch eine solche Masse gerade und festgefügten Mauerwerks, namentlich in der äußeren Befestigung, aufrecht steht. Auch die Kathedrale hat durch das Erdbeben nur ihre Kuppel verloren, deren eingestürzte Quader jetzt das Innere der Kirche erfüllen. Mir war diese Beobachtung eine Bestätigung der schon öfters gemachten Erfahrung, daß in der Hauptsache die Zerstörung aller Bauwerke viel weniger durch feindliche Eroberung und selbst durch Naturereignisse erfolgt, als durch die allmähliche, auf die Verödung des Platzes folgende Benutzung der Ruinen als Steinbruch zur Gewinnung von Material für Neubauten in der Nähe und Ferne seitens der späteren Geschlechter. In der Gegend von Ani hat nach dem Verfall des armenischen Reiches, namentlich seit dem großen Mongolensturm des 13. Jahrhunderts, keine nennenswerte Wiedererneuerung der alten Kultur mehr stattgefunden.

Das Land wurde von den Scharen Dschengis-Chans verödet hinterlassen und blieb es in der Hauptsache bis auf die jüngste Zeit. Oben auf der Höhe des Plateaus vermochte das Strömen der Wasser der Flüsse gleichfalls nichts von den Steinen der zusammenstürzenden Bauwerke fortzutragen, und so bietet denn das Ruinenfeld von Ani nach dieser Richtung hin einen einzigartigen Anblick dar, indem das ganze Stadtterrain offenbar viele Meter hoch mit einer immensen Masse übereinander gefallener behauener Bauquadern überschüttet ist. Aus dieser Steinwildnis, über deren Oberfläche sich hier und da ein dünner Rasen legt, ragen die Mauern stehengebliebener Gebäude in die Höhe, wie Felsklippen aus dem Meere. Von Straßenzügen, die noch zu erkennen wären, wie phantasiebegabte Reisende erzählen, ist keine Spur zu sehen. Die einzigen menschlichen Einwohner von Ani sind heute ein armenischer Mönch und eine armenische Hirtenfamilie. Der Mönch ist von dem Patriarchenkloster Etschmiadsin aus dauernd in Ani stationiert. Er liest einsame Messen in der einzigen, selbst bis auf die innere Ausmalung noch ganz erhalten gebliebenen Kirche, und jene Gefährten seiner Einsamkeit sorgen für seinen leiblichen Unterhalt.

Tief unten, unmittelbar über dem Stromspiegel des Arpatschai, sind noch die Reste einer alten gemauerten Brücke sichtbar, die vorzeiten in einem einzigen Bogen das Flußbett überspannt haben muß, und auf einer nach allen Seiten jäh abfallenden, aber gegen das Hauptplateau der Stadt tiefer gelegenen schwarzen Felszunge, im Vereinigungswinkel der beiden Schluchten, erhebt sich eine von der alten Stadtmauer isolierte, unglaublich kühne Befestigung für sich. Ani mag zur Zeit seines Glanzes, nach dem Raum zu schließen, den die Ruinen bedecken, zwischen 50 und 100000 Einwohner gehabt haben, wobei freilich möglich ist, daß die Bevölkerung des Platzes dichter auf- und nebeneinander saß, als es heute auf einer gleichen Fläche der Fall wäre. Die Geschicklichkeit und Kunst, die bei den alten Bauten angewendet worden, zeigen, namentlich was die feine Behauung der Quadern und die Herausarbeitung der eigentümlichen architektonisch-dekorativen Flachreliefs zur Gliederung der Mauerflächen an der Außenseite der Gebäude betrifft, eine bewundernswerte Höhe.

Bald wird die Eisenbahnlinie von Tiflis nach Kars in nächster Nähe der Ruinen, nur ein bis zwei Stunden entfernt, vorübergehen, und dann wird sich der Besuch von Fremden, Reisenden und Touristen, wahrscheinlich sehr steigern. Ani ist als das bedeutendste Denkmal der altarmenischen Bauweise und materiellen Kulturentwicklung des höchsten Interesses wert, und es wäre sehr zu wünschen, daß sich eine archäologische Expedition mit der Aufnahme des Platzes und seiner Denkmäler eingehend beschäftigte.

Wie damals vor einem Jahre, so scheide ich auch diesmal mit einer



Kathedrale von Ani.

gewissen Wehmut aus dieser ganzen historischen Landschaft am Fuße der beiden alten schneegekrönten Riesenvulkane. Mit der Erschließung des transkaukasischen Gebietes durch den Eisenbahnbau hat eine neue Epoche für das Land begonnen. In wenigen Jahren wird an den Mauern von Etschmiadsin der Schienenstrang der Bahn von Tiflis über Alexandropol nach der persischen Grenze vorbeiführen, und unweit des Klosters soll eine Station zu liegen kommen. Mit der Eisenbahn hierher zu fahren, wird mir wohl sonderbar vorkommen, wenn mein Lebensweg mich noch ein oder das andere Mal ins Land Ararat führen sollte. Für diesmal freilich geht es von hier ab mit dem Fortkommen nicht aufwärts in die Kultur hinein, sondern wieder zum alten und romantisch primitiven Beförderungsmittel des Reisenden: auf dem Rücken des Rosses. Bis Igdyr soll noch gefahren werden; dort will ich Pferde für uns alle kaufen, denn mit dem Übergang vom russischen Boden auf türkisches Gebiet hört die Fahrbarkeit der Wege auf. Heute mittag haben wir zum letztenmal in unserer klösterlichen Tafelrunde gesessen und aufs Wiedersehen angestoßen. „Möge es aus unserem Munde in Gottes Ohr gelangen!" meinte einer der schwarzbärtigen Freunde und trank sein Glas leer — wir desgleichen.

Drittes Kapitel.

Vom Berge Massis zum Meer von Wan.

Igdyr am Ararat, den 16. August.

Eben komme ich vom Pferdehandel. Es ist doch ganz unglaublich, welch eine Unverfrorenheit man sich hier im Orient angewöhnt! Da sagt man uns in Etschmiadsin: „Sobald ihr nach Igdyr kommt, so fahrt nur ruhig beim Sew Hakop (schwarzer Jakob) vor; er wird euch aufnehmen und in allem behilflich sein.“ Gesagt, getan — um Mitternacht hält unser Phaëton vor dem Hause des schwarzen Jakob, wir klopfen die Leute aus den Federn, erhalten frischen Tee, man gibt uns ein Schlafzimmer, und gestern wie heute werden alle verkäuflichen Pferde von Igdyr zusammengetrommelt, um für uns vier Tiere zu beschaffen. Der Pferdehandel war sehr amüsant. Der schwarze Jakob probierte selber alle Tiere durch und ritt sie im Schritt, Trab, Galopp und noch verschiedenen möglichen und unmöglichen Gangarten auf der grünen Wiese vor seinem Hause mir und einem halben Dutzend Pferdesachverständiger vor. Solch ein Pferdehandel en gros scheint hier eine Art Volksfest zu sein, zu dem eine Menge Interessenten sich versammelt: Fuhrleute, tatarische und armenische Milizoffiziere, Krämer, Soldaten der Garnison und, nicht zu vergessen, vor allem unser neu engagierter Diener, Awojew Petrosianz Madat. Dieser Madat muß eine wahre Perle sein, wenn die Hälfte von dem wahr ist, was man uns von ihm erzählt. Er ist Armenier, spricht Armenisch, Russisch, Türkisch, Kurdisch und Georgisch, kocht asiatisch und europäisch, ist ein Pferdeverständiger ohnegleichen, hat sich unter Türken und Tataren nach Möglichkeit herumgetrieben und soll alle Schliche und Kniffe sämtlicher Nationen zwischen Kaukasus und Euphrat kennen. Nun — wir werden ja sehen!

Vier Pferde nenne ich also jetzt mein eigen und will die Gesellschaft in aller Form vorstellen: 1) „Maltschik“, ein kleines Bergpferd vom Ararat, das wegen seines leichten und geschickten Ganges für Klara bestimmt ist (ein weicher türkischer Damensattel, auf dem man aber nach Männerart sitzen muß, wird bereits gebaut). 2) „Mischka“, ein Tier, dem ich nicht viel Ver-

trauen entgegenbringe, das aber viele Vorzüge haben soll und für mich bestimmt ist. 3) „Waska", ein schweres Lastpferd, das 80 Kilogramm Gepäck und den Diener tragen soll. 4) Ein namenloses Tier für den Dolmetscher. Dieser Dolmetscher fängt an, mir etwas sagenhaft zu werden: er ist noch immer nicht von Tiflis eingetroffen, soll uns aber bestimmt von Etschmiadsin aus hierher nachgesandt werden. Meine Tiere wären in Deutschland ein kleines Kapital wert, hier habe ich dank der sachverständigen Hilfe des schwarzen Jakob für alle zusammen, einschließlich Sattel und Zaumzeug, etwa 350 Mark bezahlt — was ja so weit recht schön und billig wäre, aber leider müssen wir in anderer Beziehung dem Lande bereits unsern Tribut entrichten! Klara hat seit gestern Fieber, wird von der gleichfalls fieberkranken Hausfrau und ihren sieben Töchtern im Alter von ein bis sechzehn Jahren mit Aufopferung gepflegt und ist sehr traurig, daß sie dem Pferdekauf nicht beiwohnen kann. Die Araxesebene läßt nicht mit sich spaßen; wir müssen so schnell als möglich hinauf nach Orgow, dem russischen Militärposten unmittelbar an der türkischen Grenze. Aus der Araratbesteigung ist nun endgültig nichts geworden. Für morgen ist ein Phaëton nach Orgow bestellt, wohin uns der schwarze Jakob begleitet hat.

Bajasid, den 19. August.

Also seit zwei Tagen in der Türkei! Vorgestern um elf Uhr vormittags ging es im schnellsten Tempo — doch immer noch ein letztes und allerletztes Stück zu Wagen — aus Igdyr hinaus, nachdem Madat und der Dolmetscher mit den Pferden und dem Gepäck bereits frühmorgens nach Orgow vorausgeschickt waren. Unmittelbar vorher hatte sich noch ein drittes, ziemlich originelles Individuum als Reisebegleiter eingefunden, ein pechschwarzer, einäugiger Armenier aus Wân namens Makar. Dieser Makar hat versprochen, sich uns bis Wân in allen denkbaren Dingen nützlich zu erweisen, falls ich ihm nur Geld leihen wollte, um für sich und zwei gewaltige, geheimnisvolle Ungetüme von Säcken, die er als Gepäck bei sich führte, ein Pferd zu kaufen. Für 30 Rubel (65 Mark) erstand er darauf binnen $^1/_4$ Stunde ein etwas ältliches Roß samt Palan (Packsattel), belud es und setzte sich seelenvergnügt oben auf seine Säcke.

Von Igdyr nach Orgow ging es zuerst eine Stunde weit durch die Araxesebene und dann abermals eine Stunde auf schier unmöglichem Wege über Massen von vulkanischem Geröll nach dem Posten, der unmittelbar am Fuße des gewaltigen Unterbaues liegt, der die beiden Ararate trägt. Der schwarze Jakob hatte des Morgens dem Offizier der Grenzwache sagen lassen, er käme zum Mittag mit einigen Gästen, denen er das Geleit gäbe, hinauf, und so fanden wir das Mahl bereit, als wir anlangten. Hier mußte nun



Russische Grenzwache am Ararat.

für eine längere Weile Abschied genommen werden von europäischen Tischen, europäischem Gedeck und europäischer Sprache — dann wurden um drei Uhr nachmittags die Pferde vorgeführt, die nun für viele Wochen unsere steten Gefährten sein sollen. Klara stieg zum ersten Male in ihrem Leben zu Pferde, und ich beobachtete daher mit einigem Interesse, wie sie hinaufkam, sich festsetzte — wie gesagt, nach Männerart, in einem geeigneten Kostüm — und wie „Maltschik" die ersten Schritte mit seiner Reiterin machte: für gefährlich schien er sie nicht zu halten. Nach einem herzlichen Abschied von dem schwarzen Jakob, von dem Grenzoffizier und seiner Frau formierte sich unsere Karawane auf dem schmalen Reitpfade, der zu dem Paßübergang nach der Türkei hinaufführte, in einer langen Linie und mit vielem Hüte- und Tücherschwenken ritten wir langsamen Schrittes nach Norden ab.

Vor uns dehnte sich der Kamm der Gebirgskette, welche die beiden Reiche scheidet; die flache Einsenkung des 2200 Meter hohen Passes Hadschi-Geduk war, etwa drei Stunden entfernt, vor uns sichtbar; zur Linken sah der Schneegipfel des Ararat über die Vorhöhen hinüber, die den Berg umlagern, und an deren Abhang wir auf einem jäh im Zickzack steigenden und fallenden Pfade aufwärts ritten. Die Landschaft war fast kahl; mit Ausnahme einiger Blumen und verdorrten Grases zeigte sich keinerlei Vegetation. Grell von der Sonne beleuchtet dehnten sich die Abhänge, Kuppen und

Gipfel des Gebirges, heiß und leblos, weithin: lauter gerundete Formen; einzelne Berge sahen aus wie alte Krateraufschüttungen. Hin und her beim Reiten trafen wir kurdische und armenische Hirten und pünktlich nach drei Stunden langten wir auf der Paßhöhe an. Oben kampierte in Zelten ein kleines Detachement russischer regulärer Truppen an einer Quelle, aus der wir alle, Menschen und Pferde, durstig tranken, zwei Minuten weiter lag Stein XXIV der Grenzlinie zwischen Rußland und der Türkei. Ich war mit „Mischka“ voraus und ritt so als erster der Karawane in die Türkei ein, ungeduldig, das neue Panorama von der Bergeshöhe aus zu sehen.

Ein Bild völliger Öde, völligen Todes lag vor uns; die weite, menschenleere Sumpfebene von Bajasid (jetzt im Hochsommer trocken) mit den schroffen, kahlen, starrenden Graten und Wänden einer langen Gebirgskette dahinter, von der sinkenden Sonne schräg beschienen; zur Linken hoch und frei emporragend der ungeheure Schneegipfel des Ararat, von einzelnen grauen Wolken umzogen. Ein kühler Abendwind wehte bereits vom Berge in die Ebene hinab, und ich verglich etwas besorgt die Länge des Schattens, den Reiter und Pferd warfen, mit der Entfernung bis zu dem Punkte, wo angeblich hinter einer niedrigen Bodenwelle das türkische Dorf Karabulak liegen sollte, das uns der schwarze Jakob als Nachtquartier empfohlen hatte. Niemand von uns kannte den Weg, der bei der unbequemen Beleuchtung hier und da auf dem Felsboden schlecht zu sehen war, und daher spähten wir eifrig nach den türkischen Soldaten aus, von denen nach der Angabe der Russen eine Abteilung unmittelbar unterhalb des Passes lagern und uns einen Führer liefern sollte. Von Soldaten war aber nichts zu sehen, was um so weniger erfreulich war, als die Gegend ringsumher durchaus öde, voller Risse, Klüfte und Felsblöcke und somit nach der Meinung der Leute zu einem Kurdenüberfalle recht geeignet war. Die Armenier wurden ängstlich und auf meine zweifelnde Frage, wo denn hier die Räuber herkommen sollten, gab Madat folgende sachverständige Auskunft: „Die Räuber“, sagte er, „setzen sich zu einem oder mehreren an solchen Stellen wie hier hinter einen großen Stein, wo man sie nicht sieht. Ist der Reisende nahe genug heran, so erscheinen plötzlich einige Kurdenköpfe und angeschlagene Flintenläufe zwischen den Felsen am Wege und zwar regelmäßig so, daß die Strecke, auf welcher der Angefallene vorwärts, rückwärts oder seitwärts davonsprengen könnte, unter Feuer bliebe — der Räuber befiehlt ihm abzusteigen und sich auszukleiden, bis der Überfallene fadennackt dasteht, dann werden ihm die Hände auf den Rücken und ein Tuch um die Augen gebunden, und der Bandit reitet mit seinem Raube davon. Ist er kein ganz schlechter Kerl, so wirft er vorher noch dem Ausgekleideten die Hosen wieder zu, nachdem er sie durchsucht hat.“

Obgleich solchergestalt über das ordentliche Schema, nach dem ein rechter Kurde zu verfahren pflegt, orientiert, nahm ich die Sache doch nicht besonders tragisch, nur daß ich Madats Mitteilungen vorläufig für mich allein behielt.

Eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang erreichten wir denn auch glücklich Karabulak. In der Dunkelheit war zunächst nichts zu sehen, was einem „Dorfe" ähnlich schien. Neben dem Wege stand eine elende Hütte, roh aus Steinen errichtet, davor ein Mann, der anscheinend einen Frauenunterrock aus buntem Kattun trug und oberhalb dieses Kleidungsstückes einen schäbigen kurzen Paletot von europäischem Schnitt. Auf dem Kopfe saß der selbstverständliche rote Fes. Außerdem tauchten nach und nach einige sehr schmutzige und recht zerlumpte Soldaten auf. Uns wurde bedeutet, daß wir uns hier am türkischen Grenzzollamt befänden, und daß der Mann im Unterrock beabsichtige, unser sämtliches Gepäck bis morgen früh in „amtliche" Verwahrung zu nehmen.

„Gib ihm einen Backschisch, Herr," sagte mir Madat auf russisch, „dann gibt er uns die Sachen jetzt in unser Quartier mit und revidiert sie morgen früh."

Da war es also, das magische Zauberwort, das alle Wunder des Orients erschließt — pünktlich hatte es sich an der Grenze eingestellt! Nach einigem Parlamentieren bekamen wir unser Gepäck auch glücklich bis zum nächsten Morgen frei.

„Bitte, Effendim, zeige uns ein Quartier für die Nacht," bat ich den Beamten. „Ihr könnt im Zollhause schlafen oder im Karawanserai, aber beides ist schlecht," war die Antwort. Ein Blick in das Erdloch, Zollhaus genannt, bewog uns zu schleunigem Rückzuge, und so ging es denn samt dem Gepäck zum Karawanserai. Dieser erwies sich als ein halb unterirdischer, durch einen finstern, bedeckten Gang zugänglicher Raum, eine sinnreiche Kombination von Pferde- und Menschenstall, finster, ohne Luft, voll Qualm, aufgewirbelten Staubes und Pferdearoma. Als unser Gepäck und wir fünf Menschen darin waren, konnte man sich in dem abscheulichen Loch kaum umdrehen. Durch den beißenden Rauch und die stickend heiße Atmosphäre schimmerte trübe ein von getrocknetem Kuhmist genährtes Feuer in einer kaminartigen Mauernische. Die Nacht, die nun folgte, läßt sich nicht gut schildern: ein Knäuel von Teppichen, Kleidern, Gepäck, Menschen, Kochgerät, Teegläsern und Samowar lag und stand die Nacht hindurch über- und durcheinander da; so gut es ging, hatten sich unsere Leute ein wenig zurückgezogen, um uns Platz zum „Schlafen" zu lassen. Aber wir wußten schon im voraus, daß dieses Wort unter den Umständen, wie sie hier vorlagen, im Grunde nur ein teuflischer Hohn war, denn wenige Minuten nach unserem Einzuge ins Quartier hatten wir unsere nur zu wohl vertrauten

Todfeinde erkannt: dieselben fast mikroskopisch kleinen, aber geradezu fürchterlichen Moskitos, die uns einige Nächte vorher in Etschmiadsin fast um den Verstand gebracht hatten. Ganz und gar kam es zum Glück auch diesmal nicht dazu, aber die Nacht war doch böse. Besonders an Klaras Armen war am nächsten Morgen trotz verschwenderischsten Gebrauchs von Insektenpulver und Nelkenöl kaum ein einziges Fleckchen weiß geblieben. Um sechs Uhr morgens erschien unser Effendi im Unterrock mit einem großen Bogen Papier samt türkischer Rohrfeder und Tintenfaß. Mit umständlicher Langsamkeit wurde die Revision erledigt und nur für die Pferde — übrigens eine höchst unliebsame Überraschung — ein Achtel des Werts als Eingangszoll verlangt. Was ich an Büchern mit hatte: Murrays Reisehandbuch für Kleinasien, Bädekers „Palästina", Xenophons „Anabasis", Strabo, Arrians „Feldzüge Alexanders", sowie einige Lustspiele und Romanbändchen leichtester Sorte, das alles wurde sorgfältig in ein Paket verschnürt, mehrfach versiegelt und einem bewaffneten Reiter übergeben, der es zum Pascha nach Bajasid zur Zensur bringen sollte. Endlich war alles so weit, daß der in Aussicht gestellte Backschisch in Gestalt diverser Medschidies (zu 3,40 Mark) entrichtet werden konnte, und unter Eskorte unseres Reiters mit den Büchern brachen wir auf.

Die vier Stunden breite Ebene von Bajasid ist geradezu trostlos; wir zählten schließlich die Minuten Reitens, die uns langsam im glühenden Sonnenbrande der weithin sichtbaren Stadt näher brachten. Zum Schluß gab es noch eine halsbrechende Kletterei durch verschiedene tiefe Schluchten, die an dem Abhange des Berges, auf dem Bajasid erbaut ist, herunterkamen, und dann war unser vorläufiges Ziel erreicht. Zwei Minuten nach dem Einreiten umgab uns bereits eine hundertköpfige, schreiende und gestikulierende, buntfarbige Menge, die über uns Meerwunder förmlich aus dem Häuschen zu sein schien — kommen doch in diese Gegend fast nie Europäer. Die eskortierenden Soldaten geleiteten uns in einen schmutzigen Chan, der so ziemlich unserem vorigen Nachtquartiere glich. Da aber wurde ich einfach fürchterlich und, mit der Reitpeitsche fuchtelnd, schnauzte ich die Soldaten an, sie hätten sofort die Gaffer zum Teufel zu jagen und uns zum Mutessarif zu führen, was denn nunmehr auch eiligst geschah. Von unseren Erlebnissen beim Pascha das nächste Mal — für heute haben wir ein prächtiges Quartier beim ersten (will sagen wohlhabendsten) Mann der Stadt angewiesen bekommen und befinden uns leiblich wohl.

Den 20. August.

Merkwürdig, wie weit die Kaiserreise nach Konstantinopel und Jerusalem in die Türkei hineinwirkt! Selbst in diesem fernsten Winkel des Landes ist

Alemanié ein wahres Zauberwort — alle Welt wetteifert in Liebenswürdigkeit gegen uns doch ziemlich bescheidene Reisende als die besten Freunde des Sultans. Hoffentlich bleibt das bis zum Ende so.

Ich brach gestern an dem Punkte ab, wo ich mich mit wahrhaft „allemannischer" Grobheit samt meiner Frau bis zum Pascha durchgeschlagen hatte. Wir wurden ohne viel Umschweife in einem großen, schäbigen Zimmer mit vielen Diwans empfangen. An der Fensterwand saß der Pascha und allerlei Leute standen und saßen in dem Raume in verschiedenen Stadien von Unterwürfigkeit umher, meist mit Papieren zum Vortrag in der Hand. Augenscheinlich wurde regiert. Nach einer kurzen Entschuldigung wegen unserer staubigen Reiseanzüge brachte ich meine Bitten vor: 1) ein anständiges Quartier, 2) Auslieferung meiner Bücher, 3) Eskorte nach Wan.

Der Pascha war sehr freundlich, wünschte aber offenbar nicht gleich auf das Geschäftliche einzugehen, sondern uns zunächst als Besuch zu behandeln. Es ist bei Orientalen undenkbar, daß irgend eine Angelegenheit nach europäischer Art, sachlich kurz und ohne Zeitverlust, erledigt wird — zumal wenn der Beamte den Wunsch hat, liebenswürdig zu sein und demgemäß den Besuch nach seinen Begriffen hochachtungsvoll behandelt. Daß die Zeit für jemanden einen Wert haben könnte, faßt er nicht. Erst nachdem der Kaffee gereicht und vielerlei Höflichkeiten ausgetauscht waren, wurde zunächst ein Geschäft vorgenommen: die Bücherzensur. Zu dem Behuf befand sich beim Pascha ein junger Tscherkessenoffizier, der lateinische Lettern lesen und einige Worte Russisch und Französisch radebrechen konnte. Xenophon passierte ohne Schwierigkeit — mein Zensor erinnerte sich von der Kriegsschule in Konstantinopel her: „Ah, ah, général grec, je sais, je sais!" Strabo fand gleichfalls Gnade. Euripides' „Medea" ging als ein „Roman" durch, in Gesellschaft einiger anderer harmloser Reclambändchen, und es verblieben noch der Bädeker von Palästina und Arrians Feldzüge Alexanders des Großen. Diese beiden Stücke schienen dem freundlichen Leutnant viel Kopfzerbrechen zu machen — er hielt sie in der Hand, drehte sie hin und her und kraute sich eine Weile mit unschlüssiger Miene den Kopf. Ein neuer Anlauf zum Buchstabieren des Titels förderte endlich das Wort „Alexander" zu Tage, was ich durch eifriges „Iskender, Iskender!" zu verdeutlichen bemüht war. Von Iskender hat jeder Orientale etwas gehört, und da die Taten dieses Helden auch im Bewußtsein unseres Zensors einer nicht ganz nahen Vergangenheit anzugehören schienen, so legte er schließlich auch den braven Arrian auf die Seite der begnadigten Schafe hinüber. Meinen Bädeker gab ich bereits verloren, denn daß irgend ein Opfer fallen würde, schien mir sicher — wie hätte man sonst auf den Europäer den Eindruck machen können, daß man das schwierige Amt der Zensur wirklich ernst nahm! Indes ein Zufall

rettete auch noch den Bädeker: auf der auseinandergefalteten Karte von Südpalästina entdeckte unser Tscherkesse den Namen seines Heimatsortes im Ostjordanlande, Amman, das alte Rabbath Ammon, wo die türkische Regierung eine Anzahl aus dem Kaukasus ausgewanderter muslimischer Familien angesiedelt hat. Die Freude über diesen Fund war so groß, daß ich sogar das Reisehandbuch wieder erhielt. Ein einziges Buch hatte ich mir übrigens doch erlaubt, der Zensur lieber nicht auszusetzen — Murrays Handbook of Asia Minor, das einstweilen noch ein verborgenes Dasein in meiner Tasche führt, desgleichen auch einige Abschnitte aus der großen Kiepertschen Karte des türkischen Reiches in Asien.

Als die Bücherzensur endlich erledigt war, erschien auch die Botschaft, das erbetene Quartier stehe bereit, in einem der besten Häuser, beim Bruder des „Stadthauptes". Das große Ruhebedürfnis nach der letzten bösen Nacht in Karabulak und dem Ritt durch die glühende Ebene ließ uns etwas schneller vom Pascha Abschied nehmen, als eigentlich die Regeln der Höflichkeit erfordert hätten. Meine Bitte um Auslieferung der präsentierten Pässe wurde mit einem großen Schwall von überaus liebenswürdigen Worten dahin beantwortet, daß sie uns am nächsten Morgen früh zur Verfügung stehen würden, der Pascha würde wohl das Vergnügen haben, uns bis zur Abreise noch einmal zu sehen — übrigens sollten wir uns doch lieber noch einen weiteren Tag in Bajasid ausruhen, es solle alles für uns getan werden u. s. w.

Hätten wir gleich gewußt, was eigentlich hinter dieser freundlichen Aufforderung steckte, so wären wir wohl weniger befriedigt von unserem Besuch gewesen, so aber schien ja einstweilen alles in bester Ordnung. Wir hatten einen „Kommissar" (Polizeileutnant) erhalten, der uns jederzeit zur Verfügung stehen und bei Ausgängen in der Stadt „vor Belästigungen schützen" sollte, und unter Vorauftritt dieses Funktionärs schritten wir, geleitet von dem Besitzer des uns angewiesenen Hauses, dem Tscherkessenleutnant, dem Dolmetscher und unserem Diener Madat, immer noch staubbedeckt, die Reitpeitschen in der Hand und etwas steifbeinig vom noch ungewohnten Reiten, durch die „Straßen" von Bajasid dem ersehnten Quartier zu. Der Bevölkerung des Ortes schien sich etwa eine ähnliche Aufregung bemächtigt zu haben, wie wenn nach Klaras Ausdruck bei uns „ein Türke und eine Türkin nach Prenzlau eingeritten wären". Jedenfalls war die ganze Straßenjugend auf den Beinen, in allen Türen erschienen Gesichter voll unverhohlenen Staunens, und ein großes Reden hub sich von Haus zu Haus in ganz Bajasid: ein Alemanié ist da und sogar seine Frau hat er bei sich!

Todmüde langten wir endlich in unserm Quartier an, das uns sofort (nach Karabulak!) in ein wahres Entzücken versetzte: ein großes freundliches

Zimmer, am oberen Ende, gegenüber der Eingangstür, mit einem langen Diwan versehen, auf dem viele bunte Kissen lagen, sauber und abgelegen von der Straße. Von eigentlichen Möbeln war allerdings nichts darin, weder Tisch noch Stuhl; statt dessen lagen an den beiden Langseiten zwei Federbetten auf dem teppichbedeckten Fußboden als Ehrenplätze zum Sitzen für bevorzugte Gäste. Europäisch zu sitzen war in dem ganzen Zimmer nicht möglich; auch der Diwan war viel zu breit dazu — man mußte ganz hinaufklettern, die Beine unter sich ziehen und konnte sich dann mit dem Rücken an die Wand lehnen. Die Menge der Kissen diente dazu, diese Situation irgendwie behaglich zu machen.

Hatten wir gehofft, jetzt Ruhe zu haben, so erwies sich diese Hoffnung als eitel. Der Tscherkesse, unser Wirt, sein Bruder, der Bürgermeister, und der Polizeioffizier gedachten uns zunächst mit einem großen Empfangstee in unserem Quartier die Honneurs von Bajasid zu machen. Wohl oder übel mußten wir das annehmen. Unzählige der kleinen tulpenförmigen Gläser des stark gesüßten indischen Tees wurden vertilgt — übrigens eine wahre Erquickung — dann erhob sich die Gesellschaft mit dem Bemerken, nun würden wir wohl etwas ausruhen wollen. Auf meine Erwiderung, wir wären allerdings sehr müde, befahl der Hausherr, uns Betten zu bringen. Für Klara erschien ein merkwürdiges Doppelgestell, das aus zwei plumpen hölzernen Gartensofas zu bestehen schien, die mit den offenen Seiten gegeneinander gestellt waren und deren Innenraum mit Kissen vollgestopft war; nur mit gewaltigem Beinschwung war in dieses Möbel — das Ehebett des Türken, wie ich später erfuhr — hineinzukommen. Für mich wurde ein Bettpfühl auf die Diele gelegt und eine schwere mit Wolle gefüllte quadratische Steppdecke, die gut drei Meter an jeder Seite maß, nach Art einer riesigen Tasche zum Hineinkriechen zusammengefaltet, darüber ausgebreitet. Ich beauftragte den Dolmetscher, unter der Hand zu erkunden, ob es möglich wäre, zu Waschwasser zu gelangen, sowie ob und wann man uns etwas zu essen zu geben gedächte. Beides erledigte sich zur Zufriedenheit: eine große Zinnschüssel mit Kanne war vorhanden, und das Diner sollte in zwei Stunden fertig sein.

Um sieben Uhr begannen die Honoratioren von Bajasid sich abermals in unserm Zimmer zu versammeln, um uns beim Speisen Gesellschaft zu leisten. Einer nach dem andern trat ein, grüßte, sich verneigend, auf türkische Weise durch Anlegen der Hand an Kopf und Brust, zog dann an der Tür seine Schuhe aus und hockte an einer der beiden Längswände des Gemachs nieder, so daß in kurzer Zeit ein vollständiges Spalier kauernder Gestalten entstand.

Nun wurde der Speisetisch hereingebracht: ein Taburett von vielleicht 30 Zentimeter Höhe, auf das ein mächtiges kreisrundes Blech von ge-

triebenem Zinn gesetzt wurde. Rund um den Rand dieser Tafel lief ein hoher Wall von ganz dünnem, lappenförmigem Brot, Lawasch genannt, das dort sowohl als Serviette, als auch in Ermangelung der Gabeln zum Anfassen besonders fettiger Speisestücke dient. In die Mitte der Scheibe wird die jeweilig aufgetragene Schüssel gesetzt, aus der die ganze Tischgesellschaft gemeinsam ißt; sämtliche Schüsseln, mit einem spitz kegelförmigen zinnernen Deckel zugedeckt, werden vor Beginn des Diners ins Zimmer getragen und in Reihe und Glied an der Eingangstüre aufgestellt. Nun konnte das Essen also losgehen.

Die Regeln türkischer Höflichkeit erfordern es, daß der Wirt sich zunächst weigert, mit seinen Gästen zu essen, sondern etwa behauptet, sein Rang sei dazu viel zu niedrig, es werde ihm schon ein Fest sein, dabeizusitzen, oder sonst etwas dergleichen. Man darf das, wenn man seinerseits liebenswürdig sein will, nicht für bare Münze nehmen, sondern muß sich vielmehr standhaft weigern, auch nur eine Schüssel anzurühren, bis der Hausherr sich mit zu Tische setzt. Das Sichsetzen ist freilich keineswegs leicht, insofern es auf der Diele mit untergeschlagenen Beinen zu geschehen hat; außerdem will die Tischplatte sehr vorsichtig behandelt sein, damit sie nicht von dem untergesetzten Ständer herunterkippt. Ein ungeschicktes Anstoßen mit dem Knie bringt es hier leicht zu einer Katastrophe. Als erste Speise erscheint eine Suppe; die Schüssel wird in die Mitte der runden Platte gestellt, und jedermann fährt mit seinem Löffel fröhlich hinein, solange er mag. In unserem Falle nahmen an dem Essen vier Personen teil: wir beide, der Wirt und sein Bruder — die übrige Gesellschaft saß rauchend oder mit achtungsvoll gedämpfter Stimme sich unterhaltend längs den Wänden und sah zu. Für Europäer wird als Getränk gewöhnlich Raki gegeben (aus Trauben hergestellter aromatischer Branntwein); die Türken vermeiden, wenigstens in Gegenwart Fremder, meist den Genuß geistiger Getränke. Wenn sie unter sich sind, sollen sie ganz kräftig Raki pokulieren; nur das Weintrinken gilt immer noch als direkt ausschweifend.

Das weitere Essen bestand aus einem Dutzend der verschiedenartigsten Gerichte: Fleisch-, Milch- und Eierspeisen wechselten ganz beliebig mit süßen Schüsseln, und alles wurde rasch wieder fortgenommen, nachdem nur wenige Bissen genossen waren. Je reicher das Haus, desto kürzere Zeit verweilt jede Speise auf dem Tisch und desto größer ist die Zahl der Gerichte. Wollte unser Gastgeber uns eine besondere Liebenswürdigkeit erweisen, so nahm er z. B. ein Eierklößchen in die Finger, wühlte es tüchtig in einer Schale mit Honig umher und reichte es dann mir oder Klara freundlich lächelnd hinüber — wir unsererseits verfehlten natürlich nicht, es gleichfalls mit möglichst gewinnendem Lächeln zu akzeptieren und in den Mund zu stecken.

Auf diese Weise speisten wir wohl eine Stunde; dann erhob sich die ganze Gesellschaft, wünschte uns wohl zu schlafen und empfahl sich. Der Hausherr bereitete mir wiederum eigenhändig mein Bett auf der Diele, die Schüsseln wurden hinausgetragen, wo nun alsbald die Dienerschaft ihr Mahl begann — noch einige gegenseitige Komplimente beim Gutenachtsagen, dann ließ uns unser Wirt allein, und wenige Minuten später lagen wir in einem totenähnlichen Schlaf bis zum nächsten Morgen.

Dieser Morgen hat leider eine fatale Überraschung gebracht. Als wir um acht Uhr früh beim Pascha erschienen und ich um unsere Pässe und die Eskorte bat, wurden wir zunächst noch sehr freundlich aufgefordert, doch einen Tag in Bajasid zuzugeben, um uns noch besser auszuruhen; als ich aber durchaus bei der sofortigen Weiterreise blieb, rückte der Pascha mit dem Geständnisse heraus, er könne uns nicht eher reisen lassen, als bis die Antwort vom Wali (Generalgouverneur) aus Erserum da sei, wir dürften weiter ins türkische Gebiet hinein. Die Folge war eine sehr geharnischte Depesche meinerseits an die deutsche Botschaft in Konstantinopel und jetzt, spät abends, ist endlich auch die Bewilligung aus Erserum da — aber auch ein Tag ist wiederum verloren! Vivat sequens!

Ich bin heute tagsüber, soweit die unglaublich lästige Neugier der Einwohner sich nicht als Hindernis erwies, etwas in der Stadt umhergegangen und habe mir die alte Zitadelle von außen besehen. Sie liegt auf einem Felshügel und hat ziemlich hohe, glatte Mauern; sonst ist sie sehr wenig fürchterlich, und eine moderne Feldbatterie könnte sie binnen heute und morgen in Grund und Boden schießen. Während des letzten Orientkrieges hat sich in diesen Mauern ein ebenso schreckliches wie bewundernswertes Drama abgespielt: die Verteidigung des Kastells durch eine kleine russische Garnison samt einer Handvoll armenischer und sonstiger Freiwilliger während 23 Tagen vom 6. Juni an gegen ein türkisches Belagerungsheer von mehr als 20000 Mann unter Ismael Pascha. General Terbukassow hatte die Stadt und Festung bald nach dem Beginn der Operationen auf dem asiatischen Kriegsschauplatz, am 29. April 1877, besetzt und war nach Zurücklassung einer kleinen Besatzung westwärts gegen den türkischen Oberbefehlshaber Muchtar Pascha aufgebrochen. Während er im Kampfe mit den weit überlegenen türkischen Kräften stand, sammelte sich aber eine große Masse türkischer irregulärer samt einigen Landwehrbataillonen und einer ganzen Anzahl Geschütze in seinem Rücken. In echt orientalischer Gedankenlosigkeit warf sich dieser ganze Haufe, anstatt die russische Hauptarmee von hinten anzufallen, auf das zur Zeit ganz bedeutungslose Bajasid, verbrannte die Stadt, metzelte die ganze christliche Einwohnerschaft nieder und begann die eingeschlossene Zitadelle zu beschießen.



Zitadelle von Bajasid.

Die Zernierung erfolgte so plötzlich, daß es den Verteidigern nicht gelang, sich mit irgendwelchen Vorräten über die gerade vorhandenen Mundportionen hinaus zu versehen. Zuerst wurden die Offiziers- und Artilleriepferde geschlachtet; dann kamen die glücklicherweise vorhandenen Hafervorräte für die verzehrten Pferde an die Reihe; schließlich wurde der Proviant so knapp, daß jedermann täglich nur $\frac{1}{8}$ Pfund Zwieback erhielt. Schrecklicher noch als vom Hunger litten die Leute aber vom Durst. Es gab kein Wasser in der Zitadelle, und die einzige 300 Schritt vor der Mauer liegende Quelle, die in Betracht kam, hatten die Türken verschüttet und hielten die dadurch in einen Sumpf voll trüber Lachen verwandelte Stelle unter beständigem Feuer, falls sich jemand von den Belagerten hinauswagte. Allnächtlich unternahm es eine Anzahl Freiwilliger, mit Schläuchen versehen, unter dem Schutz der Dunkelheit Wasser zu holen, aber die wenigsten kehrten zurück, denn die Baschi-Bosuks bewachten die Quelle wie die Teufel; und wenn es einem Kühnen gelang, seinen Schlauch zu füllen, so sah der Inhalt öfters einem blutig-flüssigen Schlamme eher, als dem ersehnten Wasser ähnlich.

Als man sich durch das Ausbleiben jeglicher Hülfe überzeugt hatte, daß der nur wenige Tagemärsche entfernt stehende Terbukassow offenbar keine Ahnung von dem drohenden Schicksal Bajasids hatte, übernahm es schließlich ein verwegener armenischer Jüngling, in der Maske eines Verrückten sich in und durch das feindliche Lager zu schleichen. Das Spiel gelang; man hielt ihn für einen Kurden und schöpfte keinen Verdacht, als er sich am nächsten Morgen vor aller Augen entfernte. Auf diese Weise erhielt Terbukassow Nachricht, brach zum Entsatz auf und kam an, als der Kommandant, Oberst Stokwitsch, mit seinen Offizieren und Leuten den Entschluß gefaßt hatte, das Lazarett mit den Kranken und Verwundeten in die Luft zu sprengen und selbst mit den letzten Kräften den sicheren Tod in einem Ausfall ins türkische Lager zu suchen. Die Belagerer, die wochenlang den Sturm auf die von

entkräfteten, halb verhungerten und verdursteten Leuten besetzte Zitadelle nicht gewagt hatten, ließen es jetzt, in der Wut, daß ihnen die sicher geglaubte Beute entgehen sollte, auf die Erstürmung ihrer Einschließungsschanzen durch die ergrimmten Befreier ankommen, bis sie die Flucht ergriffen. So wurde die Garnison gerettet, und wenn irgend ein Stück türkischer Erde, so hätte dieser Platz im Friedensschluß verdientermaßen russisch bleiben müssen — aber im Berliner Kongreß mußte Rußland einwilligen, ihn dem Sultan wieder zurückzugeben. Mit das Beste zur Rettung hatten während der Tage der Not die armenischen Freiwilligen getan, durch deren Gewandtheit und Aufopferung die nächtliche Beschaffung des allerunentbehrlichsten Wasserquantums gelang.

Diadin, den 21. August.

Das war also der erste wirkliche volle Reisetag auf türkischem Boden! Heute früh um neun Uhr ritten wir aus dem düsteren, staubigen Bajasid aus mit einer Eskorte von zwei Saptiehs und zwei Reitern der regulären Kavallerie unter einem Wachtmeister. Diese Bedeckung ist für den Umweg nach Wan über dies traurige Nest Diadin für nötig befunden worden; auf dem geraden Wege über Pergri hätte uns der Pascha nur mit 25 Mann reiten lassen, da dort eine Fehde unter den türkischen und persischen Kurden ausgebrochen ist. Eine halbe Schwadron aber fünf Tage lang zu ernähren und dann mit Backschisch zu entlassen, wäre dann doch erheblich über mein Vermögen gegangen.

Vielleicht fragt der Leser, wozu eine solche Eskorte überhaupt dienen soll? Einesteils ist sie ehrenvoll, andrerseits aber nützlich und notwendig. Personen von Stand und Rang und namentlich alle irgendwie empfohlenen Europäer haben herkömmlicherweise in der Türkei ein Recht auf bewaffnetes Geleit von der Regierung, seien es Soldaten oder Gendarmen. In Gegenden, wo keine besondere Unsicherheit herrscht, bekommt man einen oder auch zwei Reiter mit, die, obgleich eine Ehrenwache, doch auch allerlei persönliche Dienstleistungen gerne verrichten; hier, in der Gegend der ungebändigten Kurdenstämme, die für die Pforte oft noch sehr zweifelhafte Untertanen sind, hat die Begleitmannschaft aber auch eine sehr ernsthafte Bedeutung als Schutz für die persönliche Sicherheit des Reisenden.

Wer allein reitet oder sich von seiner Eskorte zu weit entfernt, wird mit großer Wahrscheinlichkeit darauf rechnen können, überfallen und ausgeplündert zu werden. Räuber ist hier jedermann, sobald die Gelegenheit dazu sich bietet; kein Kurde, mag er des Weges wandern oder seine Hammel hüten, wird ohne Gewehr und Patronengürtel angetroffen, und zumal seit die türkische Regierung den Versuch gemacht hat, diese wilden Gesellen schon

im Frieden als eine Art irregulärer Miliz zu Pferde (Hamidié) zu organisieren, sind zahlreiche Hinterlader älterer Konstruktion in den Besitz der Leute gelangt.

Unsere Karawane ordnete sich nach dem Verlassen von Bajasid so, daß drei Mann der Eskorte voraufritten, dann folgten wir selbst mit dem Dolmetscher und den beiden Dienern — Madat und dem Einäugigen, der auf den Namen Makar hört — sowie dem Gepäck; zwei Soldaten schlossen dann den Zug. Diese Marschordnung wurde im allgemeinen heute den Tag über beibehalten.

Einige Stunden nach dem Ausreiten erreichten wir die Karawanenstraße von Erserum und Trapezunt nach Täbris in Persien, deren direkter Zug Bajasid etwas nördlich liegen läßt. Eine große Menge Kameele bewegte sich auf ihr an uns vorüber; Klara hatte ihre helle Freude daran, als die mächtigen Tiere majestätisch langsam vorbeipassierten, es war dies das erste Reiseerlebnis, das ihr ein seit der Kindheit mit ihren Märchen- und Bilderbüchern vom wirklichen Orient unzertrennliches Bild vor Augen führte, und in der Tat behält selbst nach noch so viel Begegnungen eine stattliche Kameelkarawane immer etwas Imponierendes, die Phantasie des Reisenden Erregendes. Als die Kameele vorüber waren, hielt ich einen Augenblick stille, um es mir klarzumachen, daß wir hier eine der berühmtesten und ältesten Verbindungslinien des Weltverkehrs unter den Füßen unserer Pferde hatten: den westlichsten Teil des großen Überlandweges, auf dem sich im Altertum und Mittelalter zeitweilig fast der ganze Verkehr zwischen Indien und China einerseits und dem Abendlande andererseits bewegt hat. Diesen Weg hatte einst Marko Polo ostwärts eingeschlagen, und noch bis zur Erbauung der transkaukasischen Eisenbahn, die den größten Teil der Frachten auf die Linie Baku—Tiflis—Batum abgelenkt hat, ging hier ein steter und ganz bedeutender Transit aus Persien zum Schwarzen Meer und nach Konstantinopel durch. Heute ist der Verkehr auf der Strecke Täbris—Erserum nur noch ein Bruchteil des früheren. Die türkische Regierung hat es versäumt, hier rechtzeitig durch eine Eisenbahnlinie oder selbst nur eine Chaussee den persischen Handel auf seiner gewohnten Durchgangslinie nach Europa festzuhalten: Batum wäre heute noch ein kleiner Ort und Trapezunt ein blühendes Emporium, wenn auf der Route, die jetzt für einen halben Tag die unsrige wurde, statt des Gewirrs von schlechten, durch die Hunderttausende von Kameelen und Pferden im Laufe der Zeit ausgetretenen Pfaden eine brauchbare Straße für den Wagenverkehr oder gar ein Schienenstrang existierte. Trotzdem bedürfte es nur einiger Initiative, um auf diesem Wege immer noch eine starke Konkurrenz des westeuropäischen und speziell deutschen Imports nach Persien gegenüber den russischen Monopolisierungsbestrebungen im nördlichen und westlichen Persien zuwege zu bringen.

Kurz nachdem wir die Karawanenstraße erreicht hatten, wurde die erste Mittagsrast gemacht an einem prächtigen Bach, über den ein kühn und hoch geschwungener, aber zerfallener Brückenbogen führte — ein Denkmal der früheren Bedeutung des Weges. Schatten gab es nicht; seit Bajasid war in der trostlosen verbrannten Ebene überhaupt kein Strauch, geschweige denn ein Baum zu sehen gewesen. Mitten im Sonnenbrand wurde abgepackt; Madat und Makar breiteten unsere in Tiflis gekauften Teppiche auf dem Rasen unmittelbar am Bachrande aus, wo die vom Wasser herkommende Kühle die Sonnenglut wenigstens etwas milderte, und nach einem kurzen Frühstück aus gekochtem Hammelfleisch, rohen Gurken und Lawasch ging es weiter. Madat hat Auftrag, an den Orten, wo etwas zu haben ist, die Proviantvorräte zu ergänzen; einige Konserven, die wir bei uns haben, werden für den Fall, daß einmal Krankheit oder absoluter Futtermangel eintreten sollte, verspart. Von der ganzen Gegend bis an den See von Wan hat man uns in Bajasid eine sehr wenig trostreiche Schilderung gegeben: bis in die unmittelbare Nähe des Sees, drei Tagereisen weit, soll Diadin der einzige ständige bewohnte Platz sein; alle übrigen „Dörfer" sind bloße Überwinterungsplätze, an denen im Sommer weder Menschen noch Unterkunft und Verpflegung zu finden sind. Die Kurden nomadisieren, solange es keinen Schnee gibt, mit ihren Herden hin und her in den Bergen, und zum Übernachten zwischen Diadin und dem See gilt es, ein solches Zeltlager unterwegs ausfindig zu machen. Jetzt im Hochsommer sind Wasser und Weide nur noch hoch oben zu finden, so daß wir mit unserm nächsten Nachtlager wohl mehr als 3000 Meter in die Höhe werden gehen müssen.

Die Strecke von unserm Wasser- und Rastplatz bis hierher war sehr ermüdend. Der Unsicherheit wegen muß die ganze Karawane stets in Seh- oder Rufweite beieinander bleiben, und des Gepäcks wegen ist kein Traben möglich, selbst an den Stellen, wo es die Beschaffenheit des Weges ermöglichte. Allzu oft ist das freilich nicht der Fall: es geht fast stets über unebenen, steinigen Felsboden voller Löcher und kleiner Schluchten; selten zeigt sich einmal ein paar hundert Schritt weit eine ganz verbrannte, völlig ausgedörrte Grasnarbe, auf der man neben dem netzartigen Gewirr der auf der „Straße" ausgetretenen Pfade herreiten kann. Dazwischen findet sich ein Stück stark sumpfiges Terrain, das durch eine langwierige Kletterei über ein vulkanisches Feld voll kantiger, spitzer und harter Felsblöcke und Steine umgangen werden muß. Wie viele Jahrtausende mögen hier schon Pferde, Esel, Kameele und Menschen, tastend und vorsichtig Fuß vor Fuß setzend, den Weg immer wieder durch dieselben Spalten und Ritzen zwischen dem Steingetrümmer hindurch gesucht haben! Man sieht tiefe Löcher in dem Felsboden, die nur davon herrühren können, daß jedes Tier, das dieses

Weges ging, nachdem es glücklich mit seinem Reiter oder seiner Last über eine vorliegende Klippe geklettert war, den Fuß notwendig auf den einen einzigen kleinen Fleck im Gestein setzen mußte, wo sein Huf nicht abgleiten konnte! Dazu brannte die Sonne glühend vom Himmel, und die Landschaft war trostlos. Der Ararat lag uns im Rücken; zur Rechten dehnte sich das kahle russisch-türkische Grenzgebirge hin, mit der Paßeinsattlung, die wir vor drei Tagen überschritten hatten, und zur Linken ein völlig verbrannter vulkanischer Höhenzug, an dem in der Ferne unsere Straße, sich zur Linken wendend, hinaufstieg. Nicht die geringste erfrischende Abwechslung unterbrach das heiße, staubige, öde Einerlei; nur das halblaute, eintönige Singen der türkischen Soldaten, das Trappeln der Hufe und von Zeit zu Zeit ein Kraftwort von uns über diese schauderhafte Gegend waren hörbare Lebenszeichen in unserm vorwärtsschleichenden Zuge.

Als die Sonne zu sinken begann, war der Bergrücken zur Linken überstiegen und Diadin in Sicht, doch wurde es fast dunkel, bis wir endlich hier Quartier bekamen. Der Kaimakam (etwa Landrat), zu dem wir sofort ritten, um ihm eine Visite zu machen und ihn um Beschaffung eines passenden Unterkommens im Orte zu ersuchen, hatte erst die Naivität, Klara und mich getrennt einquartieren zu wollen, übrigens aus guter Absicht, da er es für eine Dame als schicklicher ansah, allein für sich bei Frauen unterzukommen, wohin ich natürlich nicht gedurft hätte; als ich dafür aber höflich dankte, ließ er uns ein leerstehendes Haus anweisen, in dem wir uns jetzt schon leidlich eingerichtet haben. Bald nach unserm Einrücken erschien der Besitzer des Hauses samt Frau und Schwestern, um uns zu begrüßen. Da es ansässige Kurden sind, keine Türken, so scheuten die Frauen sich nicht, sich zu uns zu setzen. Die Alten tragen das Gesicht und auch die Brust offen; jüngere Frauen und erwachsene Mädchen bedecken mit einem weißen Kopftuch das ganze Gesicht außer Augen und Nase. Wir komplimentierten indessen die neugierigen Besucher bald hinaus, um ungestört unser Abendessen zu beginnen. Das ganze Haus besteht aus zwei Räumen. In dem vorderen Gelaß ist ein Kochherd, d. h. ein kaminartiges Loch in der Wand; hier sollen auch die Soldaten sowie Diener und Dolmetscher schlafen. Wir haben ein etwas größeres Zimmer für uns, aber ohne irgend ein Möbel oder Gerät, außer einer diwanartigen Lehmpritsche, die mit einigen Matten belegt ist, längs der Wand. Fußboden und Wände bestehen aus Lehm; Fensterscheiben gibt es nicht. An eßbaren Dingen hat Madat einige Dutzend Eier aufgetrieben, von denen die fünf Soldaten, unsere drei Leute und wir beide ein Abendbrot haben sollen. Pferdefutter — die wichtigste Frage — ist vorhanden. Die Pferde fressen hier Gerste; Hafer ist ganz unbekannt. Das erste, was wir nach dem Einrücken ins Quartier vornahmen, war vor-



Kurdisches Nomadenlager.

läufige Wäsche in einem dazu mitgeführten Gummiwaschbecken — für Kurden und Kurdinnen ein ungewohnter und staunenswerter Anblick. Danach kam ein großes Teetrinken und jetzt soll, wie Madat behauptet, in wenigen Augenblicken das Eiergericht fertig sein. Der Dolmetscher ißt, da er europäisch gekleidet ist, mit uns; alle übrigen draußen im Vorraum. Daß Herr und Diener an einem Tische oder auch nur im selben Raume speisten, ist im Orient undenkbar. Das Essen kommt — Schluß für heute.

Auf dem Gamespi-Paß, im kurdischen Zeltlager, 22. August.

Nun wären wir also glücklich bei den Räubern und sogar als Gäste eines Räuberhauptmanns. Räuberhauptmann ist übrigens kein ganz richtiger Ausdruck — Raubritter müßte man sagen. Der Kurdenhäuptling Mehmed-Aga, unter dessen Zelt wir weilen, ist ein Mann von altem kurdischen Stammesadel; er besitzt zehntausend Hammel nebst einer entsprechenden Anzahl von Pferden und Kühen und kann fünfzig mit Hinterladern bewaffnete Männer aus seinen Zelten aufbieten. Gegenwärtig hat er seine ganze junge Mannschaft auf den Hammelraub gegen einen anderen Chef jenseits der

einen starken Tagesritt entfernten persischen Grenze ausgeschickt; davon haben aber einige seiner Nachbarn Kenntnis erhalten, und er glaubt Grund zu der Annahme zu haben, daß heute nacht seinem eigenen Lager bei dieser günstigen Gelegenheit ein feindlicher Besuch zugedacht ist. Unsere fünf Gewehre und zwei Revolver sind ihm daher für den Augenblick ein äußerst angenehmer Zuwachs, und wenn er sich auch hütet, uns das offen zu zeigen, so erschöpft sich der Mann doch in Liebenswürdigkeiten.

Wir sind hier nach Murray 10 300 englische Fuß hoch (3100 Meter) und befinden uns ziemlich genau auf der Höhe der breiten, Gamespi genannten Einsattelung, die von den Quellen des östlichen Euphrat über den mächtigen, auf seinem Gipfel ewigen Schnee tragenden Rücken des Ala-Dagh in das Gebiet des Sees von Wan hinüberführt. In Gewehrschußweite liegen an den schattigen Stellen der benachbarten Berghänge einige mäßig große Schneeflecken — die ersten Vorposten der großen weißen Felder weiter oben auf den höchsten Höhen des Gebirges.

Unsere heutige Tagesleistung war nicht groß: acht Stunden vom Aufbruch aus Diadin bis hierher. Heute früh war ich auch zum erstenmal in die Lage gekommen, fürs Quartier etwas zu bezahlen oder vielmehr bezahlen zu lassen, denn bisher ist alle Aufnahme Gastfreundschaft gewesen. Unser kurdischer Hausbesitzer verlangte für die Eier, Abend- und Morgenfutter für die neun Pferde, Feuerung und Quartier zwei Medschidies (zu $3^1/_2$ Mark) oder türkische Silbertaler. Ich hielt anderthalb für genug und beauftragte beim Abreiten aus dem Gehöft unsern Madat, der alle geschäftlichen Dinge zu erledigen hat, nicht mehr zu geben; jetzt eben hat er mir aber auf Befragen gestanden: „Ach Herr, das tut doch unserer Ehre Schaden, wenn der Mann hinter uns her unzufrieden ist — ich habe ihm noch ein Viertelchen zugelegt!“

Diadin liegt hart am Euphrat, der hier Murad-Tschai heißt; die Hauptquelle entspringt einen Tagesritt südwärts, nahe unter dem Kamme des Ala-Dagh, wo sie aus den Schneefeldern auf der Nordseite dieses majestätischen Bergmassivs genährt wird. Nach einer Stunde Reitens gelangten wir an einige starke Schwefelthermen mit natürlichen Badebassins, aus denen sich das fast 30 Grad Réaumur warme Wasser direkt in den zwanzig Schritte entfernt vorbeirauschenden, kristallhellen jungen Euphrat ergießt. Eine prachtvollere Badegelegenheit ließ sich nicht denken — sie wurde denn auch voll Behagen nacheinander von uns allen benutzt. Gleich nach dem Aufbruch von den Schwefelquellen fingen unsere Saptiehs einen herrenlosen Hammel ein, der irgendwo von seiner Herde abgekommen sein mußte. Beim nächsten Halt wurde das Tier geschlachtet, abgezogen und zerlegt, alles in fünf Minuten; die Hälfte des Fleisches kaufte ich den Soldaten für uns

und meine eigenen Leute ab. Es war ja eigentlich gestohlenes Gut, aber so skrupulös kann man hier in der Wildnis nicht sein! Der Hammel war da und Fleisch brauchten wir; ob und wann wir heute etwas anderes zu essen bekommen würden, war sehr zweifelhaft, denn in Diadin hatte uns niemand bestimmt sagen können, ob sich Mehmed-Aga mit seinen Zelten gegenwärtig auf dem Gamespi befände oder nicht — also mußte wohl oder übel zugegriffen werden.

Wir waren ohne rechte Mittagsrast bis gegen 5 Uhr geritten, vielfach ohne Weg und Steg querfeldein über die Berghänge, hier und da auf ein winziges Stückchen Acker stoßend, das die Kurden im Frühling mit etwas Gerste zum Winterfutter für ihre Pferde bestellt hatten, um es im Herbst beim Herabkommen von den Hochweiden abzuernten. Nun lag der letzte steile Aufstieg zu der flach eingesattelten Höhe des Gamespi-Passes vor uns. Eine kleine Weile Verschnaufen wurde den Tieren für die bevorstehende Kletterei gewährt, dann ging es wieder flott aufwärts, und in einer halben Stunde waren wir oben. Ich hatte mir vorgestellt, daß sich auf der Höhe ein weiter Blick nach Süden öffnen und der Weg alsbald wieder abwärts führen würde, aber statt dessen sahen wir uns auf einem breiten, welligen, wasserreichen Plateau; verschiedene Rinnsale, die immer noch nicht aus unmittelbarster Nähe zu kommen schienen, flossen uns entgegen, dem Euphrat zu; die eigentliche Wasserscheide zwischen diesem und dem See von Wan war also noch nicht erreicht. Wichtiger als das war uns für den Augenblick etwas anderes: mehrere Gruppen langer, brauner, niedriger Zelte zeigten sich in geringer Entfernung vor uns. Die fraglichen Kurden hatten also ihren Lagerplatz noch auf dem Gamespi. Unser Wachtmeister setzte sich in Galopp, um dem Chef die Ankunft von Gästen zu melden, während wir langsam auf das Lager zuritten. Als wir anlangten, erhielten wir die Meldung, Mehmed-Aga erwarte uns in seinem Zelte und wolle uns gastfreundlich aufnehmen. Einige Augenblicke später schüttelten wir uns bereits die Hand; Klara wurde von der Schwester des Aga — einer wirklichen Schönheit! — zu den Frauen geführt und ich nahm mit dem Wirt und dem Dolmetscher im Männerraum des Zeltes Platz, übrigens nur durch eine Teppichwand, über die man, aufgerichtet, hinübersehen konnte, von den „Damen" getrennt. Unmittelbar nach Meldung unserer Ankunft hatte Mehmed-Aga Befehl gegeben, ein prachtvolles Prunkzelt für uns aufzuschlagen. Die Stunde, die verging, bis das geschehen war, brachten wir in seinem Zelte selber zu, ich bei ihm und Klara bei den Frauen, aber unsere Gespräche und Erlebnisse dort sind merkwürdig genug, um in einem besonderen Stück vermeldet zu werden, das allerdings wohl erst im Angesicht des Sees von Wan der Feder wird entfließen können.



Sipan-Dagh.

Ardschisch, den 23. August.

Wir sind am „Meer von Wan“ (Dsow Wanaï), wie die Armenier den majestätischen Wasserspiegel nennen, der — eine Stunde entfernt — zu uns herüberblitzt. Siebenmal so groß wie der Genfer See ist diese Fläche; auch das Salzwasser hat sie mit dem wirklichen Meere gemein. Mächtige Bergmassen umgeben den See; alle überragend steigt am Westufer der Sipan-Dagh mit seinem breiten, schneegekrönten Haupt empor — in den armenischen Heldenliedern die Stätte der Titanenkämpfe Haiks, des Stammvaters der Armenier. Jetzt sind wir im Herzen von Armenien, in der alten Landschaft Vaspurakan, der sagenhaften Heimat der Semiramis. Morgen um diese Zeit sollen wir den Felsen drüben auf der Ostseite des Wassers erblicken, der die Akropolis von Wan trägt — er ist vielleicht der älteste ununterbrochen bewohnte Ort dieser Erde! Heute früh sind wir nach einem kurzen Ritt von kaum zwei Stunden vom letzten Nachtquartier aus hier angekommen; bis zum Abend wird gerastet, dann fängt der Wind zu wehen an, der uns in einer Nacht und einem Vormittag zu Schiff nach dem Hafen von Wan hinüberbringen soll.

Mein voriger Brief brach noch im Lager auf dem Gamespi-Paß ab, wo ich mit dem Kurdenhäuptling Mehmed-Aga in dessen Zelte saß und Zigaretten rauchte. Die erste Frage Mehmed-Agas, nachdem die nötigen einleitenden Höflichkeiten ausgetauscht waren, lautete: „Weißt Du schon, daß Bismarck tot ist?“ Am 31. Juli hatte ich in Tiflis, ahnungslos beim Morgenkaffee sitzend, aus einer russischen Zeitung die Kunde erfahren, daß Deutschlands größter Sohn drei Tage vorher verschieden war — kaum drei Wochen später tritt mir im weltverlassensten Winkel des armenischen Hochlandes der kurdische Räuber mit der Frage entgegen, ob ich es auch schon wisse. Wie schade, daß Eugen Richter nicht dabei war!

Daß wir Deutsche waren, hatte unser Wachtmeister dem Kurden schon gemeldet. Mehmed-Aga drückte zunächst seine Befriedigung darüber aus, daß er Freunde des Padischah unter seinem Zelte habe; er habe gehört, daß der Kaiser und der Sultan einen engen Freundschaftsbund miteinander geschlossen hätten. Unser Wirt trug eine Art Uniform, in die er sich augenscheinlich uns zu Ehren geworfen hatte — er gehörte also zu den Hamidiés. Diese militärische Neuschöpfung der Türkei bedeutet einen Versuch, die in diesen Gegenden sehr schwankende Autorität des Padischah auf neue Weise zu befestigen. Man hat den kurdischen Häuptlingen einen ihren Machtverhältnissen entsprechenden militärischen Rang zuerteilt — so besitzt Mehmed-Aga mit seinen 50 Flinten Charakter und Uniform eines Jüsbaschi oder Hauptmanns — und ihre Untergebenen als irreguläre Truppe „organisiert", die angeblich zu kriegerischen Zwecken brauchbar sein soll. Vorläufig hat sich diese Brauchbarkeit darin gezeigt, daß die Hamidiéregimenter bei den letzten großen Armenierschlächtereien Hervorragendes geleistet haben.

Mehmed-Aga fragte mich, wohin ich weiter zu gehen gedenke? Nach Ardschisch, unten am See, sagte ich. „Da werdet Ihr nicht viel finden, wir haben dort alle Armenier abgeschlachtet," bemerkte der Kurde ganz nachlässig. Ich hätte natürlich gern Näheres hierüber erfahren, aber meine drei Leute sind sämtlich Armenier und fürchteten sich ohnehin in der Gesellschaft sehr, so daß ich von diesem Thema abging. Besonders der Dolmetscher zitterte förmlich. Ich habe ihn, wie gesagt, stark im Verdacht, daß er ein politisch Kompromittierter ist, denn auf seinem — persischen — Paß steht ein anderer Name als der, den er mir in Rußland angegeben hat. Ein persischer Paß ist in Tiflis für einen Rubel auf dem Basar zu kaufen — wer von den Eingeborenen im Grenzgebiet zu tun hat, versorgt sich sogar zur Sicherheit mehrfach, mit einem ordentlichen russischen Paß und einem oder mehreren persischen „Hilfspapieren", um je nach Bedarf die Staatsangehörigkeit wechseln zu können. Namentlich viele türkische Flüchtlinge und Ausgewiesene machen von persischen Pässen Gebrauch, wenn sie in die Türkei zurückwollen. Der Dolmetscher drückte mir, während Mehmed-Aga sich anschickte, uns einen kostbaren Sattel zu zeigen, den er angeblich in Konstantinopel vom Sultan zum Geschenk erhalten hatte, alles Ernstes auf russisch seine Befürchtung aus, wir würden am nächsten Morgen allesamt mit durchschnittenen Hälsen aufwachen oder vielmehr nicht aufwachen. Ich lachte ihn aus und war zufrieden, daß Klaras russischer Wortschatz sich vorläufig noch auf die Ausdrücke für „Wasser", „gut" und „gib" beschränkt.

Madat, der Diener, scheint übrigens sich in mehr als einer Hinsicht als sehr brauchbar zu erweisen. Er versteht auch Kurdisch und machte mir auf dem Ritt zum Gamespi hinauf den Vorschlag, er wolle diese seine

Kenntnis verheimlichen, um für den Fall, daß die Leute Schlimmes im Schilde führten, vielleicht rechtzeitig davon zu erfahren. — Da er aus Rußland stammt, so denkt hier niemand, daß er Kurdisch kann, und er hat sich schon unterwegs damit amüsiert, die Gespräche der gleichfalls Kurdisch redenden Soldaten, die sich nicht verstanden glaubten, anzuhören. Freilich hat er einstweilen nicht viel Interessantes dabei erfahren. Das Sprachengewirr wird bei uns jetzt schon ziemlich groß. Ich spreche mit Madat und dem Dolmetscher Russisch, Makar versteht nur Armenisch, mit den Soldaten sprechen meine Leute Türkisch, unter sich Armenisch, dazu reden die Kurden in ihrer Sprache und ich mit meiner Frau natürlich Deutsch, das hier jedenfalls das unbekannteste Idiom ist. Will aber Klara sich mit dem Dolmetscher verständigen, so muß dessen allerdings recht lückenhaftes Französisch herhalten. Das wären also sechs Sprachen, die durcheinander gehen. Als siebente käme allerdings noch die Zeichensprache dazu, die oft angewendet werden muß, z. B. wenn ich allein mit den Soldaten bin und einen auffallenden Stein vom Boden aufgehoben, einen Schluck Wasser aus einer Quelle geschöpft haben will oder anderes dergleichen.

Ich war mit Mehmed-Aga gerade in einen politischen Diskurs über die deutsch-türkische Freundschaft gekommen, der mir zeigte, wie dieser Kurde vollkommen richtig Rußland als den eigentlichen Feind des Padischah auffaßte, den es nach dem Lande gelüstete — als ich durch den Teppichvorhang, der uns von den Frauen schied, hindurch die sonst so tapfere Klara plötzlich ganz verzweifelt rufen hörte: „Nein, nun halte ich es nicht mehr länger aus, kann ich denn wirklich nicht zu Euch herüberkommen?"

Ich richtete mich auf und sah über den Teppich hinüber — allerdings, die Situation war für eine europäische Dame wenig angenehm. Die Kurdenfrauen hatten in ihrer Liebenswürdigkeit einen mächtigen Haufen recht schmutziger, mutmaßlich nicht gerade wohlriechender Kissen herbeigeschleppt und Klara darauf zu sitzen genötigt; ein Dutzend schmieriger Kinder, in deren struppigem, verfilztem Haargehege es augenscheinlich von jagdbarem Wild wimmelte, eins mangelhafter bekleidet und taschentuchloser als das andere, kletterten an ihr umher oder drängten sich an sie; eins probierte ihren Sonnenhelm auf, das andere hatte sich der abgelegten grauen Staubbrille bemächtigt, ein zudringliches junges Weib war im Begriff, sich durch den Augenschein von der Beschaffenheit der Kleidung unterhalb des weiten Reitrocks zu überzeugen, einigen Kurdenbackfischen machte es einen furchtbaren Spaß, die ledernen Handschuhe anzuprobieren — solche Dinger hatten sie noch nie gesehen — und kopfschüttelnd besah eine würdige Dame die schlanken Finger des Gastes, indem sie ihre kräftigen, fleischigen Greifwerkzeuge daneben hielt. An der Wand des Zeltes lag eine blasse Wöchnerin;

neben ihr schaukelte zwischen zwei Pfählen, in einen viereckigen Lappen schmutzigen Zeuges eingebunden, das Kleine; verschiedenen der gaffenden, lachenden, neugierigen Frauen hingen ihre Kinder (bis zu vier, ja fünf und sechs Jahren!) an der Brust; und alles drängte und schob sich an das fremde Meerwunder heran, und jeder Versuch, den Klara machte, um ins Freie zu entkommen, wurde mit einem freundlichen, dringenden, zerrenden Protest der versammelten Weiblichkeit beantwortet. Um meiner armen Frau zu Hilfe zu kommen, stand ich auf, bat meinen Wirt um die Erlaubnis, einstweilen das Zeltlager etwas besichtigen zu dürfen, und forderte Klara auf, etwas herauszukommen. Nun, da der Mann rief, konnten die kurdischen Weiber die Frau natürlich nicht mehr zurückhalten. Gleich darauf war auch das Prachtzelt, das für uns aufgeschlagen wurde, fertig und Mehmed-Aga geleitete uns hinein. Eine halbe Stunde blieben wir allein — dann kam der große Empfangstee und gleich darauf der stattliche Hammel, der uns zu Ehren geschlachtet war, auf einer großen zinnernen Platte, gefüllt mit Reis (Pilaw), umgeben von wahren Brotbergen, und das Souper begann. Mehmed-Aga, wir beide und der Dolmetscher speisten zuerst, natürlich ohne Messer und Gabel. Unser Wirt zerriß uns das beste Fleisch vorsorglich mit den Fingern in mundgerechte Stücke, drückte es zwischen Daumen und Zeigefinger mürbe und legte es uns dann auf den breiten Brotfladen vor; den Reis aß man dazu aus der hohlen Hand und wischte sich Mund und Hände von Zeit zu Zeit an dem Brot (Lawasch) etwas ab. Viel zu zieren gab es dabei nicht; wer nicht zulangte, blieb hungrig. Wie schnell man sich doch in der Wildnis akklimatisiert und den Kulturmenschen wie einen überflüssigen Bratenrock auszieht! Ich habe freilich ähnliche Dinge schon früher in Turkestan und Transkaukasien durchgemacht, aber Klara kommt ja direkt vom Katheder der höheren Mädchenschule und findet sich bewunderungswürdigerweise so kaltblütig zurecht, wie eine routinierte Orientreisende.

Nach dem Essen wurden mit Wolle gefüllte Betten und prachtvolle seidene Decken von dem bekannten Riesenformat auf dem Boden des Zeltes ausgebreitet, und wir gingen zur Ruhe. Die Leute schliefen draußen; Mehmed-Aga und die Soldaten sollen fast die ganze Nacht patrouilliert haben, um dem vermuteten Überfall zu begegnen. Am Morgen erzählte mir Madat, die „Feinde“ seien, als sie das Lager gedeckt sahen, ohne einen Schuß zu tun, abgezogen.

Tags darauf ging es schon mit Sonnenaufgang in die Morgenkühle hinaus weiter. Nach einer Stunde erreichten wir die Wasserscheide zwischen dem Euphrat und dem abflußlosen Seebecken von Wan: aus einem kleinen Schneefeld in nächster Nähe sickerte ein Wässerlein hervor, das den Weg nach Süden einschlug — ein paar Pferdelängen abwärts, und die Höhe der

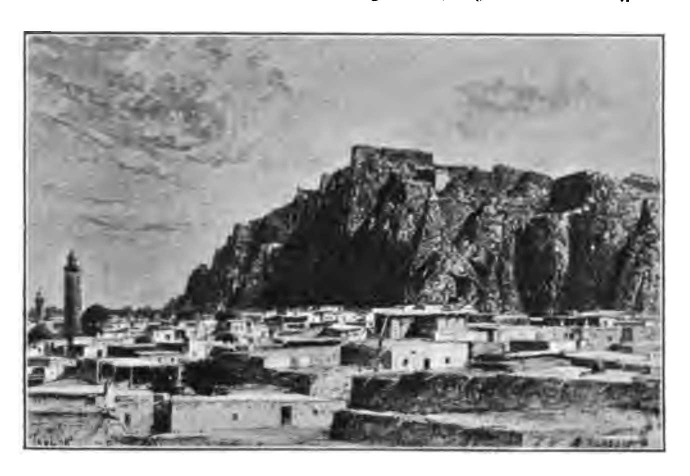
Paßeinsattelung lag hinter uns. Das Panorama von dieser Höhe war prachtvoll. Vorwärts lag ein gewaltiges Gewirre von Gebirgszügen, Tälern, einzelnen Bergkuppen, Rücken und Graten, am Horizont geschlossen von den mächtigen, noch fernen nackten Ketten, die sich um den — von dort nicht sichtbaren — See dehnen; unmittelbar unter uns erstreckte sich eine öde, von verdorrtem Grase gelbbraun gefärbte Ebene zwischen dem Südfuß des Gamespirückens, auf dem wir hielten, und einer Reihe niedriger Hügel, zwischen denen das Bächlein, dem der Reitpfad folgte, verschwand. Währenddessen kam einer von den Soldaten der Nachhut herangesprengt und wies nach links rückwärts über das Plateau hin, von dem wir jetzt hinabsteigen mußten. Madat verdolmetschte, was er sagte: „Nehmt Abschied vom Aghri-Dagh (dem Ararat)!" Aus dieser Entfernung sah der gewaltige Schneeberg, obgleich nur sein oberer Teil sichtbar war, viel majestätischer aus, als aus der unmittelbaren Nähe der vorhergehenden Tage. Wie ein vereinzelter Riese hob er sein weißes Haupt hoch in die blaue Luft, alle seine kleineren Nachbarn waren hinter der massigen Bergkette von Bajasid verdeckt und nur er allein zeigte sich darüber wie zum Lebewohl in seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit.

Bis hierher kannte unsere Eskorte den Weg. Bei Mehmed-Aga hatte man uns die Entfernung nach Ardschisch am See auf acht Stunden angegeben. Statt dessen waren wir bis in die Nacht hinein vierzehn Stunden unterwegs und mußten uns schließlich doch zwei Stunden von hier zum Übernachten in einem Dorfe entschließen, weil die Dunkelheit vollständig hereingebrochen und wir wie die Tiere todmüde waren. Unterwegs verritten wir uns einmal gründlich, mußten, um zu einigen in der Ferne sichtbaren Kurdenzelten zu gelangen und nach der Richtung zu fragen, ohne Weg und Steg, die Pferde am Zügel führend, quer durch eine tiefe Talschlucht mit steil abfallenden Wänden unter steter Gefahr des Stürzens hindurch, dann am Rande eines langen Felsabhanges hin auf einem Pfade, auf dem nur ein Bergpferd jener Gegenden den Reiter ohne fortgesetzte Lebensgefahr für Mann und Tier zu tragen vermag — endlich in völliger Finsternis endend, durch Gewehr- und Revolverschüsse bestrebt, Hunde oder Menschen in einem der vielleicht hart am Wege liegenden, aber im Dunkeln nicht sichtbaren Dörfer auf uns aufmerksam zu machen. Zum Glück lag dieses letzte Stück des gestrigen Weges bereits in der Ebene, die sich an das Nordende des Sees anschließt — in den Bergen hätten wir nach Einbruch der Dunkelheit keinen Schritt weiter wagen dürfen und uns zum Kampieren unter freiem Himmel entschließen müssen. — — Ein Offizier erscheint, um anzufragen, wann der Pascha uns seinen Besuch in dem Quartier, das wir hier erhalten haben, machen dürfe — also Schluß.

Auf der Insel Anabat im See von Wan,
den 24. August.

Weltenfern — weltverloren! Einen verlassenere Platz als dies Felseneiland in dem wunderbaren See wird man schwer finden. Hier ist der richtige Ort für ein Kloster wie dieser altersgraue, verfallende Bau mit den wenigen armenischen Mönchen, bei denen wir jetzt weilen. Und doch dringt menschliche Habgier auch hierher — der alte Prior hat uns eben geklagt, wie ärmlich seine Kirche geschmückt ist: die Kurden haben die meisten Sachen von Wert schon bei einem Plünderungsstreifzuge in früheren Jahren fortgeschleppt, und jetzt hält man den damals verbliebenen Rest, vor allen Dingen die alten Handschriften, die ich sehen wollte, in einer unzugänglichen Felsspalte der Insel verborgen. Vor anderthalb Jahren, als die Armenierverfolgung im Vilajet von Wan wütete, war man täglich auf einen Überfall vom Lande her gefaßt, und wenn auch das Wetter diesmal am Kloster vorüberging, so haben die Mönche doch noch nicht gewagt, ihre Schätze wieder hervorzuholen.

Gestern war für uns ein sehr merkwürdiger Tag: so hatten wir uns die Freundschaft der Türken für Deutschland doch nicht vorgestellt. Von dem Augenblick der Ankunft in Ardschisch an waren wir Gegenstand der äußersten Liebenswürdigkeit. Beide Paschas, sowohl der Truppenkommandant als auch der Zivilgouverneur, machten uns ihren Besuch, ersterer in Begleitung eines Gendarmerieoffiziers, und obwohl dieser — ein liebenswürdiger Araber aus Damaskus — im Range einem Bimbaschi (Regimentskommandeurs) stand, erhielt er von seinem Vorgesetzten Befehl, in unserer Anwesenheit nicht auf dem Diwan, sondern auf einem Pfühl am Boden Platz zu nehmen und die Arme über der Brust gekreuzt zu halten, zum Zeichen, daß er den deutschen Gästen als ihr Diener zu Gebote stände. Als ich den beiden Herren meinen Gegenbesuch machte, trat die Wache vor dem Regierungsgebäude in strahlend neuer Uniform ins Gewehr (höchst exakt und schneidig), und als ich wieder herauskam, hielt ein guter Wagen auf Federn mit zwei Pferden bespannt und vier Mann von der regulären Kavallerie als Ehreneskorte vor der Türe, um mich ins Quartier zurückzubringen. Die Reiter ritten wie die Teufel, je zwei voran und hinterher, und der Kutscher fuhr, als ob es ein Wettrennen gelte, durch die breiten, ungepflasterten Straßen, daß der Staub zum Himmel flog und die neugierigen Gaffer laufen und springen mußten, um Platz zu machen. Ebenso wurden wir abends, als es dunkel zu werden begann, an den See hinuntergebracht, wo ein großes Segelboot für uns vor Anker lag, ja, der Gouverneur geleitete uns persönlich zu Pferde bis ans Ufer — eine Entfernung



Zitadelle von Wan.

von fünf bis sechs Kilometer. Man kann sich keinen feineren Gentleman vorstellen als diesen alten Herrn mit weißem Bart und Haar, abgesehen vom roten Fes in tadelloser europäischer Zivilkleidung, vom Kopf mit den klugen, freundlichen Zügen bis zu den tadellosen Stiefeln ein vornehmer Mann, der in jeder europäischen Gesellschaft durch sein distinguiertes Wesen aufgefallen wäre.

Von acht Uhr abends bis nach Mitternacht lagen wir am Ufer vor Anker und warteten auf den Nordwind, um abzusegeln. Das Schiff hatte sechs Mann Besatzung; außerdem waren uns ein Leutnant und ein Unteroffizier zum Geleit nach Wan mitgegeben. Die alte Eskorte haben wir in Ardschisch belohnt und entlassen; der Dolmetscher und Makar sind beauftragt, mit den Pferden, die man leider nicht aufs Schiff nehmen konnte, um den See herum nach Wan zu gehen, wo sie nach zwei Tagen eintreffen sollen; unsern guten Madat, der sich leider eine Augenentzündung zugezogen hat, habe ich auf dem direkten Wege über den See mitgenommen, um ihn so schnell wie möglich zum Doktor zu bringen — in Wan soll ein amerikanischer Missionar leben, der zugleich praktischer Arzt ist.

Wunderbar war der gestrige Abend mit seiner Sternenpracht. Der See von Wan liegt in 1700 Meter Meereshöhe unter der Breite von Palermo und die Luft ist so klar und durchsichtig, daß alle Gestirne viel, viel stärkere Leuchtkraft haben, als daheim in Deutschland. Die Nacht wurde kühl; wir lagen in Decken und Teppiche gehüllt auf dem freilich recht harten Schiffsboden und schauten tief bewegt zu dem strahlenden Himmelsheer empor, der Heimat gedenkend, über der ein soviel blasserer Sternenhimmel sich wölbt und die doch dem Wanderer hier im fernsten Winkel des Orients in so vielmals wärmerem, hellerem Lichte leuchtet, als selbst der Wunderstern Sirius hier im Lande Nimruds und der Semiramis.

Von Schlaf war in dieser Nacht nicht viel die Rede. So ungewohnt und fremdartig war die Situation für mich noch nie gewesen: Das märchen-

hafte Sternengeflimmer, das leise Dahinrauschen des Schiffes durch den See, die dunkle Silhouette des mächtigen Sipan-Dagh am fernen Ufer, die Heldenkämpfe Haiks und die Heerfahrten der Assyrerkönige in diesem uralten Lande, wo das Lied der Menschheit schon in gewaltigen Akkorden erklang, als in unserer Heimat noch der Höhlenmensch mit dem Wisent sich maß — das alles wirkte zu stark auf die Nerven, als daß ich Ruhe finden konnte. Heute liegt greller, sengender, brennender Sonnenschein über der stahlblauen Seefläche; schon eine Stunde vor der Insel Anabat schlief der Wind ein, und das schwere Schiff mußte mit Rudern bis hierher gebracht werden, wo die freundlichen Mönche uns ein dürftiges Frühstück bereiten. Wer weiß, wann wir in Wan sind — wenn der Wind nicht noch vor Abend wieder auffrischt, kann es bis zum nächsten Morgen dauern.

Wan, den 27. August.

Es geht nicht zum besten. Ich habe hier drei Tage am Fieber laboriert — nicht gerade unfähig, zu sehen, zu hören und diese ganze fremde Welt hier in mich aufzunehmen, aber doch ziemlich elend. Jetzt muß es wohl oder übel weitergehen: in zwei Stunden soll der Wagen des Wali bereit stehen, uns aus der Stadt hinaus und auf der „Straße" nach Bitlis bis an die Stelle zu bringen, wo die Möglichkeit des Fahrens aufhört, was wohl nach wenigen Kilometern der Fall sein wird.

Am Abend unserer Landung nach der Überfahrt über den See von Ardschisch her brachte uns unser Geleitsoffizier direkt zum Wali in das Regierungsgebäude. „Seine Exzellenz der Herr Generalgouverneur" sprach nur wenige Worte Französisch; desto fließender sprudelte diese Sprache von den Lippen des Herrn, den wir für die Zeit unseres Aufenthaltes als Dolmetscher zugewiesen bekamen, eines Italieners, der in Wan als Direktor der Tabaksregie fungierte und jetzt unsere Unterhaltung mit dem Pascha vermittelte. Gegenstand des Gesprächs war, wie gewöhnlich, die deutsch-türkische Freundschaft. „Euer Herrscher ist ein Freund des Padischah, darum ist es unsere Pflicht, Euch aufzunehmen, so gut wir können. Dies Haus und was darinnen ist, gehört Euch. Befehlt alle Tage, was Ihr essen und trinken wollt; wenn Ihr ausfahren wollt, so sagt nur ein Wort, und Wagen und Pferde sind für Euch zur Stelle. Dieser Effendi (der Italiener) wird für Euch alles bestellen." Ich machte dem Pascha einige Komplimente über seine Provinz und gelegentlich des Lobes über den allerdings fabelhaften Obstreichtum der Gegend um Wan fragte ich beiläufig, ob es hier auch Zitronen gäbe? Abends, als wir bei Tisch saßen, erschien ein Diener vom Wali und brachte uns im Namen seines Herrn eine Zitrone als Geschenk: „un grand cadeau", wie unser Italiener uns belehrte, denn Zitronen wüchsen hier nicht,

und nur der Pascha ließe für seinen persönlichen Gebrauch gelegentlich einige Früchte mit der reitenden Briefpost von Erserum kommen!

Unser Tisch war ganz europäisch: gute Bestecks, Teller, Servietten, ein weißes Tischtuch und sog. Wiener Stühle zum Sitzen, so daß wir uns nach unseren verschiedenen Diners und Soupers zu ebener Erde von der Hand in den Mund seit dem Eintritt in die Türkei wieder ganz zivilisiert vorkamen. Sogar eine wirkliche Tischlampe war vorhanden! Sonst haben wir höchstens — so z. B. in Bajasid — europäische Küchenlampen elendester Qualität als türkische „Salon"-Beleuchtung gesehen. Die Kurden unterwegs zündeten einfach große Stücke Hammelfett in rohen tönernen Schalen im Zelte an, um abends Licht zu haben — mit welchem wohlriechenden Effekt, wird sich jedermann denken können.

Der Pascha hatte befohlen, für uns möglichst „europäisch" zu kochen. Das einzige an Europa Erinnernde aber, was man in der Küche zu bereiten verstand, war das gebratene Huhn; alles übrige waren türkische Spezialitäten, die einen Osmanligourmand wahrscheinlich entzückt hätten, aber uns wären Milch und Eier, die man unterwegs meistens doch hatte bekommen können, lieber gewesen, als das unglaublich fad zubereitete türkische Gemüse. Tomaten und eine uns von Deutschland her unbekannte Frucht von unangenehm weichlichem Geschmack, die in rohem Zustande aussieht wie eine tiefviolette Gurke und auf französisch aubergine heißen soll, bilden den eisernen Bestand jedes türkischen Essens in der Stadt; auf dem Lande kennt man hier gar kein Gemüse. Die Frucht- und Gemüsegärten liegen nur im nächsten Umkreis der Städte; Wan selbst steckt zum größeren Teile in weit ausgedehnten Anpflanzungen von Weinstöcken, Äpfel- und Aprikosenbäumen wie vergraben. Vorn an den Straßen stehen dichte Reihen von Weißpappeln; hinter den Häusern ziehen sich die Obstgärten hin. In allen Straßen rieselt das fließende Wasser, ohne das hier im Orient nichts gedeiht und das auch das gewöhnliche Getränk bildet. Zum Abendessen gab es freilich Wein — rotes Gewächs von Wan. Was bei sachverständiger Behandlung aus den berühmten Trauben gemacht werden könnte, weiß ich nicht — dieser Wein aber schmeckte kaum anders als eine säuerliche Limonade und seine beste Eigenschaft war wohl seine Harmlosigkeit. Was für ein anderer Geist lebt da doch in den feurigen Tropfen von Eriwan, von denen unsere großen Satteltaschen noch ein paar Flaschen bergen, für den Fall, daß es einmal besonders trübe oder hervorragend fröhliche Augenblicke unterwegs geben sollte!

Nach dem Essen wurden wir in unser Schlafzimmer geführt. Zwei mächtige Wollmatratzen und wahre Gebirge an seidenen Decken und Kissen lachten uns am Boden ausgebreitet entgegen — gleich Inseln im Meere von einer Flut von abgeladenen Gepäckstücken, Stiefeln, Zaumzeug, Waffen, aus-

gepackten Kleidungsstücken und dergleichen umgeben. Ein Waschbecken war vorhanden; zwei Salonlampen ohne Glocke beleuchteten mit ihrem grellen Schein die weißgetünchten Wände, die bunten Kattunvorhänge vor den primitiv verglasten Fenstern, den Fußboden von roh gehobelten Brettern und dazu das ganze „malerische" Durcheinander, das unser Madat und wir hier in der ersten Stunde nach unserer Ankunft angerichtet hatten.

Nach wenigen Minuten waren wir fertig, unter die seidenen Decken zu schlüpfen.

„Ob hier wirklich auch Insektenpulver nötig ist?" fragte Klara mit einem letzten zweifelnden Blick auf die anscheinend tadellosen Betten. „Flöhe oder nicht Flöhe, heute abend gilt mirs gleich — ich bin so müde, daß mich ein ganzes Regiment schwarzer Husaren am Schlafen nicht hindern soll," mit dieser Erwiderung kroch ich in die mächtige, allseitig geschlossene Tasche, die wie gewöhnlich aus den Decken konstruiert war. „Gute Nacht!" Wirklich haben wir hier vor dem Einschlafen kaum ein halbes Dutzend Quälgeister zu fangen gebraucht, dann war Ruhe — ein erquickender Gegensatz zu den letzten Nachtquartieren.

Am nächsten Morgen gab es erst heiße Milch in gewaltigen Tassen, danach Tee, Honig, Butter, Brot und verschiedene Süßigkeiten. Unser französisch-italienisch-türkischer Freund erwartete uns schon im Speisezimmer, war aber diesmal so wenig wie am Abend vorher zu bewegen, mit uns etwas zu genießen: er hatte vom Pascha den Auftrag erhalten, den Gästen zur Verfügung zu stehen und mußte sich daher, obwohl Beamter im Range eines Provinzialsteuerdirektors, als unser Untergebener betrachten, dem es erst nachher zu speisen erlaubt war. Leider verstärkte sich mein Unwohlsein so weit, daß ich den Chef der amerikanischen Mission unter den Armeniern in Wan, Dr. Reynolds, der praktischer Arzt ist, zu mir bitten lassen mußte. Dr. Reynolds machte kurzen Prozeß und nahm mich samt Frau ohne weiteres zu sich in das Gebäude der Mission, wo auf alle Fälle jede sanitäre Hilfe zu beschaffen war. Hier auf der amerikanischen Station haben wir in Bezug auf Speise, Trank und Wohnung ein ebenso angenehmes wie unerwartetes Kulturintermezzo erlebt; heute hoffe ich wieder so weit zu sein, daß ich es eine Tagereise im Sattel aushalte.

Haikawank, den 28. August.

Der heutige Ritt hat uns fast immer am See von Wan entlang geführt. Die erste Stunde war es möglich, im Wagen zu fahren, den der Pascha uns gestellt hatte; dann hörte der Weg auf, für Fuhrwerke praktikabel zu sein. Jetzt scheint die Region der armenischen Massakers anzufangen. Schon in Wan selbst liegt gut ein Viertel der Stadt in Trümmern und ein



Armenier vom Wan-See.

großer Teil der armenischen Bevölkerung, der im Herbst 1896, als das Gemetzel stattfand, aus der Stadt entfloh, ist noch nicht zurückgekehrt. Das große Dorf Ardanut, drei Stunden von der Stadt, war verwüstet und schien nur noch wenige Menschen zu beherbergen. Wenn es wahr ist, was man uns erzählte, daß es im ganzen Wilajet von Wan so aussieht, so steht einem der Verstand still bei der Frage: Was hat die Regierung sich dabei gedacht, als sie eine Provinz von ihren eigenen Truppen derart zurichten ließ, daß es der barbarischste Feind nicht viel anders hätte treiben können? Die Kurden, die hier die Arbeit größtenteils besorgt haben, sind ja als Miliz (Hamidié) organisiert und in dieser Eigenschaft vor zwei Jahren aufgeboten worden, um den Armeniern einen Aderlaß beizubringen — sie haben die Leute nicht nur abgeschlachtet, sondern auch alles radikal ausgeplündert und auf viele Jahre hinaus die wirtschaftliche Ertragsfähigkeit des Landes vernichtet.

Wir sind jetzt seit der Araxesebene zum ersten Male wieder auf altarmenisch-historischem Boden — zugleich an einer uralten Völkerscheide. Vor uns im Süden dehnt sich der Taurus, dessen armenischer Zweig sich bis östlich vom Wansee erstreckt; zwei kleine Tagereisen von hier nach Westen liegt die Wasserscheide zwischen dem abflußlosen Hochlandsbecken von Wan und dem Tigris! Was jenseits der Berge liegt, ist altsemitisches Land, der Kern des alten Reiches der Assyrer; hier aber, auf dem Hochlande nördlich des Taurus, hat seit der ältesten Vorzeit jene nichtsemitische „alarodische“ Rasse gesessen. Ihr Reich Urartu, gegen das die Assyrerkönige gekriegt haben, hatte hier am See von Wan seinen Mittelpunkt, und der lange, dunkle Felsen dort, eine halbe Stunde vom See, auf dem die heutige türkische Zitadelle von Wan steht, trug einstmals die Hauptstadt Tuspa. Die ganze Gegend hier ist voll alter Keilschriftsteine, die in Kirchen, Hausfundamenten und sonstigem Mauerwerk verbaut sind; andere Inschriften finden sich an

freistehenden Felsen oder auf vereinzelten Blöcken im Felde. Die Einheimischen weisen alle diese Werke der Semiramis zu; Schamiramrud, Semiramisfluß, heißt auch das Gewässer, das den größten Teil der Feuchtigkeit für die Gärten von Wan liefert; ein Arm von ihm kam an unserer Straße über hohe keilschrifttragende Felsklippen herabgerieselt und floß dem See zu, dessen Uferlinie hier von einem fiebererzeugenden Streifen salzigen Sumpflandes begleitet ist.

Unsere Karawane hat sich jetzt stark verkleinert. Erstens haben wir nicht mehr fünf, sondern nur noch zwei Mann Bedeckung mit, weil die Straße nach Bitlis, unserer nächsten Station, sicher sein soll, und zweitens begleitet uns von eigenen Leuten nur nach Madat. Makar hat in Wan seine Heimat erreicht und ist dort geblieben, und den Dolmetscher habe ich, seinem eigenen Wunsche entsprechend, gleichfalls in Wan gelassen. Ich war zu der festen Überzeugung gekommen, daß der Mann sich politisch irgendwo in der Türkei kompromittiert haben muß; mir schien, daß er in Wan Verbindung mit jungarmenischen Kreisen hatte. Er war es zufrieden, dazubleiben, und mir war es nur angenehm, von einem Menschen befreit zu sein, der mich möglicherweise in ernsthafte Schwierigkeiten mit den Behörden bringen konnte. Überdies war der Mann sehr furchtsam und träumte fortwährend von Kurdenüberfällen, Mord und Arretierungen, so daß Madat sich des öfteren entrüstet über den „Hasenfuß" beklagte, der unserm Ansehen bei den Eingeborenen nur schade. Sein Pferd übernahm ich für unsern Diener, um auf diese Weise etwas schneller vorwärts zu kommen — bisher hat nämlich Madat immer auf dem Lasttier gesessen, nach der Weise, wie es hier für die Bedienung üblich ist. Nun, da er ein besonderes Reitpferd hat und sich überhaupt höchst anstellig beweist, soll er auch zum Dolmetscher aufrücken; für Besuche bei Paschas und sonstigen Behörden gebe ich ihm einen Rock von mir, und da er auch für gewöhnlich hohe Reitstiefeln, eine russische Mütze und eine europäische kurze Joppe trägt, so flößt er den Leuten hier großen Respekt ein.

Wir haben einen Wachtmeister mit Namen Grigor, einen sehr gemütlichen dicken Armenier, und einen berittenen Soldaten kurdischer Abkunft; die beiden vertragen sich aber sehr gut. Grigor ist der berühmteste Scharfschütze von Wan und verdankt es dieser Eigenschaft, daß der Pascha ihn, obwohl er Christ und Armenier ist, zum Dienst angenommen hat. Er war uns in Wan als Ehrenwache und Schutz gegen Neugier und Belästigungen auf der Straße beigegeben; Madat hat große Freundschaft mit ihm geschlossen und bat mich, ich sollte den Pascha darum ersuchen, daß gerade er uns nach Bitlis bringe.

Die Landschaft hier ist sehr eigentümlich. Das gewaltige Seebecken,

von der sechsfachen Größe des Bodensees, beherrscht überall, wo es sichtbar ist, die Szenerie vollständig, obwohl man meistens nur einen Teil des Wasserspiegels überschaut. Auf der Südseite baut sich die massige Tauruskette hinter kahlen, verbrannten Vorbergen auf; am Nordufer des Sees ragt der gewaltige Vulkan Sipan-Dagh als isolierte Masse mit seinen hellen Schneefeldern unterhalb des zackig zerrissenen Gipfels 4000 Meter hoch empor, und rings in der Runde umgeben noch außerdem schroffe nackte Gebirgsketten die tiefblaue Flut. Vom Morgen bis zum Abend liegen Sonnenglut und Sonnenhitze ununterbrochen auf dieser Welt von nackten, hellen Bergketten, Felsen, Graten, Gipfeln, Hügeln und Hängen in der Nähe und Ferne, alles gleichmäßig beleuchtend, überstrahlend, ausdörrend.

Im Süden und Westen des Sees fällt das Gebirge schroff zum Wasserspiegel ab; auf der Nordseite und einem Teil des Ostufers bleiben Küstenebenen von mäßiger Ausdehnung zwischen den Bergen und der Uferlinie frei. Hier liegen die Ansiedlungen des Seegebiets, jede einzelne an einem der vielen hinabeilenden Wasserläufe gebaut und kenntlich durch die grüne Baumoase umher. Überall, wo kein Wasser fließt, ist das Land durch den Regenmangel im Sommer und Herbst wie verbrannt; kein grüner Grashalm auf Quadratmeilen Landes, kein Baum auf Gebirgsrücken und Abhängen, so weit und breit wie ein deutsches Fürstentum!

Unsere Mittagsrast hielten wir unter den Bäumen eines gleichfalls von den Kurden verwüsteten Dorfes, in einem grünen Talgrunde, durch den ein Bach dem nahen See zufloß, gleich neben der Ruine eines einst stattlichen, aber nun durch Brand und Plünderung heimgesuchten Hauses. Der Besitzer war vor zwei Jahren der reichste Mann im Dorfe gewesen; er besaß Söhne und Töchter, viele Gespanne Rinder, schöne Pferde, eine Herde von 1000 Stück Hammeln und zahlte allein jährlich 50 türkische Pfund (1 Pfund türkisch etwa 18 Mark) Steuern an die Regierung. Da kamen die Kurden, raubten die Herden, plünderten das Haus und erschlugen drei Söhne; zwei andere entflohen und retteten sich in wochenlangem Umherirren über die Grenze nach Rußland. Jetzt war der Alte besitzlos und erzählte resigniert, wie er zu sterben wünschte, da ihm doch alles genommen sei — die Kurden hätten am besten getan, ihn gleich mit zu erschlagen, statt ihn allein übrig zu lassen. Nur seinen Garten mit einer Menge von Apfel- und Aprikosenbäumen und einige wenige Schafe hatte er noch; davon gab er für uns und die Leute um einen lächerlich geringen Preis eine große Schüssel saure Milch zum Mittag und eine solche Menge Obst auf die Reise, daß wir eine ganze Satteltasche davon füllten. Es war ein unsagbar trauriges Bild — das verwüstete Dorf und die ruinierten Leute mit ihrem scheuen, gedrückten Wesen: niemand, der nicht den Verlust von Besitz oder Angehörigen be-

klagte! Um die Vesperzeit passierten wir das weitgedehnte Vostan, eine Stunde vom See entfernt. Die Baumgärten erstreckten sich über eine gute halbe Meile Weges zur Linken, aber von den Tausenden von Bewohnern, die vor zwei Jahren dort gelebt haben müssen, waren nur noch Hunderte übrig; alles zerschlagen, verwüstet, verbrannt oder verödet! Von den vielen Pfunden, die früher aus dieser Gegend als Steuerertrag in die Staatskasse geflossen sind, wird heute wohl nur ein verschwindender Bruchteil noch eingetrieben werden können; ich fasse mich immer wieder an den Kopf: was hat sich die Regierung in Konstantinopel nur gedacht, als sie ihre kurdischen Hamidiés und, wie hier überall versichert wird, sogar reguläres Militär in dieser Weise gegen Fleisch und Blut des eigenen Staatskörpers wüten ließ?

Vostan ist Station für den türkischen Regierungstelegraphen von Wan über Bitlis und Charput nach Samsun am Schwarzen Meer und nach Konstantinopel. Die Verwaltungszentren der asiatischen Wilajets haben ohne Ausnahme telegraphische Verbindung mit der Reichshauptstadt in Europa; die krummen, knorrigen Telegraphenstangen, die mit ihren Drähten über Berg und Tal neben den Reitwegen herlaufen, sind das einzige Stück Abendland in diesem weltenfernen Teil des Orients. Vom Sitze eines Wali kann man sogar Französisch oder Deutsch nach Europa telegraphieren, wie wir von Wan aus taten, sonst nur Türkisch innerhalb des osmanischen Reiches. Gleich hinter Vostan führt der Weg steil auf einen mächtigen Bergrücken hinauf — dahinter, sagte uns der Telegraphenbeamte, gehe es unmittelbar zum See hinunter, und in anderthalb Stunden, gleich nach Sonnenuntergang, würden wir in Haikawank sein, gegenüber der Insel Aghtamar, auf der ein berühmtes armenisches Kloster liegt, mit sehr alten Handschriftenschätzen, einem Hauptziel unserer Reise.

Nach einer kurzen Ruhepause, um den Pferden eine Erholung vor dem schweren Stück Arbeit zu geben, das sie nun noch vorhatten, und um unsere steif gewordenen Glieder durch Umhergehen wieder etwas beweglich zu machen, begann der Aufstieg. Die Köpfe unserer Pferde wiesen jetzt nach Westen. Kurz vor Vostan hatten wir das Südostende des Sees erreicht; mit der Wendung nach rechts, die hier gemacht wurde, hat die seit Moskau im wesentlichen nord-südliche Richtung der Reise aufgehört, und von jetzt an bringt uns jeder Tag dem Abendlande räumlich näher. In vier bis fünf Wochen hoffe ich, sei es an der syrischen, sei es an der cilicischen Küste, das Mittelmeer zu begrüßen, je nachdem, ob wir uns vom Euphratübergange bei Malatia aus direkt nach dem Golf von Iskenderun wenden oder den Umweg über Cäsarea in Kappadocien und die Tauruspässe oberhalb Tarsus machen; letzteres dünkt mir wahrscheinlicher.

Mühsam und keuchend kletterten unsere Pferde den steilen Abhang auf dem im Zickzack hin und her laufenden Pfade empor; es dauerte fast eine Stunde, bis wir den Gipfel des hier in den See vorspringenden Bergrückens erreichten und der Blick nach abwärts sich öffnete. Tief unten lag die mächtige dunkle Wasserfläche, die bereits kein Sonnenstrahl mehr traf, und die beiden schroffen Felseninseln unfern des Ufers, Ardter und das etwas größere Aghtamar, auf dem der Turm der Klosterkirche deutlich sichtbar war, ragten wie schwarzgraue, vom Himmel geschleuderte Riesenblöcke in der beschatteten Tiefe aus der Flut. Von hier aus dauerte es freilich noch zwei volle Stunden, bis wir todmüde Haikawank wirklich erreichten. Was die Pferde hier leisten können, habe ich wieder einmal beim Abstieg zum See hinunter gesehen. War der Weg hinauf steil gewesen, so reicht diese Bezeichnung nicht mehr aus, um den jähen, halsbrechenden, von Steinblöcken übersäeten und von Rissen durchsetzten Pfad zu charakterisieren, der hinabführte. Trotzdem stieg niemand ab, und obwohl man in Deutschland ein Pferd dort kaum hätte am Zügel führen können, passierte kein Unfall.

Kloster Aghtamar im See von Wan, den 28. August.

Eben haben wir nach zweistündiger Segelfahrt von Haikawank aus diese merkwürdige Felseninsel erreicht. Es gibt vier solche Inseln im See von Wan: Lim im Golf von Ardschisch, Gdutz oder Anabad gegenüber der Stadt Wan, Aghtamar und Ardter in der südlichsten Ausbuchtung, unterhalb der östlichen Ausläufer des armenischen Taurus. Alle außer dem völlig nackten und unbewohnten Ardter tragen alte armenische Klöster, von denen Aghtamar das berühmteste ist, 928 n. Chr. von Gagik gegründet, dem ersten armenischen Teilkönige von Vaspurakan aus dem Hause Arzruni. Die Arzrunier waren neben den Bagratiden von Ani die mächtigste der armenischen Dynastien, die vom 9. bis 12. Jahrhundert das Land beherrschten. Ein Überrest aus jener Zeit des zwar selbständigen, aber zerteilten Armenien ist die Würde des Katholikos von Aghtamar: um auch in geistlichen Dingen ihre Souveränität gegenüber den mächtigen Bagratiden zu behaupten, schufen die Arzrunier sich für ihr Reich ein besonderes geistliches Oberhaupt, das wie in Ani den Titel Katholikos führte; diese Würde hat sich als eine merkwürdige Reliquie seit 800 Jahren erhalten, und obwohl der Katholikos von Aghtamar als Sprengel nur seine Felseninsel und den gegenüberliegenden Landstrich am Südufer des Sees besitzt, so trägt er doch gleich dem Patriarchen von Etschmiadsin das Brillantkreuz an seiner schwarzen Mitra und darf das Myron, das kirchliche Salböl, bereiten. Gegenwärtig ist sein Stuhl nicht besetzt, da der letzte Träger des Amtes vor zwei Jahren ge-

storben und bei den jetzigen Zuständen in Armenien eine Neuwahl bisher nicht möglich gewesen ist. Als Verweser des Katholikats fungiert der Abt von Aghtamar. Im Sommer pflegt er mit einigen Brüdern in Haikawank, an der Küste, zu wohnen, während der Rest der Mönche, etwa fünf, mit den Kindern der Klosterschule auf der Insel bleibt.



Adam und Eva.
Skulptur von der Klosterkirche in Aghtamar.

Als wir unten an den steilen Felsklippen anlegten, hatten die Mönche mit den Kindern oben am Ufer Aufstellung genommen und begrüßten uns mit Gesang. Dann geleiteten sie uns ins Kloster. Die beiden wertvollsten Dinge, die es enthält, sind die Bibliothek und die alte Kirche der Arzrunier, in der viele Fürsten dieses Geschlechts begraben sind. Sie ist ein ziemlich kleiner, aus roten Tuffquadern errichteter Bau, aber ganz einzigartig durch die Menge origineller Skulpturen, die an ihren Außenwänden als stark ausladende Hochreliefs hervortreten. Es sind fast ausschließlich Darstellungen aus der biblischen Geschichte: Der Sündenfall, Nimrod, David u. a., aber die Menge der Figuren, ihr starkes Größenverhältnis zu dem relativ kleinen Bau und die Originalität der Darstellung sind so fesselnd und interessant, daß es mir bisher noch nie so leid getan hat wie hier, keinen photographischen Apparat bei mir zu haben. Schade, daß eine Unzahl kurdischer Flintenkugeln dieses kunstgeschichtlich so merkwürdige Denkmal an manchen Stellen neben den Einflüssen der Witterung so arg beschädigt hat!

Die guten Mönche von Aghtamar hielten es wiederum, wie schon ihre Kollegen auf der Insel Anabat, für ihre Pflicht, uns die kostbaren, mit Gold und Silber gestickten, mit Perlen besetzten Kirchengewänder, die mit Steinen überladenen schweren Prunkmitren des Katholikos und verschiedene kirchliche Altertümer und Raritäten der Reihe nach ausführlich zu zeigen; dann lud man uns zum Imbiß in das beste Zimmer des Klosters. Die Verarmung infolge der kurdischen Plünderungen ist auch hier sehr groß; die Mönche konnten uns nichts weiter vorsetzen als Tee, hartes Brot, Käse und

Weintrauben, die der Prior vor einigen Tagen aus einem südlicher gelegenen Dorf erhalten hatte. Auf der Insel selbst wächst nichts außer einigen kümmerlichen Weinstöcken und Mandelbäumen, von denen unsere Soldaten uns unreife Früchte brachten. Drüben in Haikawank herrscht allerdings ein unglaublicher Überfluß an Aprikosen, aber diese Frucht ist hier gemeiner als im Harz die Heidelbeere, und wir haben sie uns dermaßen zuwider gegessen, daß uns schon schlimm wird, wenn die gelbroten Dinger nur auf den Tisch kommen. Im Garten von Haikawank liegen noch einige hundert auf dem Rasen, die heute früh von einem Dutzend Bäumen heruntergeschüttelt wurden, um uns probieren zu lassen, auf welchem Baum sie das beste Aroma hätten. Die Einrichtung, Mobiliar, Teppiche, Geschirr, Kleidung, das alles ist höchst dürftig; vieles soll geraubt sein, anderes ist wohl noch versteckt, wie ja auch auf Anabat die Mönche ihre wertvollsten Sachen in eine Felsspalte geschafft und so verwahrt hatten, daß sie mit der Arbeit eines Tages nicht wieder herankommen konnten. In der ganzen Gegend zittert noch immer alles vor den Kurden, die fortgesetzt plündern, erpressen und fortnehmen, was ihnen beliebt. Diese unglaubliche Ausraubung der besitzenden und steuerzahlenden Armenier durch die für das Staatswesen so gut wie unproduktiven Kurden, die der Regierung nicht einmal reguläre Soldaten, geschweige denn Steuern liefern, wird mir immer rätselhafter. Das Land rings um den See von Wan war verhältnismäßig reich, blühend und steuerkräftig, da sowohl in den Ebenen am See Äcker und Gärten, als auch auf den Berghängen gute Viehweiden sich finden. Wenn es wirklich, wie man hier allgemein versichert, in ganz Armenien so aussieht, dann hat die Pforte in den Massakers ganze Provinzen auf Jahre hinaus so gut wie verloren.

Nach dem Frühstück zeigten die Mönche mir ihre Handschriftenschätze. Ich glaube, daß hier das Wertvollste steckt, was im ganzen türkischen Armenien an Manuskripten vorhanden ist. Es ist ja ein Hauptzweck meiner Reise, zu rekognoszieren, wo etwa noch armenische Evangelienhandschriften von höherem Alter im Innern des Landes existieren, und ich habe unseren Gastfreunden gesagt, daß ich hoffe, in einigen Jahren auf längere Zeit zu ihnen zurückzukehren.

Eben lieferte unser getreuer Grigor, der Wachtmeister, den der Pascha von Wan uns bis Bitlis mitgegeben hat, eine Probe seiner Kunst als Scharfschütze. Er stellte weit draußen auf einem Felsblock einen mäßigen Steinbrocken auf und schoß durchs Fenster des Zimmers, in dem wir sitzen, mehrmals mit seinem Dienstgewehr danach; dann brachte er den Stein triumphierend herein und zeigte die beiden Stellen, wo die Kugeln ein Stück abgeschlagen hatten — nicht ohne die Erwartung einer kleinen silbernen



Klosterkirche auf der Insel Aghtamar.

Anerkennung. Dieser Grigor ist wirklich ein Gemütsmensch. Er dient nicht eigentlich als Soldat, sondern bei den Saptiehs, der militärisch organisierten Gendarmerie, hat aber wie viele seiner Kameraden seit lange — sieben Monate! — keinen Sold gesehen, obwohl ihm als Unteroffizier 100 Piaster (= 19 Mark) monatlich versprochen sind. Ich fragte, wovon er denn mit seiner Familie lebe. „Mein Bruder hat ein kleines Haus und ein Stück Garten, davon leben wir beide." — „Warum gibst Du denn Deinen Dienst nicht lieber auf?" — „Man muß doch anständig sein, Herr; wenn der Sultan wieder Geld hat, wird er mich auch schon bezahlen!" Wir lachten beide herzlich über diese Philosophie und Grigor erhielt für sein Schießen 5 Piaster als vorschußweise Abzahlung meinerseits auf das großherrliche Gehalt. Er bekommt von uns für die Eskortierung täglich 10 Piaster neben freier Verpflegung für sich und sein Pferd. Wenn gerade er auch ein Musterexemplar ist, so sind die türkischen Saptiehs doch überhaupt meist vortreffliche, brave Leute: sie erschöpfen sich in Liebenswürdigkeiten gegen Klara, suchen ihr die spärlichen Blumen am Wege und die besten Früchte an den Bäumen und wollen ihr sogar jedesmal, wenn der Weg gar zu halsbrechend wird, das Pferd führen, wogegen sie freilich behauptet, daß ihr Maltschik allein viel besser zurechtkommt.

Jetzt geht es zum Aufbruch nach Haikawank, ans Festland zurück. Da der Wind eingeschlafen ist, wird es wahrscheinlich mit der Ankunft dort so spät werden, daß wir erst morgen früh zum Abreiten westwärts kommen.

Kendranz, den 29. August.

Heute früh brachen wir unter dem Geleit der beiden Mönche von Haikawank hierher auf. Der Prior ritt ein prächtiges Pferd, und seine stattliche, bärtige Figur in der langen violetten Kutte und dem hohen Barett machte sich auf dem feurigen Tiere mit seinem bunten Sattel ganz vorzüglich. Reiten konnte der Mönch jedenfalls meisterhaft. Nach einer Stunde nahmen wir Abschied; bald darauf gab es an einer Mühle einen kühlen,

wenn auch recht trüben Trunk Wasser. Das Rinnsal kam aus den hohen Bergen des Taurus zur Linken, die noch völlig unerforscht sind. Die Leute behaupten, tief drinnen in den Klüften des Gebirges liege dort Schnee, was nicht undenkbar erscheint, wenn man die Kälte und trübe Färbung des Wassers in Betracht zieht. Die Gegend, durch die wir heute ritten, ist noch so gut wie unbekannt; die vorhandenen Karten stimmen weder in Bezug auf die Terraindarstellung, noch auf Lage und Namen der Ortschaften überein — und Europäer hier gesehen zu haben, erinnern sich die Leute nicht.

Die heutige Mittagsrast bot ein erschütterndes Bild, das schrecklichste, das wir bisher gesehen haben. Vor zwei Jahren hatten die Kurden das Dorf überfallen und sich das Wort gegeben, jedes weibliche Wesen im Ort vom fünften (!) Jahre aufwärts zu vergewaltigen, die kräftigen Männer aber zu erschlagen. Es waren fast nur noch Greise, Weiber und Kinder zu sehen, alles aber in einem Zustande so furchtbaren, äußersten Elends, verkommen, in erbarmungswürdige Lumpen gekleidet — wenn man diesen Ausdruck auf die dürftigen Fetzen anwenden kann, die den Leuten am Leibe hingen — so scheu, vergrämt und hungrig, daß uns das Herz weh tat. Es gab etwas Milch, die man uns brachte; die Teppiche wurden unter einigen schattenspendenden Pappeln ausgebreitet, und als die halbverhungerten Kinder sich um uns sammelten, verfütterten wir fast den ganzen Äpfelvorrat an sie. Die Menschen waren hier in ihrem Elend schon so stumpf und verzweifelt, daß sie nicht einmal mehr fragten, woher wir seien, wohin wir gingen und was man sonst in diesen Gegenden von einer Karawane wie der unsrigen für Erkundigungen einzieht. Madat ist hier für uns unschätzbar. Bezeichnend ist, daß man ihn auf keinen Fall für einen Armenier halten will, weil er den Kopf aufrecht trägt und frei um sich sieht! Und das war hier bis zu den Massakers eine blühende Ortschaft gewesen, wie der ganze Landstrich um den See. Jetzt ist alles geraubt, alle Ertragsfähigkeit zerstört; alles Besitztum ist von dem gewaltigen Kurdenhaufen, der das Dorf in der Schreckenszeit überfiel, fortgeschleppt worden.

Kurz vor Einbruch der Dunkelheit erreichten wir unser jetziges Quartier, einen dürftigen Flecken, in dem ein Kaimakam seinen Sitz hat. Der Amtsbezirk eines Kaimakams entspricht etwa unserm Kreise, man kann seine Stellung aber deshalb nicht mit der eines Landrats vergleichen, weil seine administrativen Kompetenzen weit größer sind. Ein Kaimakam ist der oberste Beamte in einem Kasa, eine Anzahl Kasas bilden ein Sandschak unter einem Mutessarif und mehrere Sandschaks ein Wilajet oder Generalgouvernement unter einem Wali. Unser Kaimakam hatte auf die Meldung eines voraufgerittenen Soldaten bereits im besten Hause des Ortes, wo seine eigene Kanzlei untergebracht war, für uns Quartier machen lassen und

erschien gleich nach unserer Ankunft selbst: ein etwas apathisch aussehender, aber liebenswürdiger Mann von blasser Gesichtsfarbe, in feinem europäischen Anzuge, mit einer blauen Brille und im Besitz einiger französischer Sprachbrocken. Er ließ baldigst ein Abendbrot auftragen und beklagte sich auf unsere Erkundigungen nach seinem werten Ergehen u. s. w. über die Barbarei und Langeweile in dieser von aller Kultur verlassenen Gegend. Erst vor kurzem hatte er von Konstantinopel aus die Stellung hier erhalten, und an das Leben von Stambul mit seinen mannigfaltigen Genüssen gewöhnt, fühlte er sich hier sehr wenig glücklich. „Die Leute sind hier das reine Vieh," wiederholte er einmal über das andere und betrachtete indigniert seine wohlgepflegten Hände, aß aber doch ganz unbedenklich mit den Fingern Fleisch, Reis und Gemüse von den europäischen Tellern, die er sich aus Konstantinopel mitgebracht und für uns aus seinem Hause herübergeschickt hatte.

Nach dem Verlassen unseres traurigen Mittagsaufenthalts hatten wir heute einige Stunden weit einen merkwürdig guten, offenbar ganz neuen Reitweg gehabt, der mit Kunst etwa einen Meter breit angelegt, in vielen Serpentinen einen steilen Bergrücken überstieg. Wer an dem guten Werk des Wegebaues in dieser abgelegenen Gegend das Verdienst hatte, wußte unser Kaimakam eigentümlicherweise gar nicht, und ich habe es in der ganzen Gegend nicht in Erfahrung bringen können. Einige Stunden vor Kendranz verließen wir den gebauten Weg, der am Bergabhang weiterlief, und ritten auf einem Pfade, an dem Haue und Spaten sicher so unschuldig sind wie die Flöhe, die uns schon während des Essens ganz nichtswürdig zu plagen angefangen haben und die es hier so massenhaft zu geben scheint, wie seit Karabulak am Ararat nicht mehr, bis ins Dorf; morgen aber sollen wir wieder an den See kommen, den wir heute landeinwärts ganz verlassen haben, und dort wieder auf den neuen Reitweg stoßen, der aber immer noch, wie der Kaimakam behauptet, an einigen Stellen am Seeufer lebensgefährlich sein soll: Très dangereux, très dangereux!

Das Volk hier scheint wirklich sehr unangenehm zu sein — überwiegend angesiedelte Kurden, wie seinerzeit in Diadin, aber auch einige Armenier. Neben unserer Stube ist ein Raum für Madat und unsere jetzt drei Mann starke Eskorte, denn der Kaimakam hat uns noch einen weiteren Saptieh zukommandiert. Man rät mir, uns und unsere Sachen sehr in acht zu nehmen; die Leute im Orte sollen diebisch sein. Madat schiebt zwei hölzerne sofaähnliche Bänke mit Rücklehnen zur Lagerstatt für uns zusammen; darauf kommen Teppiche und Decken und darüber Laken, die ich hier wohl extra stark mit unserm „Persischen" werde einpulvern müssen. Laken und Kissen gelb mit Insektenpulver überstreut, dazu Gesicht, Hals, Arme, Hände und Füße kräftig mit Nelkenöl eingerieben, wovor alles beißende Kleinzeug eine

große Abneigung hat — nun, ich will mit der Schilderung dieser Vorbereitungen zum Schlafengehen nicht zu ausführlich werden! Morgen früh vor dem Aufbrechen bedarf es jedenfalls noch Extrawäsche. Gute Nacht!

Ortap, den 30. August.

Es ist schlecht schreiben! Ich hocke auf der Erde, der vor mir aufgestellte Koffer dient als Schreibtisch. Die vorige Nacht war unangenehm. Insektenpulver und Nelkenöl halfen nur teilweise. Die Soldaten mußten der Unsicherheit wegen die Nacht nebenbei wachen; kurioserweise brachten sie dazu ihre Gewehre in unser Schlafzimmer, da die Waffen bei uns vor dem Gestohlenwerden am sichersten seien. Sie schienen sich also gegen das Einschlafen bei der Wache nicht gerade für gefeit zu halten. Während wir in ziemlichem Mißmut mit Flohfangen beschäftigt waren, unterhielten die Leute nebenbei, nur durch eine angelegte Brettertür getrennt, ihr Feuer, rauchten und schwatzten; dazwischen stolperte einer hinaus, um nach den Pferden zu sehen, aber allmählich wurde es doch stille, und wir waren im Begriffe einzuschlafen. Plötzlich ertönte draußen ein furchtbares Geschrei, wie von einem aufs äußerste gepeinigten Menschen. Klara fuhr entsetzt in die Höhe: „Du, das sind die Kurden; die Kurden kommen! Es gibt einen Überfall!" Es wurde aber bald wieder still. Am Morgen hörten wir, daß ein Soldat des Kaimakam eine armenische Frau mißhandelt hatte, der ihre Verwandten zu Hilfe zu kommen versuchten. Mit dem Schlaf war es nun so ziemlich vorbei. In der Morgendämmerung stiegen wir wieder in den Sattel. Dank unserer Wachsamkeit hatte man uns nicht mehr als den Teezucker gestohlen.

Der heutige Ritt ist landschaftlich der schönste gewesen, den wir bisher gemacht haben. Einige Stunden hinter Kendranz langten wir auf dem Kamm des Rückens an, der uns den vorigen Tag über vom See getrennt hatte, und trafen beim Abstieg von der Höhe wieder auf den gestern vormittag verlassenen neuen Reitweg. Dort begegneten uns einige Frauen, die in geflochtenen, mit Tüchern und Zweigen bedeckten Körben etwas trugen. Ich ließ Madat sich erkundigen, was sie hätten, und hörte zu meinem großen Erstaunen: „Schnee"! Sie erzählten, daß sie ihn hoch oben im Gebirge zu holen und an den See hinunterzubringen pflegten, wo reiche Leute ihn kauften, um sich ihr Getränk zu kühlen. Die Tauruskette muß hier doch sehr hoch sein. Sonst kennt man südlich vom Ararat in ganz Armenien und Kurdistan nur zwei Punkte, die ewigen Schnee tragen, den Ala-Dagh, an dem der von uns passierte Gamespi-Paß vorüberführt, und den Sipan-Dagh, unmittelbar am Norduser des Sees, die beide erst oberhalb 3300 Meter Schneefelder zeigen. Bis zu dieser Höhe müssen sich also auch die unbekannten

Gipfel des östlichsten Taurus erheben, die wir auf unserm Ritt nicht zu Gesicht bekommen haben, weil sie ständig von den sehr hohen Vorbergen verdeckt blieben. Denkbar wäre ja freilich auch, daß es dort besonders tiefe, sonnenlose Schluchten oder Schneegruben gibt.

Unterwegs passierte eine merkwürdige Szene, bei der ich aber leider nicht Augenzeuge war. Ein Mann mit seinem Esel begegnete uns, und Madat blieb zurück, um mit ihm zu sprechen. Als er uns wieder nachgeritten kam, fragte ich ihn: „Was hast Du mit dem Menschen geredet?“ — „Ich habe ihn nach seinem Glauben gefragt, und er antwortete, er sei ein Türke. Ich sah aber, daß er Armenier war, und schalt ihn für seine Lüge. ‚Schlage ein Kreuz!‘ sagte ich ihm, und als er sich weigerte, zog ich den Revolver. Da machte er in der Angst ganz richtig das Kreuzeszeichen und gestand, daß die Türken ihn mit mehreren andern gezwungen haben, den Glauben an Christus abzuschwören und auch Türken zu werden.“ — Man sieht, wie völlig für das Bewußtsein der Leute hier Religion und Nationalität zusammenfallen.

Wunderbar war der Blick von der Höhe auf den See. Zuerst übersah man nur den westlichen Teil der gewaltigen Wasserfläche. Unmittelbar unter uns lag auf einer flachen Landspitze die Stadt Surp, früher ein reicher Ort, jetzt gleichfalls geplündert. Links von der Landzunge, auf die der Ort gebaut war, öffnete sich eine flache Bucht im Gestade des Sees, und man sah von oben deutlich, wie die großen Wogen von der im hellsten Sonnenlicht glänzenden, bewegten Seefläche langsam hereingerollt kamen und sich am flachen Strande brachen. Draußen leuchteten weiße Kämme auf den Wellen und hoben sich wunderbar ab von der tiefen, gesättigten, strahlenden Bläue des wogenden Spiegels. Wir im Windschatten der Berge merkten noch nichts von dem starken Wehen, das den See in Bewegung setzte; erst nach dem heißen, anstrengenden Abstieg zum Ufer wurden wir unten von dem frischen Hauch erquickend im Rücken gefaßt. Jetzt sollte also die gefährliche Passage kommen. Nachdem wir eine Strecke weit über den sandigen Strand geritten waren, fing der Reitpfad wieder zu steigen an und hielt sich nun stundenlang in etwa 40 bis 80 Meter Höhe über dem See. Zur Linken stieg ein Berghang ununterbrochen zu gewaltiger Höhe empor, so daß das Auge den oberen Rand nicht fand. Steile, zackige, getürmte Klippen weißgrauen Gesteins ragten wie Ruinen alter Kastelle aus dem Grün des dichten Eichengestrüpps, das sich hier vom Seeufer den Abhang hinaufzog, empor. Es war nach langer Zeit wieder einmal Vegetation, wildes Baumgewächs zwischen Felsen in der freien Natur, keine an Wasserbächen gepflanzten Pappelreihen, keine Baumgärten mit gepflegten Apfel- und Aprikosenbäumen. Wenn es auch ein himmelweiter Abstand war zwischen dem

deutschen Hochwald und diesen niedrigen, struppigen, knorrigen Stämmen, an deren Gipfel man zu Pferde mit ausgestrecktem Arm heranreichte: es geschah doch seit Wochen zum erstenmal, daß wir in der Einsamkeit, fern von den Menschen, wieder etwas wie Waldesrauschen im Winde hörten. Das letzte, was wir an waldähnlicher Vegetation gesehen hatten, war im Tal von Delischan gewesen, nahe der Wasserscheide zwischen Kur und Araxes im russischen Transkaukasien. So waldarm ist der Orient!

Zur Rechten fielen die Felsklippen meist steil, ja senkrecht in den unten rauschenden See ab. Man hörte, wie in der Tiefe das Wasser brandete, aber man mußte sich weit nach rechts vom Pferde hinüberbeugen, um an Stellen, wo das Eichengestrüpp den Blick frei ließ, das Labyrinth herabgestürzter Steinblöcke zu erblicken, das den Fuß der Felswand als ein langer Streifen längs der Uferlinie des Sees begleitete, darin die Wellen mit klatschendem und rauschendem Dranschlagen sprühend und schäumend sich brachen. Da macht der Pfad eine Wendung um einen weit vortretenden, jäh von oben herabkommenden Felsgrat herum, und im selben Augenblick ziehe ich überwältigt die Zügel an: ich halte wie auf einem Hochsitz, eigens geschaffen zur Überschau über dies wunderbare Panorama! Ins Wasser nach unten fällt der Blick wie in eine Flut von flüssigem, durchsichtigem Lasurblau, und dort in der Tiefe der schwarzgraue, von dem ewig bewegten See glatt und blank gewaschene Fuß des Felsens mit seinen leuchtend weißen Adern ist nichts anderes als ein wunderbarer Marmor! Das ganze Vorgebirge ist eine dunkle Marmormasse, um die das märchenhaft blaue Wasser der schimmernden Salzflut weiß brandet und spielt. Frei schweift der Blick hin über die meeresgleiche Fläche. Weit im Osten erscheint wie eine niedrige dunkle Bank am Horizont der langgestreckte Burgfelsen von Wan, davor die flache Klippe der Felseninsel Anabat; gigantisch steigt im Norden gerade über dem See der Sipan-Dagh mit den weißen Schneefeldern unterhalb des Gipfels empor und nach vorn im Westen zeigt sich zum ersten Male die kraftvolle, vulkanische Masse des breit hingelagerten, grünlich schimmernden Kraterberges Nimrud-Dagh, und über all dem ein Sonnenschein — nein, dies Wort reicht schon nicht mehr aus, um den Zustand der Atmosphäre zu bezeichnen — vorwärts und rückwärts sieht man die lange helle Linie des Pfades am Bergeshang zwischen dem grauen Gestein und dem grünen Gebüsch in stetem Steigen und Fallen hoch über dem See dahinlaufen; eben zündete Madat, der Brave, der weit hinten reitet, wohl schon zum siebenten Male am heutigen Tage sich eine frische Pfeife an und vorne versetzte Grigor dem stehengebliebenen Packpferd einen tüchtigen Hieb mit der Gerte, um es über einige große Steine auf dem hier sehr schlecht gebahnten Wege fortzubringen. Das Tier fuhr zusammen, brach, statt vorwärts zu gehen, seitwärts



Nimrud-Dagh.

aus und fing an, mit seiner Last geradeswegs nach oben in die Klippen hineinzuklettern; gleichzeitig hielt Klara, die vorausritt, an einer Stelle, wo der Pfad auf eine kurze Strecke hinter großen Felsblöcken verschwand, plötzlich ihr Pferd an und stieg mit Hilfe eines Saptieh ab, während Grigor an dem steilen Abhange zu Pferde dem Packtier den Weg abzuschneiden und es auf den Pfad zurückzubringen suchte. Hm, dachte ich, wenn meine Frau sogar absteigt, muß der Weg sehr böse aussehen. Als ich herankam, sah die Stelle wirklich etwas zum Herzklopfen aus: Die Steine lagen wild durcheinander und die Spalten zwischen ihnen, durch die unsere Pferde sich mit uns hier durchwinden mußten, waren so abschüssig und von hohen Stufen auf dem Boden durchsetzt, daß die Hufe beim Klettern keinen Halt fanden, sondern beide Vorderfüße eng nebeneinandergestellt, ließen die Tiere sich mit einem Male vornübergleiten, worauf sie dann vorsichtig die Hinterfüße nachzogen. Dabei lief der Pfad hier besonders nahe am Absturz zum See hin, gegen den nur einige Felsstücke hier und da ein Stück Barriere bildeten. Grigor hatte glücklich das Packpferd zur Raison gebracht und kam mit ihm zur Linken von oben heruntergeklettert, aber nun stauten sich alle sieben Pferde an dem fatalen Engpaß. Alles saß ab, und die Soldaten nahmen die Pferde am Zügel — so wurde die etwas aufregende Stelle glücklich passiert. Im ganzen war dieser vielstündige Ritt über dem See aber herrlich. Der See von Wan ist nach dem Paß über den Kaukasus, dem Göktschai und dem Ararat wieder ein großer, ein überwältigender Eindruck, der von dieser Reise fürs Leben bleibt.

Wie glücklich und gehoben könnte unsere Stimmung hier sein, wenn

wir nicht auf Schritt und Tritt den schrecklichen Spuren und Erinnerungen an die Massakers begegneten! Unterwegs zu Mittag, als wir rasteten, sprachen wir mit einem greisen armenischen Priester. Die Vorderzähne fehlten ihm und seine Handgelenke waren wie zerrissen und mit schrecklichen Narben bedeckt: Die Kurden hatten ihn mit scharf einschneidenden Fesseln auf ein liegendes Kreuz gebunden und ihn dann barbarisch mißhandelt: den Bart ausgerissen, die Zähne eingeschlagen und eine noch viel schrecklichere Manipulation begonnen, als sie durch einen Zufall bewogen wurden, von ihm abzulassen. Was sie aber bei ihm nicht zur Ausführung brachten, das taten sie vielen Männern im Dorfe unter den furchtbarsten, raffiniertesten Qualen an; die siechen Jammergestalten, die es in der Folge überlebten, schleichen dort noch umher.

Hier sind uns die Bilder aus jener erschütternden Erzählung des Armeniers Raffi: Dschelal-ed-Din, lebendig und greifbar vor die Augen getreten, und weil es keine Möglichkeit gibt, das Schicksal dieses unglücklichen Landes und Volkes besser zu malen, als Raffi getan hat, so will ich sein Werk selber dem deutschen Leser hier zugänglich machen.



Landschaft in Hocharmenien.

Viertes Kapitel.

Dschelal-ed-Din.

Der Mai des Jahres 1877 ging zu Ende. Auf einem Felde bei Nian in der Landschaft Agbak unweit der persischen Grenze waren im Morgennebel einige schwarze Zelte sichtbar, im Kreise gestellt; in ihrer Mitte ein kleiner, freier Platz. Auf den ersten Blick konnte man sie für die Wohnplätze von Hirten halten, die in diesem grünen Tale Weide für ihre Herde suchten. Aber die Sonne stieg höher, zerstreute den dichten Dunst, der die Berge einhüllte, und alsbald ward es deutlich, daß da keine Hirten kampierten, sondern daß es ein Kriegslager war. Vor den Zelten waren Lanzen in die Erde gestoßen, an der Spitze mit schwarzen Federn geschmückt, und auf dem freien Raum drängten sich bewaffnete Männer. Seitwärts auf einer kleinen Wiese weideten gesattelte Pferde, an den Füßen gefesselt.

Eines der Zelte zeichnete sich durch seine Größe und seine Pracht aus; vor demselben wehte eine rote Fahne und in ihren vier Ecken waren in arabischer Sprache die Namen der Kalifen gestickt: Ali, Osman, Omar, Abubekr, und inmitten dieser berühmten Namen prangte eine weiße Hand als ein Symbol der unsichtbaren Gottesmacht, unter deren Schutz dieser bewaffnete Haufe in den Kampf zog.

Um dieses Zelt drängten sich Gruppen von Menschen — die einen waren eben darinnen gewesen, die andern warteten, bis sie an die Reihe kamen.

Im Innern saß auf einem groben Teppich ein Mann von mittlerem Wuchs, mit brennendem Blick und grauem Bart, er war in ein weißes Gewand gekleidet, wie ein solches im Orient die Frommen, die allem irdischen Wohlleben entsagt haben, als ein Symbol des Leichenhemdes zu tragen pflegen.

An einem breiten Gürtel hing zur rechten Seite der Tasbek herab, der Rosenkranz, der aus kleinen und großen Perlen besteht, entsprechend der Zahl und der Ordnung der vorschriftsmäßigen Gebote. Zur Linken am Gürtel saßen der Dolch und ein paar Pistolen, die Läufe unter einem Mantel von Aleppo verborgen, der von der Schulter herabhing; den Kopf hatte der Alte bedeckt mit einem weißen Turban, an dem sich seidengestickte arabische Inschriften zeigten. Er saß ein wenig nach vorn gebeugt, die Füße unter sich gekreuzt, vor ihm lag ein krummer damaszenischer Säbel.

Der Anblick des Greises drückte sowohl die Frömmigkeit des geistlichen Würdenträgers als auch den verwegenen Sinn des Kriegers aus. Als dem Alten und Herzog gehörte ihm die erste Stelle im Zelt, und zu seinen Seiten saßen die Aghas, die Führer seiner Mannschaft, in ihren altertümlichen Waffen. Schon daß sie saßen, bezeugte es, daß sie keine einfachen Leute, sondern gleichfalls Führer des Volkes waren.

Sie saßen schweigend und antworteten nur, wenn der Schech sich mit einer Frage an sie wandte. Neben dem Schech stand der Kaschkul, ein Gefäß aus der Schale der Kokosnuß, wie es die Derwische zu tragen pflegen, und in ihm lagen dreieckig zusammengelegte Zettel. Sie ähnelten den Talismanen, mit denen die Zauberer die Menschen zu allerlei geheimen Zwecken versorgen; in Wirklichkeit enthielten sie aber nichts Geheimnisvolles: auf jedem von ihnen stand vielmehr einer von den Sprüchen des Koran, die nach der Meinung der Muhammedaner vor Unfällen und Gefahren retten können.

Der Eingang in das Zelt war offen und die Krieger traten einer nach dem andern herein. Jeder neigte beim Eintreten das Haupt, warf sich dann zur Erde, kroch auf den Knieen zum Schech heran, legte den Säbel zu seinen Füßen nieder und küßte seine Hand; darnach gab der Alte jedem einen der Zettel, die in der Schale lagen, und der Empfänger kroch auf den Knien wieder zum Eingang zurück. Das taten sie alle, einer nach dem andern. Jeder der Tapferen legte seinen Säbel zu den Füßen des Schech, und bekam von ihm den geweihten Zettel, der ihn für die feindlichen Kugeln und Dolche unverwundbar machen sollte; dann eilte er in sein Zelt und nähte ihn in seinen rechten Ärmel ein.

Als die Verteilung der Zettel beendet war, ertönte Trommelschlag und der bewaffnete Haufe begann sich vor dem Zelt des Schech zusammenzudrängen. Als alle beieinander waren, trat der Schech hervor. Bei seinem Anblick fuhr jeder der Anwesenden mit der rechten Hand übers Gesicht und sprach leise für sich den Salawat, den Segen, der bei den Muhammedanern dieselbe Bedeutung hat, wie das Zeichen des Kreuzes bei den Christen.

Vor dem Zelte war eine Erhöhung aus einigen hundert Sätteln hergerichtet; der Schech trat hinauf. Diesmal hielt er an Stelle des sonst bei

den Predigten üblichen Stabes in der Hand die rote Fahne, und in dieser Stellung erinnerte er an den arabischen Propheten, als jener zum ersten Male in der Wüste von einem Haufen zusammengelegter Kameelssättel herab seine begeisternde Predigt erhob.

Der Schech begann mit einem Anruf und Lobe Allahs, seines Propheten, und der vier ersten Kalifen; dann hub er an:

„O Söhne des Islam! Der große Prophet — gepriesen sei sein Name — ruft Euch zu einem heiligen Werk, zum Kampf mit den Feinden seines Glaubens, die das Blut der wahren Diener Gottes zu vergießen begonnen haben. Fluch den Ungläubigen!

„Kleinmut, Feigheit, Unentschlossenheit sollen fern von Euren Herzen bleiben, Furcht steht dem Gesicht der Krieger Gottes nicht an; Gott selbst wird Euren Händen Stärke geben und die Köpfe der Feinde sollen von Euren Schwertschlägen fallen wie die Ähren unter der Sichel des Schnitters. Mit der Hand werdet Ihr ihre Kugeln fangen und sie wieder zurückwerfen. Eure Leiber werden von unsichtbaren eisernen Mauern geschützt sein. Zum Bundesgenossen werdet Ihr die Scharen der unsichtbaren Todesengel haben, die der Prophet Euch zu Hilfe sendet.

„Groß ist der Gott des Islam und keinen andern gibt es neben ihm!

„Alle Ungläubigen sind Gott verhaßt. Ihr Vermögen, ihr Leben, ihre Familie und alles, was ihnen gehört, gibt Gott in Eure Hände. Nehmt ihnen alles fort, plündert, schlachtet, brennt, bis Eure Herzen satt sind! Beute und Blut von den Feinden des Glaubens bedecken die Krieger Gottes mit Ruhm.

„Niemand von Euch wird fallen, es sei denn, der Satan sitze in seinem Herzen und in seiner Seele versiege der Haß gegen den Feind. Gott verachtet die Feiglinge und noch mehr diejenigen, die vom Schlachtfelde fliehen. Nie darf der Feind Euren Rücken sehen; wer für Gott kämpft, muß mit dem Schwert in der Hand sterben. Wer vom Schlachtfelde flieht, in dessen Weib wird Gott einen Zorn geben und sie wird ihm am Eingang seines Zeltes sagen: ‚Weg, Du bist nicht mein Mann mehr, warum sehe ich keine Wunden an Dir, warum kommst Du allein zurück, wo sind Deine Gefährten?‘ Es gibt nichts Schimpflicheres als die Vorwürfe eines Weibes, nur der Zorn Gottes ist noch viel schrecklicher. Eine Freude ist es für Gott, das Blut der Feinde des heiligen Glaubens fließen zu sehen.

„Der Rauch, der von den brennenden Trümmern ihrer Behausung aufsteigt, ist Gott angenehm wie der Rauch eines Altars. Schlachtet, solange Eure Hände noch Kräfte haben, brennt, soviel Ihr könnt! Gefällt Euch eine von den gefangenen Frauen und Mädchen, gefällt Euch jemand unter den Ungläubigen, so nehmt sie auf Euer Lager, so nehmt sie in Euren

Dienst, Gott ist es zufrieden, wenn sie sich zum Islam bekehren; wenn nicht, so laßt sie sterben! Der Greise erbarmt Euch nicht — ihr Glaube ist so hart und trocken wie ihre alten Knochen. Seid gerecht bei der Teilung der Beute, vergeßt nicht das Beuteopfer für Gott, denn seine Engel werden Euch im Kampfe helfen. Gott fordert ein Werk von Euch — heran jeder Mann und schwört!"

Zur Antwort auf diese Aufforderung erhob jeder der Versammelten einen Stein und warf ihn in die Mitte des Platzes. Im Augenblick stand ein Steinhaufen als Zeuge des schrecklichen Gelübdes da. Der heiligste Schwur des Kurden erklang aus aller Mund: „Mag unser Ehebund hinfallen wie diese Steine, wenn wir die heilige Sache verraten!" Der Schech segnete die Krieger und ging ins Zelt. Wieder ertönte die Trommel und die Leute eilten zu ihren Pferden. Die Zelte wurden abgebrochen und zwei Stunden später war alles fertig zum Ausrücken. Der Schech mit der roten Fahne in der Hand ritt allen voran; sein Kopf war mit einem weißen Schleier bedeckt, damit kein Ungläubiger sein Gesicht erblickte. Mehr als 10000 Kurden folgten dem schrecklichen Alten; den Zug schlossen Kamecle, die kleine Kanonen trugen.

So begann der Überfall des Schech Dschelal-ed-Din auf das türkische Armenien.

* * *

Eine Woche war vergangen. Auf dem Wege, der von Wan nach der Landschaft Agbak führt, ging ein Wanderer. Er kam von Choschab und näherte sich schon dem Paß Dschucha-Gadyn; er ging rasch, sichtlich in Eile. Es war ein junger Mensch von 30 Jahren mit gelblich dunklem, magerem Gesicht, mit hervortretenden Backenknochen; hinter seinen dünnen Lippen erschien eine Reihe schneeweißer Zähne; schwarze lockige Haare fielen auf den verbrannten Nacken. Über die Stirn des Wanderers lief eine tiefe Narbe, die seinem Gesicht einen wilden Ausdruck gab. Aber bei alledem konnte niemand diesem mutigen Gesicht den Zoll seiner wilden Schönheit weigern: so funkelte es von Kühnheit und verwegenem Mut. Der Mann war von hohem Wuchs, schlank in den Weichen, aber breitschultrig mit kräftigen Muskeln. Er trug das Kostüm eines Kurden in voller Bewaffnung; die asiatische Flinte, den großen Säbel, ein paar Pistolen, einen großen eisernen Schild über die Schulter geworfen und eine lange Lanze.

Häufig stand der Wanderer still und schaute sich nachdenklich um. Nicht die wunderbare Gebirgsnatur zog seine Aufmerksamkeit an — nein, er verstand es nicht, sich an Naturschönheiten zu erfreuen; etwas ganz anderes machte ihn betroffen: die düstere Einsamkeit der ihm wohlbekannten Berge. Erst vor zehn Tagen hatte er diese Landschaft durchwandert und da hatte

sie ganz anders ausgesehen: auf den grünen Abhängen weideten damals zahlreiche Herden, in der Tiefe der Schluchten waren Zelte aufgeschlagen, auf den Gipfeln erklangen die Flöten der armenischen Hirten und dieser Ton vermischte sich mit dem Morgenlied der Vögel; aus den Tälern ertönten die Lieder der ackernden Bauern herauf, die hinter dem Pflug gingen — mit einem Wort, damals war alles voller Leben. Und nun?

Jetzt war alles tot, keine lebendige Seele zu sehen, sogar der Weg, den unserer Wanderer ging, früher von Karawanen belebt, war einsam. Es war, als ob irgend eine zerstörende Gewalt hier durchgezogen wäre, hinter sich Zerstörung und Öde zurücklassend.

Der Wanderer zitterte, sein verbranntes Gesicht wurde blaß und noch finsterer als zuvor. Nicht die Furcht ließ ihn erzittern, dieses Gefühl war seinem gestählten Herzen fremd, aber er zitterte vor Zorn, der in ihm aufstieg.

Der Weg ging in Schlangenwindungen am Abhang des Berges entlang. Plötzlich blitzten in der Ferne Lanzenspitzen unter den Strahlen der Sonne auf: gewunden wie eine Schlange kam ein Reitertrupp von den Bergen herab. Augenscheinlich hatten sie den einsamen Wanderer bemerkt, sie hielten still, als ob sie ihn erwarteten, aber noch war die Entfernung groß. Unser Wanderer erkannte in den Reitern Kurden; sie sangen und jauchzten, als ob sie vom Siege heimkehrten, aber seine Aufmerksamkeit wurde besonders angezogen durch den merkwürdigen Schmuck, der an ihren Lanzen wehte. Ein Unerfahrener hätte vielleicht nicht einmal darauf geachtet, aber er kannte dieses Räubervolk nur zu gut und hatte allen Grund, sich für jenen Schmuck zu interessieren. Das Blut stieg ihm in den Kopf, als er endlich erkannte, was es war: Frauenkleider! Die Nichtswürdigen hatten sie als Trophäen ihres Sieges über hilflose entehrte Frauen und Mädchen aufgesteckt.

Der Wanderer unterdrückte seine Erregung, ging an die Reiter heran und rief ihnen auf kurdisch zu:

„Glückliche Fahrt!“

„Dir desgleichen, von wo kommst Du?“

„Aus Wan.“

„Wohin und warum?“

„Ich gehe nach Basch-Kala mit einem Brief vom Pascha an den Mudir.“

Die Kurden tauschten bedeutsame Blicke aus.

„Wohin reitet Ihr?“ fragte seinerseits der Wanderer.

„Gegen die Ungläubigen,“ antwortete einer der Kurden. „Wir sind auf den Ruf des Schech aufgesessen, die Ungläubigen zu überfallen.“

„Wie ich sehe, habt Ihr Eure Tapferkeit schon an diesen elenden Lappen erprobt,“ sagte der Wanderer mit verächtlichem Lächeln.

„Das kleine Wild ist uns unterwegs in die Hände gelaufen, unsere Brüder haben ein armenisches Dorf verbrannt und die Weiber von daher waren in die nächsten Berge geflohen.“

„Aus dem Feuer in die Flamme,“ unterbrach der Wanderer den Kurden.

„Wo bist Du her?“ fragte argwöhnisch einer der Kurden.

„Ich bin aus den Bergen von Sipan und gehöre zum Stamm der Haidaranli,“ entgegnete der Wanderer in der Mundart des von ihm genannten Stammes.

„Rücken die denn nicht aus?“

„Sie werden unter ihrem eigenen Schech ausrücken. Die Haidaranli wollen sich nicht mit denen von Chikag, Rowandus und Bilbast vermengen, die ihr Schech Dschelal-ed-Din führt.“

Obgleich die Worte des hochmütigen Haidaranli für die andern beleidigend waren, denn sie gehörten zum Stamme von Rowandus, so antworteten sie ihm doch als einem offiziellen Boten, der einen Brief vom Pascha an den Mudir von Basch-Kala bei sich hatte, nichts.

Der Wanderer wechselte das Thema und sprach wie zu sich selbst: „Was ist das für eine verteufelte Gegend, hier war ich noch nie. Gibt es denn in diesen Bergen wirklich weder Dörfer noch Hirten? Hier kann man ja Hungers sterben.“

„Hier haben Armenier gelebt, aber vorgestern sind die Garkis hier durchgekommen, und haben nichts hinter sich her übrig gelassen.“

Das Gesicht des Wanderers wurde noch finsterer, aber er bemühte sich gleichmütig zu erscheinen und fragte sie:

„Die haben Euch wohl nichts übrig gelassen?“

„Gott ist barmherzig!“ riefen die Kurden, „bis Bajasid finden wir noch Beute genug!“

„Helf Euch Gott!“ sagte der Wanderer, und wollte weitergehen.

Einer von den Kurden zog aus seiner Satteltasche ein Stück Brot und Käse und gab es ihm: „Iß! Du sagtest, Du bist hungrig und bis Basch-Kala ist es noch weit.“

Die Bande entfernte sich. Jetzt begriff der Wanderer, wer das Land verwüstet hatte. Jetzt wußte er, was hier geschehen war.

Die Speise, die ihm der Kurde gegeben hatte, schleuderte er auf den Weg und ging weiter. Er hatte einen Tag lang nichts gegessen, aber er fühlte keinen Hunger; er war satt vor Wut.

* * *

Die Sonne sank, als der Wanderer an einen Kreuzweg kam: rechts führte der Weg nach Basch-Kala, links zum Kloster des heiligen Bartholomäus; er wählte den zweiten.

Es war ein wunderbarer Abend, aber der Wanderer bemerkte nichts von seiner Schönheit. Sein Herz war voll von anderen Gefühlen, und ohne anzuhalten, ging er vorwärts, als ob eine unsichtbare Gewalt ihn jagte. Das Abenddunkel ward dichter, die Sterne glimmten einer nach dem andern am Himmel auf; der Wind legte sich. Um diese Stunde hallte hier in früheren Zeiten das Blöken der heimkehrenden Schafherden wieder.

Man hätte denken können, weit entfernt von jeder menschlichen Wohnung zu sein, wenn nicht hier und dort Feuer gebrannt hätten. Diese Feuer wurden bald hell aufflammend größer, bald kleiner, bald erloschen sie ganz; von Zeit zu Zeit erhoben sich gleich Ungetümen ganze Feuersäulen, flossen zusammen und dann wieder nach allen Seiten auseinander, als ob es Wellen wären.

Der Wanderer stand still und sah eine Weile unbeweglich auf das schreckliche Schauspiel hin. Was ist hier geschehen, dachte er, brennen etwa die Heuschober? — Aber die Gegend war ihm so bekannt, daß er daran zweifelte, daß das Heu hier schon so früh gemäht sein sollte; auch wußte er, daß talabwärts, wo die Feuersbrunst sichtbar war, mehrere armenische Dörfer lagen. Er ging nicht dorthin, ihm war zu Mute, als ob er erstarrte. Seine aufgeregte Einbildungskraft war erfüllt von Bildern des Todes und der Verwüstung, aber sein Bewußtsein war gleichsam schlafend.

Er verließ den Weg und kletterte auf einen kleinen Hügel, der mit dünnem Gestrüpp bewachsen war; von dort oben waren die Feuer deutlicher zu sehen. Mit einer Art stumpfer Gleichgültigkeit blickte er auf sie hin.

Plötzlich hörte er von unten Stimmen; man sprach Armenisch:

„Mein Gott . . . wohin sollen wir gehen?"

„Nur weiter, weiter . . . vielleicht kommen wir noch in irgend ein Dorf. . . ."

„Die Füße gehorchen nicht mehr . . . das Kind atmet kaum mehr . . ."

„Gib es mir . . ."

„Tochter, warum bist Du zurückgeblieben?"

„Mutter, ich habe mir den Fuß an einem Stein verwundet."

„Immer noch brennt es . . . ach, wie es schrecklich brennt!"

„Liebste, sorge doch lieber für die Kinder! Danke, daß wir uns wenigstens gerettet haben."

„Was ist denn das, Deine Wunde am Kopf blutet ja schon wieder . . . Du schwankst ja!? . . ."

„Ach nichts! Der Verband ist locker geworden."

„Warte, ich will Dich fester verbinden."

„Laß doch, ist etwa jetzt dazu Zeit? Wir müssen eilen, fliehen."

Nun wurde es still.

Die Röte glühte noch stärker empor und ließ es am Fuße des Hügels hell werden.

Vor den Augen des Wanderers flammte ein herzzerreißendes Bild auf: Die Sprechenden waren ein Bauer und seine Frau. Er trug ein Kind auf dem Arm und von seiner Stirn tropfte das Blut auf das kleine Köpfchen; neben ihm ging die Frau und führte ein kleines Mädchen an der Hand; vor Müdigkeit konnte sie kaum noch die Füße heben.

Wieder umfing Dunkel die Umgebung. Wieder wurden die Stimmen laut:

„Ach, wie gottlos haben sie geschlachtet! . . .“

„Nichts haben sie geschont . . .“

„Mein Gott! Mein Gott!“

„Wohin sollen wir denn jetzt?“

„Mutter, Brot! . . .“

„Weine nicht, Mädchen, jetzt! . . .“

„Mutter!!“

Es wurde still.

Oftmals geschieht es, daß ein Unglück in uns nicht Teilnahme mit den Getroffenen erweckt, sondern Ärger. Ein ähnliches Empfinden erweckte in unserem Wanderer das Schauspiel, dessen Zeuge er gewesen war. Von fern sah er die Feuersbrunst, von der die Hütten friedlicher Bauern verzehrt wurden; viele von ihnen hatten dort unter den brennenden Trümmern schon ihr Grab gefunden; wer sich aus dem Feuer rettete, den traf der Dolch des Barbaren. In der Nähe hörte er das traurige Gespräch des von Blut triefenden Vaters, der vor Erschöpfung halbtoten Mutter, das Weinen und Gestöhn des Kindes. Er sah die verzweifelte Flucht der enterbten Familie. Er sah alles und sah es mit einer gewissen unmenschlichen Kaltblütigkeit.

Sein Gesicht sprach dazu: „Geschieht Euch schon recht . . . Ihr selbst wollt es ja so . . . Nicht der hat schuld, der da tötet und verwüstet . . .“

Ja, er war ergrimmt gegen seine Brüder; in diesem Augenblick haßte er sie. Aber auf dem Grunde dieses Grimmes schlummerte die Liebe. Es war ihm schmerzlich, daß seine Brüder so willenlos geworden waren, daß sie ohne Widerstand ihren Hals den Hieben der Kurden hinhielten. „Wenn sie mit Wölfen leben müssen,“ dachte er bei sich, „dann müssen sie sich auch ihre Zähne nach Wolfsart schleifen, damit sie nicht eine Beute des Räubers werden.“

Das Schicksal hatte ihn so gestellt, daß er selbst ein Wolf geworden war, trotzdem er die Wolfsart verabscheute. In seiner Kindheit hatten ihn die Seinen verfolgt, sie hatten ihn aus dem väterlichen Hause gejagt wie den verlorenen Sohn. Die menschliche Gesellschaft war auch nicht besser gegen ihn gewesen: sie hatten ihm jede Zuflucht versagt; alle hatten ihn gemieden wie einen Verpesteten, die Gesellschaft stieß ihn aus, er wurde zu-

erst ein Landstreicher und Abenteurer und dann ein Räuber. Er rächte sich an den Leuten dafür, was sie ihn hatten leiden lassen. Aber obwohl er ein Räuber wurde, bewahrte er doch bis ans Ende den Adel der Seele, gleich dem Löwen, der den Schwachen schont und den größeren Teil seiner Beute dem kleinen Räuber überläßt.

Als er gehört hatte, welche Gefahr seiner Heimat drohte, kehrte er nach zehnjähriger Abwesenheit dorthin zurück. Er ging nicht dorthin, um die Heimat zu retten, denn er wußte wohl, daß nicht nur er allein, sondern auch noch viele andere solcher Tapferen, wie er, jene nicht retten konnten, wenn sie sich selbst nicht Rettung suchten. Er kam, um diejenige zu retten, die er liebte und die allein ihn geliebt hatte. Er, der Unglückliche, der nirgends auf der Welt Ruhe fand, der kein Dach hatte, sein Haupt darunter zu legen, hatte doch einen Winkel, wo er frei lebte, atmete, und allen Kummer des Lebens vergaß: das zarte, von Liebe überfließende Herz eines Mädchens.

Deshalb war ihm so gleichgültig zu Mute gegenüber allem, was rings um ihn geschah und deshalb ging er so ruhelos vorwärts, als ob ihn ein böser Geist jagte. Nächte lang hatte er nicht geschlafen, und jetzt, wo er hier auf dem Hügel saß, um ein wenig auszuruhen, fiel ihm sein Kopf auf die Brust, die Augen schlossen sich und er sank ins Gras. Er schlief nicht; es war ein bewußtloser Zustand, wie er über den Menschen kommt, wenn er geistig und physisch übermüdet ist.

* * *

Der Morgenstern schien über dem Horizont und es dämmerte, als unser Wanderer erwachte. Ein Zittern durchlief seinen Körper, als er bemerkte, daß er den größten Teil der Nacht verschlafen hatte, nun galt es die verlorene Zeit einzuholen, und Flinte und Spieß ergreifend, machte er sich rasch wieder auf den Weg. Über das Plateau von Agbak hinwandernd, sah er mit Erstaunen den dichten Rauch, der durch den Morgennebel hindurch sichtbar hier und da über den armenischen Dörfern dunkelte. Das war nicht der gewöhnliche Rauch, der in der Morgenfrühe aus den Bauernhütten aufsteigt, sondern der unheilvolle Rauch einer Feuersbrunst. Der Wanderer näherte sich einem der Dörfer, wo der Rauch sich zeigte und erblickte alsbald die niedergebrannten Hütten, vor denen die blutigen und verstümmelten Leichen der Bauern lagen.

Das Bild vor seinen Augen hätte jeden Menschen erschüttert, aber in ihm rief es keinen Schrecken weiter hervor; er hatte die Möglichkeit eines solchen Schlages vorausgesehen. Sein Herz war versteinert, weinen konnte er schon lange nicht mehr; mit einem gleichgültigen Blick auf die Aschenhaufen und die ringsum daliegenden Leichen der Männer, Weiber und Kinder ging er weiter.

Der ganze Osten glühte schon im Morgenglanz, helle Sonnenstrahlen übergossen die Schneegipfel der Berge mit Purpur und Gold, aber in den Tälern lagen noch die Schatten. Der Wanderer ging jetzt auf einem engen Fußpfad einher, der sich über einem tiefen Abgrund hinwand; dieser Weg war so furchtbar mit seinem steilen Auf und Ab, daß er nur für Bergziegen gangbar schien. Er führte zu dem Dorfe Jeresan; auch hier war alles verbrannt, alle Bewohner niedergemetzelt. Der Wanderer ging lange zwischen den Leichnamen umher, als ob er etwas suchte, und stand endlich vor einer verbrannten, noch qualmenden Hütte still. In ihr hatte er seine Kindheit verbracht, samt seinen Eltern und Schwestern, die er jetzt nicht mehr hier fand. Schrecken erfaßte ihn, und nun traten in seine Augen doch ein paar Tränen und liefen langsam über seine bleichen Wangen.

Auf einem Haufen vor der Hütte bemerkte er allerlei ihm wohlbekannte Dinge. Da lag ihr Teppich, auf dem der Vater zu sitzen pflegte, daneben seine Decke, weiterhin stand der Trog, in dem die Mutter Teig knetete, und jeder Gegenstand erweckte in ihm die Erinnerungen der Kindheit. Plötzlich begann er alle die Dinge ins Feuer zu werfen, als ob er die Flamme verstärken wollte; da ritten zwei bewaffnete Kurden zu ihm heran, eine Anzahl Pferde hinter sich herführend.

„Warum verbrennst Du die Sachen?" fragte der eine. „Wir sind gekommen, um sie zu nehmen."

„Hier gibt's ja noch genug andere Dinge," sagte der Wanderer gleichgültig. „Herunter von den Pferden!"

Die Kurden stiegen ab und machten sich daran, die Sachen auf die Pferde zu laden.

„Rührt das nicht an, ich muß es verbrennen!" schrie der Wanderer.

„Warum willst Du es denn verbrennen?"

„Ich werde auch Euch verbrennen, wenn Ihr mich noch lange stört!"

„Du?"

„Ja, ich."

Mit diesen Worten spaltete er dem einen Kurden auf einen Säbelhieb den Schädel, streckte den andern mit einem Pistolenschuß nieder und schleppte die beiden Leichen ins Feuer. Darnach sprang er auf das beste Pferd und ritt weiter. Bald freilich sah er, daß es unmöglich war, zu Pferde auf dem engen und schmalen Stege weiterzukommen, stieg ab und ging zu Fuß weiter.

Als er eine Strecke von seinem Heimatsdorf entfernt war und eine Anhöhe emporstieg, sah er in der Ferne etwas Schwarzes, das allmählich, je mehr er sich näherte, größer wurde und in der Luft hin- und herschwankte. Bald bemerkte er noch einige solche Gegenstände und hielt sie

anfangs für Vogelscheuchen. Aber vor diesen Scheuchen fürchteten sich weder die Vögel noch die wilden Tiere. Im Gegenteil, er sah, wie die Raben, die Adler und sogar die Elstern sich fröhlich auf diese dunklen Dinge niederließen, er hörte das Freudengeheul der Schakale und Hyänen: augenscheinlich feierten sie ein Mahl.

Näher kommend erkannte der Wanderer die Leichen dreier auf hohe Pfähle gespießter Menschen: zwei Priester und ein Mönch. Das ist die schrecklichste der Todesarten, die von der grausamen Erfindungsgabe der muhammedanischen Barbaren geschaffen sind.

Im Kreise lagen noch andere Leichname da, von den Raubtieren bereits verunstaltet. Ihr Anblick erfüllte seine Seele mit Schrecken. Plötzlich klang es wie das Stöhnen eines Sterbenden an sein Ohr; er eilte dorthin, von wo der Laut kam. Kaum hatte er zehn Schritte gemacht, als seine Kniee brachen und er zur Erde sank, indem er die Hand nach einem dortliegenden Greise ausstreckte. Einige Minuten lagen beide stumm da.

Der Sterbende kam eher zum Bewußtsein als der Lebendige, und mit schwacher, zitternder Stimme sprach er:

„Nun, Gott, nimm meine Seele zu Dir, denn ich sterbe in den Armen meines Sohnes."

Der Jüngling lag immer noch regungslos, und der Alte fuhr fort:

„Sargat, lieber Sargat, nimm meinen Segen, dann werde ich ruhig sterben. Gott verzeihe meinem Sohne!" Der Alte stöhnte noch einmal auf, und seine Seele verließ ihn.

„Vater!" schrie Sargat und umarmte die Leiche des Greises, „Du hast viel gelitten, und nur deshalb, weil ich nicht mit Dir leiden wollte, hast Du mich fortgestoßen. Du hast Dich immer auf Gott verlassen und hast gesagt, daß die Armenier ihr Haupt beugen und geduldig alles ertragen sollen. Aber ich konnte nicht gleichgültig unserer Knechtschaft zusehen — darum wurdest Du zornig auf mich und verstießest mich. Von Dorf zu Dorf hat man mich gejagt, und so mußte ich ein Räuber werden!"

Tränen tropften aus seinen Augen auf den blutigen Kopf des Toten.

Endlich stand Sargat auf, grub mit seinem Dolch eine Grube, legte den Körper seines Vaters hinein, schleppte einige Steine herzu und türmte sie über dem frischen Grabe auf, indem er dazu sprach: „Ruhe hier, Du guter Vater! Möge Dein Grab neben dem Opferaltar sein, auf dem die Edlen unseres Vaterlandes gefallen sind. Diese Schlächterei wird eine Warnung für kommende Geschlechter sein, wird sie an die traurige Vergangenheit erinnern und wird sie dazu bringen, daß sie in Zukunft um ihr Dasein Sorge tragen."

* * *

Nachdem er den Leib seines Vaters der Erde übergeben hatte, setzte Sargat seinen Weg fort. Er war sehr aufgeregt, schwere Gedanken übermannten ihn. Vater, Mutter und Schwestern hatte er verloren, nun fürchtete er auch die nicht zu finden, die er liebte. Deshalb eilte er, denn nach dem Dorfe, wo sie lebte, war es doch weit. Es ging über beinahe ungangbare Pfade durch dichtes Gesträuch. Plötzlich blieb er stehen: irgend jemand hatte ihn bei seinem Namen gerufen. Wer konnte das sein, wer konnte ihn hier kennen? Freilich, er hatte sich mit einigen Gefährten auf den Weg gemacht, aber die waren unterwegs zurückgeblieben. Sargat legte die Finger an die Lippen und stieß einen geheimnisvollen Pfiff aus. Man antwortete ihm aus der Nähe, aber die Stimme schien ihm unbekannt.

„Das kann doch keiner von ihnen sein,“ dachte er, und um sich blickend, hob er die Flinte.

In demselben Augenblick hörte er wieder seinen Namen; ein Mann näherte sich ihm und warf sich ihm an die Brust.

„Kennt mich denn mein Herr wirklich nicht mehr?“ sagte der andere auf kurdisch.

„Ja, ja, ich kenne Dich, Msto,“ erwiderte nun Sargat freudig und küßte ihn.

Msto war ein Kurde und gehörte zur Sekte der Jesiden. Viele Jahre war er Hirt gewesen und ein Gefährte der Knabenspiele Sargats. Als er von Hause wegging, hatte Sargat ihn als einen rotbäckigen Jüngling verlassen; nun stand ein kräftiger junger Mann vor ihm, angetan mit einer Flinte, einem Paar Pistolen und dem Säbel. Sargat freute sich; nun hoffte er Nachricht über das Schicksal seiner Nächsten zu erhalten.

„Ach, wie bin ich dumm!“ fing Msto an und lachte, „fast habe ich Dich nicht erkannt! Als ich Dich sah, kroch ich aus dem Busch und zielte auf Dich, aber in dem Augenblick bemerkte ich die Narbe auf Deiner Stirn. Wie hast Du Dich verändert! Niemand hätte Dich erkannt!“

„So wolltest Du mich erschießen?“ fragte Sargat.

„Ja, ich wollte Deine Lanze haben, meine ist zerbrochen, und ein Kurde, das weißt Du, kann ohne Lanze nicht ausgehen.“

„Wie hast Du denn Deinen Spieß zerbrochen?“

„Ich habe mit den Kurden gefochten, als sie unsere Schafe forttreiben wollten; nicht ein einziges haben sie zurückgelassen. Auch Dein Pferd haben sie fortgetrieben, erinnerst Du Dich, das schwarzbraune? Ich habe es so gepflegt, ich dachte, Du wirst doch zurückkommen und wirst noch auf ihm reiten. Alles haben diese Räuber fortgetrieben!“

„Und unsere Schafe auch?“

„Nun freilich, Eure! Wessen denn? Meine waren es ja nicht. Und

eine Masse Kugeln haben sie hinter mir hergeschickt, aber ich habe ihnen einen Schrecken eingejagt."

„Wohin gehst Du denn mit dem verwundeten Fuß?"

„Ich muß dorthin gehen . . . unserem . . . deshalb . . ."

„Nun, warum denn?"

„Ach, ich kann Dir nicht alles sagen, diese verfluchten Kurden . . ." Msto vermochte nicht zu Ende zu sprechen; seine Augen füllten sich mit Tränen und er fing an zu weinen wie ein Kind.

„Ja, ja, ich weiß, sie haben alle totgeschlagen," sagte Sargat, „aber wohin willst Du gehen?"

„Ich will gehen ihn begraben; ich kann ihn nicht so liegen lassen! Mein Herr war ein so guter Mensch."

„Ich habe ihn schon begraben," sagte Sargat traurig. „Sage doch, Msto, was ist mit meiner Mutter und mit den Schwestern geworden?"

„Ich will Dir alles von Anbeginn erzählen, Msto weiß alles, er ist nicht dumm. Vor zwei Tagen des Nachts, als alle schliefen, haben die Kurden unser Dorf überfallen; es waren nicht mehr als hundert, die übrigen waren anderswohin gegangen, aber auch zehn sind ja genug, um ein armenisches Dorf auszuplündern. Die Armenier sind keine tapferen Leute, das ist schlimm! Ein furchtbares Schreien ging los, als die Kurden anfingen, in die Hütten einzubrechen. Vergeblich schrie ich den Meinigen zu, daß sie doch keine alten Weiber sind, sondern Männer, und wenn sie auch keine Waffen haben, so finden sich doch immer Steine, Beile und anderes zur Hand, womit man die Hunde fortjagen kann. Niemand hörte mich. Die Kurden schleppten die Weiber und Mädchen hinaus, raubten alles, was Wert hatte, aus den Häusern, ließen die Alten und die Kinder drin, verrammelten die Türen und verbrannten sie zusammen mit allem, was sie sonst noch nicht brauchen konnten. Dann schlugen sie alle Männer tot."

„Hat sich denn niemand gerettet?"

„Nur die, die beizeiten in die Berge geflohen sind; die meisten glaubten nicht, daß die Kurden so wüten würden, weil der Kaimakam den Leuten zuredete, sie sollten sich beruhigen und in den Dörfern bleiben. Natürlich hat er sie betrogen, der Hund!"

„Und was ist mit unserm Hause geschehen?"

„Dein Vater war nicht zu Hause, er war nach Basch-Kala geritten. ‚Msto,' sagte er zu mir, als er fortritt, ‚bewahre das Haus, bis ich wiederkomme!' Ich schlief nicht, als die Kurden eindrangen, und stand mit der Flinte auf dem Dache. Aber was konnte ich allein gegen diese wilden Tiere tun? Wären unserer zehn gewesen, ich hätte die Hunde nicht ins Dorf gelassen, aber ich war allein. Ich habe nicht einmal mit der Hand gezuckt,

denn wenn ich nur einen Kurden angerührt hätte, so hätten sie nicht einen von uns am Leben gelassen. Ich wollte Eure Familie retten und ihnen das Gut lassen. Ohne Zeit zu verlieren, schleppte ich Deine Mutter und die Schwestern aus der Hütte, aber vergaß ganz das Kind in der Wiege. ‚Das Kind, das Kind!‘ schrie Deine Mutter auf und stürzte in die Hütte zurück. Hätte ich Deine Schwestern allein gelassen, so hätten die Kurden sie weggebracht; darum verbarg ich sie zuerst vor ihren Augen und lief dann zurück, um Deine Mutter zu holen. Aber es war zu spät: die Hütte brannte schon. Als sie hineinstürzte, brach das Dach eben zusammen und begrub sie unter sich.“

Sargat hörte das alles und stand unbeweglich mit bleichem Gesicht und zitternden Lippen, aber ohne Tränen.

„Warum ist denn der Vater nach Basch-Kala geritten?“ sagte er mit leiser Stimme.

„Als die Armenier hörten, daß der Schech gegen die Ungläubigen ausgerückt sei, erschraken sie so, daß sie nicht wußten, was tun und wohin sich wenden. Da ging Dein Vater mit den Ältesten, mit zwei Priestern und einem Mönch nach Basch-Kala zum Gouverneur, um von ihm Soldaten zum Schutze zu erbitten. Jener versprach es auch, zog aber die Sache von Tag zu Tag hin, bis die Kurden endlich mit dem Gemetzel begannen. Da merkte Dein Vater samt den andern, daß der Kaimakam sie betrog, und kehrte, Verzweiflung im Herzen, nach Hause zurück. Die Kurden ereilten sie auf dem Wege, und was sie mit ihnen gemacht haben, hast Du selbst gesehen.“

„Und wo sind jetzt meine Schwestern?“ fragte Sargat schaudernd. „Hat sie auch das Unglück ereilt?“

„Nein, sie sind außer Gefahr; sie sind in meinem Zelt bei meiner Frau. Du weißt noch nicht, Sargat, daß ich verheiratet bin und daß ich ein Kind habe. Dein Vater — sein Andenken in Ewigkeit! — hat mir ein hübsches Mädchen ausgewählt und hat mir hundert Schafe geschenkt. ‚Msto,‘ sagte er zu mir, ‚nun hast Du mir genug gedient, geh, lebe jetzt für Dich, sei selbst Dein Herr!‘ Aber ich bin ja bei Euch aufgewachsen und habe so lange Euer Brot und Salz gegessen, daß ich mich nicht von Eurem Hause trennen könnte, und so antwortete ich denn: ‚Mein Herr, ich bleibe bei Dir bis zu Deinem Tode, und bis Sargat zurückkommt, sieh auf mich wie auf Deinen Sohn.‘“

Sargat rührten die Worte des Kurden, er umarmte Msto, küßte ihn auf die Stirn und sagte zu ihm: „Du sollst mein Bruder sein und wir wollen uns nicht mehr trennen. Aber sage mir, sind meine Schwestern wirklich nicht mehr in Gefahr?“

„Du kennst doch die Sitte der Jesiden. Selbst der Schech Dschelal-ed-

Din würde nicht wagen, in mein Zelt zu brechen," sagte mit Stolz der junge Kurde. „Ein Mensch, sei er wer er sei, der einmal in ein Jesidenzelt eingetreten ist, gilt als ein werter Gast, und der ganze Stamm wird ihn gegen seinen Feind verteidigen."

Plötzlich hielt er inne und horchte aufmerksam ins Weite.

„Hörst Du diese Stimmen?"

„Was für Stimmen?" fragte Sargat, der nichts gehört hatte — so tief war er in schwere Gedanken versunken.

„Ja, sie singen . . . so singen die Kurden, wenn sie mit Gefangenen und mit Beute zurückkehren."

„Dann wollen wir gehen . . . ja, gehen!"

Sie wandten sich beide dorthin, von woher die Stimmen ertönten.

* * *

Nach einer halben Stunde waren sie auf der Höhe des Bergkammes und erblickten von dort eine unten im Tal marschierende Karawane.

„Wenn wir diesen Weg weiter gehen, werden wir diesen Leuten nicht begegnen," sagte Msto.

„Ich möchte nicht von ihnen bemerkt werden," meinte Sargat.

„Sie werden uns nicht sehen, auch wenn sie tausend Augen hätten; ich kenne diese Berge wie meine fünf Finger. Vorwärts!"

Der Weg, den Msto wählte, war sehr schwierig, aber ihm folgend, konnte man sich hinter dem Buschwerk verbergen und ungesehen der Karawane folgen. Sargat bemerkte bald, daß die Kurden einen großen Haufen Gefangener vor sich hertrieben.

„Kannst Du Dich nicht an die Karawane heranmachen," wandte er sich zu Msto, „und auskundschaften, woher sie mit den Gefangenen kommen, wohin sie gehen, wo sie heute übernachten wollen, von welchem Stamm sie sind?"

„Freilich kann ich es."

„Wie willst Du es denn anfangen?"

„Sie werden mich doch nicht fressen! Ich begrüße sie, frage, wie es ihnen geht, und das weitere wird sich dann schon finden."

„Nun gut, geh; bleibe nur nicht zu lange fort!"

Msto verschwand augenblicklich und Sargat fing an, die Karawane noch aufmerksamer zu beobachten. Der Kurdenhaufe trieb Weiber und Mädchen vor sich her; ihnen folgten beladene Wagen und hoch bepackte Esel. Oben auf den Lasten waren je ein oder zwei Weiber festgebunden. Um ihrem Zuge ein noch schrecklicheres Aussehen zu geben, trugen die Kurden auf ihren Lanzen aufgespießt blutende Menschenköpfe.

Entsetzt wandte sich Sargat von dem Schauspiel ab.

Unterdessen zog die Karawane weiter.

Sargat wollte es scheinen, daß der Antichrist auf der Erde erschienen sei, daß der Mensch sich in einen grimmigen, blutdürstigen Räuber verwandelt habe, der gierig war nach dem Blut seiner Brüder. Er selbst wäre in diesem Augenblick bereit gewesen, sich wie ein rasendes Tier auf den ganzen wilden Haufen zu werfen; Grimm genug dazu fühlte er in sich, aber er war allein, ohne Gefährten.

Msto kam zurück.

„Nun, ich habe alles erfahren," sagte er.

„Erzähle mir alles genau! Wieviel Reiter sind es?"

„Nicht mehr als fünfzig."

„Von welchem Stamm sind sie?"

„Es sind halbwilde Chartoschen."

„Aus welcher Gegend sind die Gefangenen?"

„Aus Chatach."

„Wohin gehen sie?"

„Nach Somai in Persien."

„Wo wollen sie übernachten?"

„Im Tale Hastistan, nicht weit von Chan-Sori."

Sargat unterbrach seine Fragen und dachte nach; einen Augenblick später wandte er sich wiederum zu Msto.

„Was meinst Du, werden sie bald in der Schlucht von Sakal-Tutan sein?" (Sakal-Tutan heißt im Türkischen „Der an den Bart greift"; so nennt man die engen Bergschluchten, wo die Räuber die Reisenden besonders leicht fassen können.)

„Gegen Sonnenuntergang," antwortete nach einigem Nachdenken Msto.

„Ich meine auch," erwiderte Sargat. „Wann kannst Du wohl beim Dorfe Bischinkert sein? Du kennst doch das Dorf?"

Msto blickte auf die Sonne und antwortete: „Um Mittag."

„Gut," fuhr Sargat fort, „kennst Du in dem Tal bei Bischinkert eine kleine Kapelle?"

„Gewiß, dort gibt es sogar zwei Kapellen. Die eine liegt in Ruinen, die meinst Du doch?"

„Gerade die."

„Wie soll ich die nicht kennen! Ich habe mich dort einmal die ganze Nacht mit einem gestohlenen Pferde versteckt. Ein sehr geeigneter Ort dazu."

„Was für Tierstimmen kannst Du nachahmen?" fuhr Sargat zu fragen fort.

„Ich kann bellen, ich kann wie ein Hahn krähen, wie ein Esel brüllen, wie eine Elster schreien . . ."

„Das letzte genügt, nun hör' mich mal an: Geh geradeswegs zu der zerstörten Kapelle und steige auf den kleinen Hügel daneben!"

„Ist das der, auf dem oben ein durchbohrter Stein liegt?" unterbrach ihn Msto.

„Ja, bei dem Stein bleibe stehen, schreie dann dreimal wie ein Star, und man wird Dir ebenso antworten; dann rufe wie eine Elster! Darnach wird ein Mann zu Dir kommen, und dem sage, daß sie um Sonnenuntergang bei Sakal-Tutan sein sollen."

„Aber wenn er mich fragt, wer mich geschickt hat?"

„Dann nenne meinen Namen!"

„Aber wenn er mir nicht glaubt?"

„Dann zeige ihm diesen Ring!"

Sargat nahm einen Ring vom Finger und übergab ihn Msto.

„Aber wenn sie noch mehr wissen wollen?"

„Dann erzähle ihnen von der Karawane, die wir gesehen haben, und füge hinzu, daß wir sie überfallen wollen, sobald sie in die Schlucht eintritt, um ihr die Gefangenen und die Beute abzunehmen."

„Aha, ich begreife. Wieviel von den Deinen sind denn dort?"

„Zwölf Mann."

„Was sind es für Leute?"

„Meine Kameraden."

„Zwölf Mann — das ist genug, um in der Schlucht mit fünfzig fertig zu werden," meinte Msto. „Ich schließe mich ihnen an, dann werden wir dreizehn sein; hm — freilich eine Unglückszahl!"

„Rechne mich noch dazu, dann sind es vierzehn."

„Im Grunde sind vier Mann genug, um die Karawane in der Schlucht einzuschließen — niemand wird entschlüpfen! Wahrhaftig, Du hast den Ort gut gewählt! Wo wirst Du denn sein?"

„Ich werde der Karawane ungesehen bis zur Schlucht folgen. Aber wie wirst Du nur mit Deinem verwundeten Fuß vorwärts kommen? Bis Bischinkert ist es weit."

„Tut nichts; die verdammte Kugel ist durchs dicke Fleisch gegangen, einen Knochen hat sie nicht getroffen. Ich habe ein Pflaster drauf gelegt und einen strammen Verband darüber."

„Bist Du schon lange verwundet?"

„Drei Tage, nichts Neues für mich."

„Na, dann vorwärts!"

Sargat und Msto trennten sich. Der eine machte sich zu der zerstörten Kapelle auf, der andere schlich hinter der Karawane her.

* * *

Der Leser kennt nun Sargat zur Genüge; jetzt soll er auch mit den Kameraden unseres Helden bekannt werden. Sargat hatte sie zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten um sich gesammelt. Da waren Leute von Sassun, von Zeitun, von Schatachti, von Diarbekir, ein Geistlicher von Charput und ein Lehrer. Dieser letztere, Mitglied eines Wohltätigkeitsinstituts in Konstantinopel, war in die Gegend von Wan geschickt worden, um Bildung im Volke zu verbreiten, aber in der Zeit der Wirren, die den letzten türkisch-russischen Krieg begleiteten, war er zu der Bande Sargats gestoßen, nachdem die Kurden ihn vor den Augen seiner Schüler gemißhandelt hatten. Die Bande war organisiert wie die ähnlichen kurdischen Unternehmungen und verbarg ihre armenische Nationalität; das war darum notwendig, damit die Kurden und die übrigen Muhammedaner, auf die es Sargat abgesehen hatte, nicht auf den Gedanken kämen, ihre Rache an den Armeniern, seinen Landsleuten, zu nehmen.

Sargat befand sich nicht weit von Diarbekir, als er von dem Anmarsch der Kurden gegen die Armenier unter der Führung Dschelal-ed-Dins und von ihrem höllischen Plane hörte. Sofort brach er mit den Kameraden nach Agbak auf, um den Landsleuten zu helfen und jene zu retten, die ihm über alles teuer war.

Kurz bevor sie Agbak erreichten, gab er seinen Gefährten den Befehl, den dortigen Armeniern zu Hilfe zu kommen; er selbst begab sich nach Wan, um den Pascha von der Gefahr zu benachrichtigen, die den Armeniern drohte, und ihn um seine Hilfe für eine Organisation von Freiwilligen zum Schutze des Landes zu bitten. Die Bitte fand keine Beachtung und man antwortete ihm, daß die Regierung selbst für die Aufrechterhaltung der Ruhe sorgen würde. Er verstand, was diese Worte heißen sollten, und verließ Wan; wir begegneten ihm, als er bekümmert über den Mißerfolg seines Vorhabens weiter unterwegs war. Aber er verlor den Mut nicht. Nach Agbak gekommen, machte er noch einen Versuch, sein Ziel zu erreichen: er wandte sich an die Geistlichen, Mönche und Ältesten und bemühte sich, sie von der Notwendigkeit zu überzeugen, das Volk zur Selbstverteidigung zu bewaffnen. Um sie zu überzeugen, erinnerte er sie an die Syrer von Dschulamerk, die immer Waffen trugen und zu denen kein Kurde einzudringen wagte, die sogar die Regierung nicht entwaffnen konnte, da sie ihr antworteten: „Ihr könnt uns ja nicht schützen, wir wollen uns lieber selbst verteidigen.“ Alle Versuche Sargats hatten aber keinen Erfolg; man hielt ihn für nicht recht gescheit. Diese Mißerfolge befestigten in ihm die Überzeugung, daß seine Landsleute mit ihrem sklavischen Verhalten selbst das traurige Geschick über sich heraufbeschworen.

Seit dem Tage, an dem er sich von seinen Gefährten getrennt hatte,

hatte er keine Nachricht von ihnen und wußte nicht, was sie taten, wo sie waren. Gerade an diesem Tage aber mußten sie nach ihrer Verabredung bei der zerstörten Kapelle einander treffen. Die unerwartete Begegnung mit der Karawane brachte ihn auf den Gedanken, den treuen Msto zu ihnen zu schicken. Zur festgesetzten Stunde traf er alle Kameraden in der Nähe der Schlucht. Mit jedem wechselte er Gruß und Kuß; dann sprach er:

„Ich freue mich, Euch alle bei guter Gesundheit wiederzusehen, sicher seid Ihr sehr bekümmert über die endlose Metzelei. Aber jetzt sollt Ihr Gelegenheit haben, Eure Tapferkeit zu beweisen. Dazu habe ich Euch hergerufen. Wir sind vierzehn und werden es mit fünfzig wilden Chartoschen zu tun bekommen.“

„Msto hat uns alles erzählt,“ antwortete der Geistliche, der den Beinamen Deli-Baba hatte (das heißt „Vater Narr“). „Mit diesem Kreuz“ — er wies auf seinen Säbel — „werde ich sie alle segnen.“

„Wirklich, der Zufall ist gut; in dieser Schlucht werden wir mit den Chartoschen gut fertig werden,“ rief voll Begeisterung der Lehrer.

„Nur keine Zeit mit leerem Geschwätz verlieren! Die Chartoschen sind gar keine so leichte Beute,“ bemerkte Nesso aus Zeitun, genannt der „Fels von Zeitun“.

„Ja, die Zeit ist teuer für uns,“ rief Sargat, „wir wollen die Sache gut überlegen. Die Chartoschen sind tapfer, und mit ihnen anzubinden, ist ein gefährliches Spiel. Nur der Ort ist uns günstig, darum habe ich die Schlucht gewählt. Ihr müßt Euch alle hinter den Felsen verstecken und den Zug erst ganz in die Enge hineinlassen; dann muß der eine Teil von uns den Ausgang und der andere den Eingang sperren. Ich selbst werde das Zeichen geben: drei Habichtrufe! Bedenkt nur das eine: so wenig wie möglich Blut vergießen; in der Mundart der Leute von Rowandus, ihrer Todfeinde, sprechen, niemanden entfliehen lassen! Greift von den verschiedensten Seiten an, um sie zu verwirren und sie glauben zu machen, daß wir zahlreich sind.“

Der Sakal-Tutan ist eine jener furchtbaren Schluchten, die in Armenien häufig sind. Zu beiden Seiten erheben sich die Felsen wie Mauern und lassen einen engen Durchpaß in der Mitte, auf dem die Lasttiere nur eins hinter dem andern gehen können. Langsam wand sich die Karawane durch den Paß. Es war schon Nacht; der Mond schien hell. Sargat mit sieben andern schloß den Ausgang; die übrigen mit Deli-Baba besetzten den Eingang, sobald die ganze Karawane in der Schlucht war.

Plötzlich ertönte das Habichtgeschrei und darnach prasselten von allen Seiten die Flintenschüsse los. In der Schlucht entstand schreckliche Verwirrung; die Chartoschen stürzten wild nach allen Seiten, aber überall

wurden sie mit Schüssen empfangen. In solchen Augenblicken der Gefahr gerät der Kurde in Wut und ist bereit, Felsen und Berge umzureißen.

Die wütenden Chartoschen kletterten wie Panther die Felsen in die Höhe, aber mit der Natur des Ortes zu kämpfen, war vergeblich. Brüllend stürzten sie wieder in die Tiefe. Ihr wütendes Geheul, das Geschrei der Gefangenen und das Krachen der Schüsse flossen in einem Höllenlärm zusammen.

Die helle Nacht war Sargat günstig und seine Leute erlegten einen Kurden nach dem andern, indem sie geschickt die Gefangenen zu treffen vermieden. Endlich nach einstündigem Kampf schrien die Kurden:

„Wir wollen uns ergeben!“

Nun trat Sargat auf einen Felsen und rief hinunter:

„Ihr hättet klüger getan, Euch früher zu ergeben. Dann wären die meisten Eurer Gefallenen am Leben geblieben — aber Eure Tapferkeit ist des Lobes würdig. Höret meine Bedingungen: Ihr bleibt alle in der Schlucht — nur die Gefangenen mit allem Gut sollen herauskommen; wir lassen Euch Eure Pferde und Eure Waffen — die brauchen wir nicht; mit Sonnenaufgang entlassen wir Euch nach allen vier Windrichtungen. Aber bis dahin seid Ihr unsere Gefangenen. Einverstanden?“

„Ja,“ tönte es von unten herauf.

„Dann laßt die Gefangenen los und gebt ihnen alles Gut mit!“

Bald war die Schlucht leer; nicht mehr als zwanzig Chartoschen waren darin geblieben.

„Deli-Baba,“ befahl Sargat, „nimm vier Mann mit Dir und bringe die Gefangenen nach Salmast! Bis zum Sonnenaufgang werdet Ihr an der persischen Grenze sein und dort werdet Ihr Lebensmittel finden; alle Armenier aus Agbak, die den Kurden entkommen sind, sind ja dorthin geflohen. Laß Dir nur nicht merken, daß Du ein Armenier bist, sogar die Gefangenen brauchen nicht zu wissen, wer sie befreit hat. Von der Grenze kehre zu uns zurück; Du wirst uns in der Schlucht von Trizor finden. Ich werde diese Schufte hier behalten, bis Ihr weit genug fort seid.“

Deli-Baba verlor die Geduld und schrie:

„Mag ich doch verflucht sein, wenn ich einmal in meinem Leben eine so lange Predigt gehalten habe! Was ist denn da so lange zu reden, stecke ich zum erstenmal in solchen Dingen drin?“

„Höre guten Rat an und tu dann, was Dir besser scheint,“ sagte Sargat lachend, „und nun vorwärts mit Gott!“

Rasch bewegte sich die Karawane auf Salmast zu, und die Befreiten überschütteten ihren Retter vor Freude weinend mit Segenswünschen. Bald verbreitete sich die Nachricht, daß die Chartoschen auf ihrer Heimkehr von

den Rowanden überfallen worden seien; daß es Armenier unter der Führung Sargats gewesen waren, erfuhr niemand.

* * *

Im ganzen Bezirk von Agbak war kaum ein einziger Armenier übriggeblieben; alle 24 Dörfer waren verwüstet und in Trümmerhaufen verwandelt. Ein Teil der Bewohner war von den Kurden erschlagen, andere in die Gefangenschaft fortgeschleppt und der Rest war in die persischen Provinzen Salmast und Som geflohen, wo sie Zuflucht bei den dortigen Armeniern fanden. Der Überfall der Kurden geschah so unerwartet, daß die Flüchtlinge nur ihr Leben retten konnten und ihr ganzes Gut dem Feinde zurücklassen mußten. Anfangs war Dschelal-ed-Din nur mit 5000 Kriegern ausgerückt; mit diesen durchzog er das Land von Agbak bis Bajasid, Verwüstung und Trümmer hinter sich zurücklassend. Als aber sein Auszug bekannt wurde, stießen neue Banden von allen Seiten zu ihm und plünderten schon auf dem Wege alles, was hinter ihm her noch verschont geblieben war. Auf diese Weise wurden viele Ortschaften mehrmals ausgeraubt.

Außer Dschelal-ed-Din, der die Kurden gegen den auswärtigen Feind, die Russen, ins Feld führte, gab es bei ihnen noch einen andern Schech, der sie zur Erhebung aufrief. Dieser war das religiöse Oberhaupt von ganz Kurdistan und er besaß großen Einfluß unter allen kurdischen Mullas. Man nannte ihn Schech Ibadulla, er war ein geschworener Feind der Christen und beredete überall seine Glaubensgenossen, die Ungläubigen auf keinen Fall zu schonen.

Man kann übrigens nicht leugnen, daß es auch unter den Kurden edle Naturen gibt, die zum Guten bereit sind. So zum Beispiel Omar-Agha, der viele Herden besaß und über einen kleinen kurdischen Stamm herrschte. Als dieser von dem Raubzug Dschelal-ed-Dins hörte, begab er sich unverzüglich in das ihm benachbarte Kloster des heiligen Bartholomäus, benachrichtigte den Abt Egiasar und riet ihm, das Gut aller benachbarten Ortschaften in dem Klosterhof zusammenzubringen, um dort dem Feinde zu widerstehen, ja er versprach dazu sogar seine Hilfe.

Da er den Zorn Dschelal-ed-Dins wegen seiner Weigerung, am Ausmarsch teilzunehmen, fürchtete, so brachte er auch sein Vermögen ins Kloster und war bereit, es zusammen mit den Armeniern gegen die anderen Kurden zu verteidigen. Der Abt nahm diesen Vorschlag seines alten Freundes gern an; er kannte seine Treue und Anhänglichkeit wohl.

Das Kloster des heiligen Bartholomäus ist schon zur Zeit Gregors des Erleuchters erbaut worden. Im Laufe vieler Jahrhunderte hat es dem Unwetter und den räuberischen Überfällen wilder Horden widerstanden und sich als ein großartiges Denkmal altarmenischer Kunst erhalten. Während

es bestand, war es Zeuge zahlloser schrecklicher Ereignisse gewesen; es hatte die feueranbetenden Perser, die Araber und die Mongolen gesehen, war auch öfters von Plünderung betroffen, aber dank dem religiösen Eifer der Armenier immer wieder in seiner alten Stattlichkeit hergestellt worden.

Dieses Kloster liegt sehr günstig für die Verteidigung gegen Überfälle. Es ist auf einem Hügel gebaut, der auf drei Seiten von tiefen Abgründen umgeben ist, durch die sich ein Zufluß des Tigris windet, und auf der vierten Seite schließt sich ein Dorf an, das zu ihm gehört und darum „Klosterdorf“ heißt. Das Kloster selbst ist von einer Mauer umgeben.

Als das Gerücht vom Auszug Dschelal-ed-Dins laut wurde, flohen viele der Bewohner Agbaks hierher und gaben ihr Gut den Mönchen in die versteckten Gewölbe der Kirche zur Verwahrung; auch das Vieh trieben sie näher ans Kloster heran, denn das Flußtal bot eine schöne Weide dar.

Eines Morgens bemerkte man im Tal Zelte der Kurden. Die ungebetenen Gäste, die man erwartete, waren also da. Panischer Schrecken ergriff die Menge; von allen Seiten drängten sich die flüchtenden Bauern mit ihren Herden ins Kloster und die Furcht wurde noch größer, als man hörte, daß Dschelal-ed-Din selber im Lande war.

Der Abt des Klosters war ein tapferer Mann; sein Leben mit den Kurden hatte aus ihm selbst einen halben Kurden gemacht, und sein Herz kannte keine Furcht. Nun ging er mit Omar an einen Ort auf dem Hügel, von wo aus das Lager des Schechs zu sehen war. Omar sah lange durch ein Fernrohr und sagte endlich mit erregter Stimme:

„Ja, das ist er, der alte Räuber hat eine tüchtige Bande zusammengebracht.“

„Was sollen wir nun tun?“

„Ich sehe kein anderes Mittel,“ antwortete der Kurde kaltblütig, „als alle auf dem Klosterhof zusammenzubringen, die Tore zu schließen und sich zu verteidigen.“

„Ich meine auch,“ antwortete der Abt, „Flinten und Pulver haben wir genug. Ich werde sie unter die Kampffähigen verteilen, und solche gibt's ja jetzt bei uns genug.“

„Auch meine Leute werden baldigst kommen; es gibt keine Zeit mehr zu verlieren.“

Der Abt ging, die nötigen Anordnungen zu treffen, und Omar blieb noch eine Weile da, um den Feind zu beobachten. Er gehörte zu einer dem Schech feindlichen Sekte; solche gibt es unter den Kurden nicht wenig. Diese Religionszerspaltung führt nicht selten zu Feindseligkeiten unter ihnen, und diese beständige Feindschaft wird von beiden Seiten mit gleicher Erbitterung bewahrt.

Der Vorschlag des Abtes wurde aber weder von den Mönchen noch von dem Volk angenommen. Niemand fand sich, der ihn unterstützte.

„Sie werden uns alle umbringen, wenn wir sie anzurühren wagen," erwiderten die vor Furcht zitternden Leute; „sie werden uns mit unseren Frauen und Kindern verbrennen. Mögen sie kommen, wir werden keinen Widerstand leisten, mögen sie uns alles nehmen, was ihnen in den Sinn kommt, wenn sie uns nur die Frauen und Kinder lassen!"

„Ja, sie werden kommen, sie werden Euch ausplündern und werden weder Eure Weiber noch Eure Kinder schonen!" rief der Abt mit Tränen in den Augen. „Hört doch auf mich! Unser heiliges Kloster wird Euch bergen. Auf ihm beruht unsere Hoffnung, wir haben genug kräftige Männer unter uns und auch Omar wird uns helfen."

Niemand hörte auf ihn.

„Unmöglich," schrie der Haufen, „wenn Du uns retten willst, so nimm die Geistlichen und Ältesten mit Dir und geh mit ihnen zum Schech, wirf Dich vor ihm nieder und bitte um Gnade, wir wollen ihm alles geben, wenn er uns nur das Leben läßt."

Der tapfere Mönch versuchte noch lange, sie zu ermutigen, aber der feige Haufe wollte durchaus nichts von Widerstand hören. Endlich mußte der Abt sich entschließen, zum Schech zu gehen.

Als er sich aufmachte, sagte Omar zu ihm:

„Ich wußte, daß die Sache damit enden wird. Aber Du gehst vergeblich zu ihnen, sie werden Dich ergreifen und umbringen."

„Wenn auch, es gibt hier keinen andern Ausweg," sagte der Mönch, „das Volk fordert es von mir."

„Dann habe ich hier nichts weiter zu tun," antwortete der edle Kurde.

„Ich rate Dir auch, nicht zu bleiben," sagte der Abt, „geh, Gott segne Dich! Aber bevor Du gehst, nimm Dein Gut, das Du im Gewölbe verborgen hast, nimm auch die beiden Kästen mit dem Kirchengerät und sorge, daß sie nicht in die Hände der Räuber fallen. Du hast ja mehr für unser Kloster getan, als die Christen."

Der Abt küßte den Kurden zum Abschied und begab sich dann in das Lager des Schechs. Er hatte keine Hoffnung, von dort zurückzukehren, und sagte dem Freunde darum auf immer Lebewohl. Nach seinem Weggang kniete Omar noch einmal vor dem Altar der Klosterkirche nieder und ritt dann aus dem Kloster hinaus mit einer Karawane von dreißig Pferden, die mit seinem und dem Klostergut beladen waren. Bald darauf kam der Abt in das Lager Dschelal-ed-Dins. Er kehrte nicht mehr von dort zurück.

Einige Stunden später überfielen die Kurden das Klosterdorf, trieben das Vieh weg und plünderten die Häuser aus. Darauf drangen sie in die

Kirche und schleppten alles aus dieser fort, was nur da war. Den geringsten Widerstand beantworteten sie mit Schüssen und Säbelhieben.

* * *

Es war dunkle Nacht und am wolkenbedeckten Himmel kein Stern zu sehen. Erde und Himmel flossen in der undurchdringlichen Finsternis scheinbar in eins zusammen: ringsum herrschte tiefe Stille, nur von einzelnen kalten Windstößen unterbrochen, und das verkündete Sturm. Von Zeit zu Zeit erhellte ein Blitz die Gipfel der fernen Berge und der Donner hallte unheilverkündend in den finstern Tälern wieder.

Im nächtlichen Dunkel gleich Geistern irrten Schatten um das Kloster. Plötzlich sammelten sie sich zu einem Haufen wie zur Beratung; dann zerstreuten sie sich wieder und gingen einzeln ins Klosterdorf. Der Ort war stumm und öde wie ein Kirchhof, nichts Lebendes rührte sich in ihm. Nur an einer Stelle war Licht zu sehen: in dem mächtigen Klostergebäude auf der Höhe über dem tiefen Abgrund, durch den brausend der Strom dahinfloß.

Wenn jetzt jemand in die Kirche gekommen wäre — er hätte ein entsetzliches Bild gesehen. Aller Schmuck war geraubt — kein Evangelium war übriggeblieben, kein Buch, kein Kreuz, kein Heiligenbild, und der Altar glich einer blutigen Opferstätte. An einem Ende der Kirche standen die Pferde, am andern lagerten die Kurden und in der Mitte qualmte ein Scheiterhaufen, der mit allem, was von der Kircheneinrichtung brennbar war, genährt wurde. An dem Feuer wurden eiserne Stäbe und kupferne Gefäße glühend gemacht; nicht weit von dem Scheiterhaufen, an Händen und Füßen gebunden, lagen die unglücklichen Opfer und erwarteten ihr Schicksal. Jedes Antlitz drückte das Entsetzen eines zu höllischen Qualen Verurteilten aus. Neben den Gefangenen lagen auf einen Haufen getürmt die geraubten Schätze.

Einer der Kurden stand auf und wandte sich folgendermaßen an die Gefangenen:

„Ihr Ungläubigen, was habt Ihr noch versteckt? Sagt die Wahrheit und verbergt uns nichts, wenn Ihr nicht krepieren wollt wie die Hunde! Seht Ihr diese glühenden Eisen? Sie sind für Euch bereit."

„Agha, wir sind in Deinen Händen," stöhnten die Unglücklichen. „Du siehst alles, was hier geblieben ist; möge Gott uns mit Blindheit schlagen, mögen unsere Seelen in die Hölle kommen, wenn wir noch etwas verborgen haben."

„Ihr lügt, Ihr verfluchten Hunde!" brüllte der Kurde. „In diesem Kloster gab es ungeheure Schätze, wo sind sie, antwortet!"

„Agha, erbarme Dich unser, schlag uns nicht tot! Gott soll uns strafen, wenn wir lügen; alles ist fortgebracht, nichts ist hier geblieben. Du weißt, daß das Kloster in den letzten Tagen mehrmals geplündert ist; hätte es hier ein Meer von Schätzen gegeben, es wäre jetzt ausgetrocknet."

Der Kurdenhäuptling wandte sich zu seinen Leuten: „Solange die Gjaurs (Ungläubigen) die glühenden Ruten nicht geschmeckt haben, werden sie doch nicht die Wahrheit sagen; gebt sie ihnen zu kosten!"

Einige Kurden gingen zu den gefangenen Christen und entkleideten sie, während die übrigen die rotglühenden Stäbe aus dem Feuer nahmen.

„Angefangen!" schrie der Führer. „Brennt ihnen ein Kreuz auf den Leib ein, damit sie sich doch nicht umsonst seine Verehrer nennen."

Die Henker warfen sich auf die Unglücklichen und begannen ihnen auf ihren Leibern Kreuze einzubrennen.

Entsetzliche Schreie erschütterten die Luft, und der Geruch verbrannten Fleisches füllte die ganze Kirche.

„Schlagt uns doch lieber auf einmal tot," flehten die Unglücklichen, „bringt uns doch schneller um!"

Aber niemand achtete auf ihr Flehen und die Henker setzten ihr Werk fort. Endlich war kein Ton in der Kirche zu unterscheiden, als dumpfes Heulen und Stöhnen.

„Genug!" schrie jetzt der Kurde, er wandte sich zu dem Geistlichen, den die Barbaren bisher nicht angerührt hatten, und sagte:

„Dich haben wir bis zuletzt aufgespart! Siehst Du diesen glühenden kupfernen Kessel? Er ähnelt sehr einer Bischofsmütze und wir werden ihn Dir aufsetzen. Du nennst Dich ja ‚Vater'! . . ."

„Unser Erlöser ist mit einer Dornenkrone gekrönt worden, so wird auch sein Diener sich nicht weigern, den glühenden Kessel sich aufsetzen zu lassen. Aber denke daran, Agha, dort im Himmel ist Gott, der alles sieht, er ist unser Gott und er wird die nicht ungestraft lassen, die unschuldiges Blut vergießen. Warum peinigst Du uns? Meine Glaubensgenossen haben Dir die Wahrheit gesagt: alles ist längst ausgeplündert; sogar den Sarg des heiligen Apostels haben die Eurigen nicht geschont. Dschelal-ed-Din hat alles mit sich fortgeschleppt und nach ihm sind Kurden wohl noch zehnmal hier gewesen, um Beute zu holen."

„Du lügst, Du gemeiner Hund! — Her mit dem Kessel!"

Ein Kurde holte den glühenden Kessel aus dem Feuer hervor, entblößte das graue Haupt des Alten und machte sich eben daran, ihm den Kessel aufzusetzen; der Alte kniete schweigend dar und flüsterte mit zitternden Lippen ein Gebet.

Plötzlich krachte eine Salve und die Kirche füllte sich mit Pulverrauch. Schrecken ergriff alle; einige Kurden wälzten sich sterbend oder schwer verwundet am Boden, andere wurden von starken Händen gepackt und gebunden.

Alles dies geschah in wenigen Augenblicken und in völliger Stille. Da hörte man die Stimme des gebundenen Priesters:

„Um Gottes willen, bringt sie nicht um, laßt sie, mögen sie tun, was sie wollen! Tut ihnen nichts zu leide, sonst werden sie alle Armenier umbringen . . ."

Der Unglückliche wußte nicht, wer die Befreier waren; er fürchtete die Rache, die ein solcher Fall von seiten der Kurden hervorrufen konnte.

Die Gesichter der Gekommenen waren verdeckt; sie waren kurdisch gekleidet und sprachen Kurdisch. Obgleich ihre Zahl nicht groß war, war es ihnen doch dank der Schnelligkeit, mit der sie den Überfall vollführten, gelungen, der Kurden Herr zu werden, die einen zu töten und die andern zu binden. Diese letzteren führten sie sofort weg. Nach einer halben Stunde kehrten zwei der Befreier zurück, banden den Priester und die übrigen Gefangenen los und sagten zu ihnen:

„Bis Sonnenaufgang habt Ihr noch Zeit genug, um die persische Grenze zu erreichen; dort werdet Ihr aus der Gefahr sein. Die Pferde sind fertig, nehmt alles mit Euch, was Ihr noch habt, und flieht!"

„Aber die Leute sind ja halb tot!" sagte der Priester.

„Gut! Zwei von uns werden Euch begleiten," fuhr der Unbekannte fort.

Der Geistliche warf sich ihm zu Füßen und wollte seine Kniee umfassen.

„Nicht nötig, macht nur so schnell wie möglich, daß Ihr fortkommt!"

„Ich wage zu fragen, wer Ihr seid."

„Das geht Dich nichts an."

Darnach banden sie die Pferde los, sammelten das Gut, setzten die Verwundeten auf die Pferde und brachen auf.

Bevor der Geistliche aufs Pferd stieg, trat er noch einmal an die unbekannten Retter heran und sagte: „Laßt mich Euch doch wenigstens segnen!"

„Ist auch überflüssig," meinte der eine, „antworte uns lieber auf einige Fragen!"

„Fragt!"

„Ist noch jemand im Klosterdorf übrig geblieben?"

„Nicht eine lebendige Seele."

„Was ist denn mit ihnen geworden?"

„Ein Teil ist nach Persien geflohen, ein Teil ist erschlagen und der Rest ist gefangen weggeführt."

„Hast Du in diesem Dorf den Ältesten gekannt?"

„Gewiß, ich bin ja der hiesige Priester."

„Kannst Du mir sagen, was mit seiner Familie geworden ist?"

„Ihn selbst haben sie totgeschlagen, die Söhne waren zu der Zeit nicht zu Hause und die Tochter ist von den Kurden in die Gefangenschaft geschleppt."

Die letzten Worte trafen den Fremden wie ein Schlag, aber er ermannte sich und fuhr fort:

„Kannst Du mir nicht sagen, wohin sie das Mädchen gebracht haben, oder wenigstens, zu welchem Stamm die Kurden gehörten, die sie verschleppten."

„Wohin sie gebracht ist, weiß ich nicht, aber ich weiß, daß es Kurden vom Stamm Chichak waren, Anhänger des Tscholach-Achmed."

„Genug," sagte der Unbekannte, „nun könnt Ihr gehen."

Der Geistliche entfernte sich nun mit seinen Leuten und den zwei Begleitern, die sie bis zur persischen Grenze geleiten sollten. Die zwölf übrigen blieben in der Kirche und befreiten jetzt ihre Gesichter. Beim Licht des Scheiterhaufens konnte man das totenbleiche Antlitz Sargats erkennen. Er saß beim Feuer und bemühte sich, seine Aufregung niederzuhalten, während seine Gefährten sich daran machten, einen Eber an ihren eisernen Spießen zu braten. Nur Msto verwandte kein Auge von seinem Herrn, als ob er in dessen Augen den Kummer seines Herzens lesen wollte.

Der unglückliche Sargat war der letzten Hoffnung beraubt. In der Nähe dieses Klosters hatte er gehofft, die zu finden, der sein Herz gehörte, aber das böse Geschick hatte sie ihm geraubt.

Er blickte unbeweglich auf die finsteren Gewölbe des alten Klosters und die Wunden seines Herzens brachen von neuem auf.

An diesem Ort hingen seine besten Erinnerungen. Hier hatte er die schönen Jahre seiner Kindheit zugebracht, hier hatten Mönche ihn unterrichtet und hier hatte jener gute Engel die erste Liebe in seinem Herzen wach werden lassen, und jetzt . . .

Während Sargat ganz in seinen schweren Gedanken versunken war, bereiteten die Gefährten ein prächtiges Mahl. Bald war das saftige Fleisch vom Feuer genommen und der Weinkrug begann zu kreisen. Niemand wollte die Trauer Sargats stören und darum luden sie ihn nicht zum Mahle. Als aber Deli-Baba den Krug mit Wein erhob und zum Altar gewendet eine Rede anhub, kam Sargat zu sich.

So sprach Deli-Baba:

„O Ihr Väter und Vorfahren, diesen Becher leere ich wahrlich nicht auf Euer Wohl! Wenn Ihr statt der Klöster, die Ihr so eifrig in dieser Eurer Heimat gebaut habt, lieber Festungen errichtet hättet, und statt alles kirchlichen Gerätes Waffen geschmiedet — unser Land wäre jetzt nicht so unglücklich. Die Kurden könnten es nicht verwüsten, nicht unsere Kinder schlachten, nicht unsere Frauen und Töchter fortschleppen. Von diesen Klöstern ist alles Unheil unseres Landes gekommen, sie haben unsere Tapferkeit zunichte gemacht, durch sie sind wir in die Sklaverei gesunken, seit dem Tage, da der große Trdat Schwert und Krone ablegte und in die Höhle Mane

als Einsiedler ging. O Ihr alten Götter Armeniens! Anahit, Wahagn, Haik, Eurem heiligen Andenken weihe ich diesen Becher! Helft mir!"

Mit diesen Worten erleichterte dieser einstige Priester und jetzige Räuber sein Herz.

Nach ihm stand ein anderer auf (Kitab-Delissi, der Überstudierte, der einstige Lehrer); er gehörte noch nicht lange zu Sargats Bande.

„Nicht Euch, Ihr alten Bücher und Schulen," begann er, „weihe ich diesen Becher, nicht Euch, denn Ihr habt uns nichts für das Leben und die Wirklichkeit geben können. Ihr habt unsere Köpfe mit wirren Träumen gefüllt und uns nichts davon erzählt, was das Leben fordert. Ihr habt uns Geduld gelehrt und unsere Sklavenfesseln nur immer fester geschmiedet. Gesegnet die Männer, die uns neuen Geist geben, die uns unsere alten Kräfte wiedergeben, die uns zum Leben bringen!"

Sargat hörte diese Reden und auf einen Augenblick ließen sie ihn seinen eigenen Kummer vergessen. Er dachte jetzt an sein unglückliches Volk und hörte freundlich auf die Worte, die ihm Msto zuraunte:

„Quäle Dich nicht, lieber Herr! Msto hat einen guten Spürsinn, und mag sie auf dem Meeresboden versenkt sein, Msto wird sie finden und zu Dir bringen."

Sargat antwortete ihm nichts und merkte sogar nicht, daß sich der treue Diener plötzlich aus der Kirche davonmachte.

* * *

Der Juli ging zu Ende. Das unglückliche von den Baschi-Busuks geplünderte und zerstörte Bajasid war endlich den Russen geblieben. Suleiman-Pascha war geschlagen. Dschelal-ed-Din entließ seine Scharen und jeder Krieger kehrte mit reicher Beute heim. Die ganzen alten Landschaften Bagrewand und Wagarschakert waren verwüstet und von ihren armenischen Bewohnern verlassen. Die Flüchtlinge von Alaschkert bettelten in der Umgegend von Eriwan und ihre zerstörten Häuser rauchten noch von dem kürzlichen Brande.

Es war gegen Abend. Die untergehende Sonne beschien die Berggipfel.

Auf einem Bergpfade ging langsam ein einsamer Wanderer einher und sang vor sich hin ein trauriges Lied. Es schien, daß er diesen Weg wider Willen gewählt hatte oder doch nicht überzeugt war, daß er hier sein Ziel erreichen würde.

Plötzlich ertönte hinter ihm eine Stimme:

„Wer bist Du? — Halt!"

Der Fußgänger hörte auf zu singen, riß die Flinte von der Schulter, wandte sich um und als er einen Reiter erblickte, antwortete er:

„Reit vorüber!"

Der Reiter kam näher und begrüßte ihn:

„Glücklichen Weg! Wohin gehst Du?"

„Ich bin ein Hirte Dschafar-Beks, unsre Herden weiden nicht weit von hier; heute ist uns ein Hengst entlaufen und ich suche ihn."

Darauf fragte er seinerseits den Reiter:

„Wohin führt denn Dich Gott?"

„In das Lager des Schechs, ich bringe ihm einen Brief."

„Von wem?"

„Von Suleiman-Pascha, bei Kars steht es schlecht. Der Pascha rief uns zusammen und sagte: ‚Wer in zwei Tagen diesen Brief dem Schech abliefert, soll eine gute Belohnung haben.' Ich trat zu ihm hin und sprach: ‚Ich bin bereit, mich in den Staub unter Deinen Füßen zu verwandeln; ich werde Deinen Brief hinbringen. Mein arabisches Pferd fliegt wie ein Pfeil.' Der Pascha klopfte mir auf die Schulter und sagte: ‚Eferim (brav mein Bursche),' und gab mir den Brief."

„Wo ist denn jetzt der Schech?"

„Man sagte mir, daß er nicht weit von Kanli-Dara (Blutschlucht) ist!" erwiderte der Reiter. „Wieso weißt Du denn das nicht?"

„Woher soll denn ein Hirte diese Dinge wissen? Wir sehen alle Tage, wie sie kommen und gehen, aber wohin und warum, das wissen wir nicht."

„Kannst Du mir nicht etwas Feuer geben?" fragte der Reiter, „ich habe mein Feuerzeug verloren und den ganzen Tag lang nicht geraucht."

„Bitte!" antwortete der andere, holte sein Feuerzeug heraus und schlug Feuer.

Der Reiter bog sich nieder und hielt den glimmenden Schwamm an seine Pfeife; dann, als sie brannte, dankte er und machte sich wieder auf den Weg. Aber er war noch nicht zehn Schritt weit geritten, als eine Kugel durch die Luft pfiff und ihn vom Pferde warf. Das Pferd erschrak und brach seitwärts vom Wege aus, indem es den im Steigbügel hängen gebliebenen Körper mit sich schleppte, aber als es den Sattel verlor, blieb es stehen. Der Mörder lief herzu, suchte sein Opfer ab und fand den Brief an den Schech. Darnach brachte er das Sattelzeug wieder in Ordnung, warf den Leichnam in eine Kluft, sprang aufs Pferd und ritt nach Kanli-Dara, wo das Lager des Schechs stand.

Als es dämmerte, kam er an. Der Brief war in Form eines Röhrchens zusammengewickelt, wie man das im Osten tut. Der Hirt holte ihn aus seiner Tasche und legte ihn, damit er zu sehen sei, auf seinen Turban.

„Wer da!" rief die Wache.

„Ein Bote!" antwortete er und sprengte vor das Zelt des Schechs. Der Bote war kein anderer als Msto.

* * *

Sargat bemerkte die Abwesenheit Mstos erst am folgenden Tage, als er mit den Gefährten sich anschickte, das Kloster zu verlassen. Diese hatten Msto im Verdacht, daß er zum Verräter an ihnen geworden sei — er war so schlau und kühn, daß man alles von ihm erwarten konnte.

„Ich zweifle nicht an seiner Ehrenhaftigkeit," erwiderte Sargat darauf.

Msto kehrte aber nicht wieder und erschien erst nach drei Tagen.

„Ich habe sie gefunden," rief er hastig und warf sich Sargat an den Hals.

Als Sargat das hörte, wurde er trunken vor Freude.

Msto erzählte ihm von seiner Begegnung mit dem Boten des Paschas, wie er jenen getötet hatte, und wie er in das Lager des Schechs gekommen war, wo er unter den gefangenen Mädchen auch Aßli fand.

„Weißt Du auch sicher, daß sie im Lager ist?" fragte Sargat mit bebender Stimme.

„Wie sollte ich nicht? Ich habe sie mit meinen eigenen Augen gesehen und sogar mit ihr gesprochen."

„Hat sie Dich denn erkannt?"

„Sie wollte zu mir stürzen, aber ich machte ihr ein Zeichen. Da begriff sie und hielt stille."

„Wie ist es Dir denn gelungen, sie zu sehen?"

Msto erzählte nun, wie er dem Schech den Brief übergeben hätte und dieser ihm befahl, bis zum nächsten Tage auf die Antwort zu warten, da er sich mit den andern Kurdenhäuptlingen beraten müßte. Man wies ihm einen Platz im Lager an und gab ihm zu essen. Dort nun traf er einen alten Bekannten, gleichfalls einen Jesiden, der als Pfeifenstopfer bei dem Schech in Dienst stand. Er lud Msto zu sich, bewirtete ihn als seinen Landsmann und Glaubensgenossen und zeigte ihm endlich die Gefangenen, unter denen Msto auch Aßli fand. Da offenbarte Msto seinem Freunde auch den Grund, weswegen er in das Lager des Schechs gekommen war, nämlich um die Jungfrau zu entführen, die sein Herr liebte. Der Landsmann versprach, das Mädchen selbst aus dem Lager zu bringen und es ihm zu übergeben — wann Msto bestimmen würde.

Sargat hörte die Erzählung in größter Aufregung und wagte seinen Ohren nicht zu trauen.

„Bist Du sicher, daß Dein Landsmann sein Wort halten wird?"

„Der Jeside gibt nicht leicht ein Versprechen, aber wenn er es gegeben hat, hält er es auch," erwiderte Msto stolz, und fügte hinzu, daß ihm ein Geheimnis seines Landsmanns bekannt sei, das gebe ihm noch mehr Grund, seinem Versprechen zu trauen.

„Der Bruder meines Landsmanns," fuhr Msto fort, „ist vor einigen Jahren auf Befehl des Schechs umgebracht worden und jener sucht nun die

Gelegenheit, den Tod des Bruders zu rächen. Der Schech weiß nicht, daß er der Bruder des Getöteten und jesidischen Glaubens ist."

„Ja, einem solchen Menschen kann man in der Tat trauen," sagte Sargat beruhigt, „aber wird er auch das Mädchen aus dem Lager bringen können?"

„Aßli wird Männerkleidung anziehen und allein hinausgehen. Msto ist gar nicht so dumm, wie es scheint, er hat alles vorher bedacht. Diese Nacht müssen wir sie in einem Tale unweit des Lagers unter einem Birnbaum erwarten, dorthin wird Aßli kommen und uns treffen."

„Wie groß ist die Zahl aller gefangenen Frauen?" fragte Sargat nach einigem Nachdenken.

„Der Schech hat sich hundert Weiber und Mädchen ausgewählt."

„Haben die andern Kurden auch Gefangene?"

„Es ist keiner da, der nicht einige davon besäße. Die Juden aus Uschin kaufen sie auf, um sie den Armeniern wieder zu verkaufen. Die Preise stehen niedrig: für eine silberne Medschidije ($3\frac{1}{2}$ Mark) kauft man ein Mädchen."

Sargats Gesicht, das sich etwas erhellt hatte, wurde wiederum düster und ein trauriges Sinnen bemächtigte sich seiner von neuem.

Das ganze Gespräch mit Msto war unter vier Augen geschehen, da sie sich unmerklich von den Gefährten entfernt hatten; nun holte Sargat jene wieder ein, erzählte ihnen, was er gehört hatte und erklärte ihnen seine Absicht, in das Lager Dschelal-ed-Dins zu gehen.

„Wir werden Dich nicht verlassen, wir gehen mit Dir!" riefen einmütig seine Freunde.

* * *

Die „Blutschlucht" rechtfertigt vollkommen ihren Namen. In diesem Räuberwinkel sind unzählige und furchtbare Freveltaten geschehen. Weder Reisende noch Karawanen wagten es, sie zu betreten, sie diente lediglich als Zufluchtsort für Räuber, als Hinterhaltsort für Überfälle.

Hier in der Nähe hatte der Schech sein Lager nach dem Falle von Bajasid aufgeschlagen. Durch dieses Tal fließt einer der oberen Zuflüsse des Tigris, den die Umwohner Ngel nennen und der Agbak von dem benachbarten Dschulamerk trennt.

Auf dem hohen Ufer des Flusses konnte man in dieser Nacht Hunderte von Lagerfeuern sehen, um die bewaffnete Kurden saßen; die einen schwatzten, andere rauchten, sangen, lachten, schauten in die Kessel, die über dem Feuer hingen oder brieten auf Spießen ihr Hammelfleisch. Überall herrschte heller Jubel, das Zelt des Schechs war hell erleuchtet.

In einiger Entfernung vom Lager, in einem engen Tal, das das Lager von der Blutschlucht trennte, hörte man Trommelschlag und die Töne kurdischer Musik. Sie spielten die Melodie des Dschanimani.

Um die Zeit ritt in der Nähe ein Reitertrupp vorbei.

„Hier geht etwas vor!" sagte einer von ihnen mit flüsternder Stimme.

„Ich glaube auch!" bemerkte ein anderer.

„Wollen wir doch versuchen, näher heranzukommen."

„Vielleicht, laß uns sehen!"

Die Reiter wandten die Pferde dorthin, von wo die Töne der Musik kamen. Der Pfad, auf dem sie ritten, war ganz mit niedrigem Stachelgesträuch bedeckt und so eng, daß die Pferde bald nicht mehr weiter konnten. Die Reiter stiegen ab, einer blieb bei den Pferden und die übrigen schlichen zu Fuß weiter.

Bald erreichten sie einen kleinen Hügel und von seiner Höhe bot sich ihren Augen eine schreckliche Szene dar. Auf der einen Seite dröhnten die Trommeln und Trompeten, auf der andern — tanzten nackte Frauen den Tanz, den die Kurden „Guand" nennen. Es waren viele Weiber und, indem sie sich an den Händen gefaßt hielten, bildeten sie einen großen Kreis. In der Mitte des Kreises auf hohen Pfosten brannten mit Naphtha begossene Lappen und ihr Licht leuchtete mit düsterem Scheine über den bleichen Gesichtern der Frauen. Um diese Fackeln saßen die Kurden und schauten mit wilder Freude den Tanzenden zu.

Es war nicht schwer zu sehen, daß die Unglücklichen nicht gutwillig tanzten. Sie waren wahnsinnig vor Scham und Verzweiflung, ihre Augen rollten schrecklich in den Höhlen und die Gesichter waren von Schauern verzerrt. Viele verloren vor Scham und Aufregung die letzte Kraft und fielen ohnmächtig zu Boden. Ihre Qualen, die jedes menschliche Herz zum tiefsten Mitleid erregen mußten, erhöhten nur die Freude der Kurden und erregten ihre wilden Instinkte. Der höllische Tanz dauerte fort und die im Kreise sitzenden Männer sangen dazu und drückten ihr Entzücken in wilden Rufen aus; von Zeit zu Zeit warf einer sein Tuch einer Frau oder einem Mädchen zu, die ihm gefiel und führte sie mit sich aus dem Kreise fort.

Während diese Orgie bei Fackelschein vor sich ging, sah eine Truppe Männer von der Höhe eines nahen Hügels allem, was da geschah, mit Abscheu und Ingrimm zu.

„Wir wollen sie überfallen!" schlug Sargat vor.

„Es sind zu viele. Die Verdammten!" antwortete Deli-Baba.

„Tut nichts, irgend einmal müssen wir doch sterben, und einen bessern Tod als hier werden wir nirgends finden," antwortete Sargat.

„Aber auf diese Weise verlierst Du Aßli und um ihretwillen bist Du doch hergekommen," meinte Deli-Baba.

„Jede von diesen Unglücklichen ist für uns so viel wie Aßli."

In diesem Augenblick vergaß der Jüngling seine eigene Liebe und dachte nur an den Schimpf, dem diese erlagen.

„Gut, dann wollen wir sie überfallen, aber erst die Fackeln umstürzen," rief Deli-Baba nun plötzlich aus; „dann wird die Sache besser gehen."

„Zu unserem Glück hat sich der Himmel bedeckt, der Mond sinkt hinter den Bergen," fügte der Schulmeister hinzu.

„Überfallt sie und kämpft mit dem Säbel!" befahl Sargat.

„Schüsse würden das ganze Lager in Aufruhr bringen; es liegt nicht weit."

Auch die Kurden waren ohne Gewehr, sie hatten nur Säbel und Dolch.

Msto stand dabei und hörte, was gesprochen wurde. Seine Lage war schrecklich; so gern er auch in diesem kritischen Augenblick bei Sargat bleiben wollte, so dachte er doch an Aßli, beschloß sie zu retten und schlich sich unbemerkt in das Lager des Schechs ein.

Kaum war er fort, so stürzte sich Sargat wie ein Blitz mit seinen Gefährten auf die Kurden. In einem Augenblick waren die Fackeln umgeworfen und tiefe Finsternis bedeckte das ganze Tal.

Nun begann ein verzweifeltes Gemetzel. Nichts Schrecklicheres, als solch ein Handgemenge in der Dunkelheit, wo der scharfe Stahl in den Händen wütender Menschen die fürchterlichsten Wunden reißt!

Der Kampf dauerte lange. In der Dunkelheit und dem allgemeinen Wirrwarr fielen die Hiebe ohne Wahl; der Gefährte stach nach dem Gefährten. Verzweifeltes Geschrei mischte sich mit dem Waffengeklirr. Tote und Verwundete lagen und wälzten sich in ihrem warmen Blut unter den Füßen der Ringenden. Nach einer Weile kam der Mond hinter den Wolken hervor. Kaum hatten die Frauen begriffen, daß es bei dem Überfall ihre Befreiung galt, als sie sich wie wütende Furien mit in das Handgemenge hineinwarfen. In solch einem Augenblick gleicht ein Weib einem Dämon des Todes und zerfleischt ohne Erbarmung den, der ihre Ehre geschändet hat. Dieselben Frauen, die kurz vorher unter den Drohungen der Barbaren jene schimpfliche Rolle gespielt hatten, rissen jetzt die Waffe aus der Hand der gefallenen Feinde und begannen in völliger Raserei ihre Quäler niederzumetzeln.

Wieder barg sich der Mond in Wolken und die schreckliche Szene in der Blutschlucht sank in das Dunkel der Nacht zurück.

* * *

Am Westufer des Sees von Wan, am Fuße des Berges Sipan an einem Bach auf grüner Wiese standen einige Hirtenzelte. Nach ihrem bescheidenen Aussehen konnte man schon vermuten, daß sie keinem reichen Kurdenstamm gehörten.

Es waren Zelte der Jesiden, die gleich den Armeniern von den Kurden unterdrückt wurden; die Hirten waren an diesen verborgenen Winkel geflohen, um ihr Leben und ihre kleinen Herden in diesen Kriegsläuften zu retten.

Eine Woche nach dem Gemetzel an der Blutschlucht war vergangen.

In einem der Zelte auf ärmlichem Lager lag ein Mann mit totenbleichem Gesicht und tief eingefallenen Augen. Er atmete schwer und hatte nicht mehr die Kraft, sich auf dem Bette umzudrehen. Es war der schwerverwundete Sargat. Zu seinem Haupte saß ein junges Mädchen mit traurigem Gesicht und verweinten Augen: Aßli. Msto hatte sie glücklich aus dem Lager des Schechs in jener Schreckensnacht herausgebracht.

Zu beiden Seiten des Kranken saßen gleich Engeln seine beiden Schwestern und weinten still. In einem Winkel des Zeltes hielt der kleine Bruder Sargats die Hände vor die Augen und schluchzte.

Msto war nicht im Zelt. Er saß vor der Schwelle und beweinte das traurige Geschick des Freundes. Seine junge schöne Frau machte sich drin zu schaffen.

Der Verwundete lag in den letzten Zügen.

Den Kampf in der Blutschlucht hatten von den Gefährten nur drei überlebt und auch die waren schwer verwundet, alle andern waren gefallen. Auch viele von den heldenmütigen Frauen und Mädchen waren umgekommen.

Zum letztenmal öffnete der verwundete Löwe die Augen, blickte Aßli an, blickte die Schwestern an — und schloß sie auf immer. . . .

„Du stirbst in meinem Zelt, Du Tapferer, und damit legst Du mir die Pflicht auf, Deinen Tod zu rächen! Msto schwört, seine Pflicht zu erfüllen!" sprach der Jeside mit schrecklicher Stimme und beugte sich über den Toten, um ihn zu küssen.



Armenischer Priester.

Fünftes Kapitel.

Taron.

Bitlis, den 1. September.

Der gestrige Ritt von Ortap hierher war nur kurz — vier Stunden — und nachdem wir gleich hinter dem Dorf den See verlassen hatten, zeigte sich die Gegend sehr öde, aber dennoch streiche ich dieses Stück unserer Reise besonders an: wir sind jetzt auf der Marschstraße Xenophons und seiner Zehntausend!

Am Ostende des Sees von Wan beginnt eine langsam aufsteigende, mehrere Stunden lange und breite Hochebene, die sich vielleicht 150—200 Meter über den Seespiegel erhebt. Sie heißt Rahwa; von der Stelle, wo sie ihre größte Höhe erreicht, fließt das Wasser nach drei verschiedenen Richtungen ab: zum See, zum Euphrat und zum Tigris. Dort, wo der Fluß von Bitlis, der manchmal auch der östliche Tigris genannt wird, entspringt, treffen auf dem Rahwaplateau zwei wichtige Routen des kurdisch-armenischen Hochlandes zusammen. Die eine ist diejenige, der wir von Wan aus gefolgt sind; sie setzt sich jenseits Wan nach Persien hinein fort. Die andere kommt von Mossul am Tigris herauf, zweigt an der Vereinigung des Bitlis-Tschai mit dem Hauptquellarm des Tigris von der großen nach Diarbekir weiterlaufenden Bagdadstraße ab und erreicht über der Stadt Bitlis gleichfalls die Hochebene Rahwa. Diesen Weg kam die griechische Armee marschiert; wo ihre Straße sich mit der von Wan kommenden, auf der wir geritten sind, vereinigt, steht heute eine türkische Saptiehstation, Baschchan genannt. Auf der Strecke vom See bis hierher reitet man jetzt durch eine völlige Einöde, die teils mit braunem, verdorrtem Grase, teils mit Eichengestrüpp bestanden war, das eine ungeheure Menge von Galläpfeln trug. Ein niedriger Rücken kreuzt die Fläche; wo die Straße ihn überschreitet, liegen einige alte Gräber mit weithin sichtbaren Steinpfeilern am Kopf- und Fußende: Inschriften mit arabischen Lettern stehen darauf. Gleich unterhalb ist in der Ebene eine Quelle mit vorzüglichem Wasser und daneben liegt ein großer verfallener Chan, ein gewaltiges Gebäude, aus glatt behauenen Quadern erbaut, mit Spitzbögen und von schönen Pfeilern getragenen Gewölben. Dies Bauwerk ist ein Zeugnis für die einstige Bedeutung der Straße; es konnte Karawanen mit Hunderten von Kameelen aufnehmen. Jetzt ziehen höchstens einige

Eseltreiber mit wenigen Tieren vorüber, oder einzelne Reisende, die im Dienst der Regierung oder ihrer eigenen Ideen der verödeten Route folgen.

Als wir uns dem Saptiehposten näherten, tönte lärmende Paukenmusik von dort herüber und unsere Eskorte belehrte uns, daß die Soldaten den Tag der Thronbesteigung des regierenden Sultans, 31. August 1876, feierten. Die Leute, die zwischen den drei oder vier weißen Zelten umherstanden und -lagen, sahen zu Ehren des Tages relativ sauber aus, während sonst das türkische Militär im Innern einen recht abgerissenen Eindruck macht. Dicht unterhalb der Station floß ein schmales, grünlich klares Gewässer, die Quelle des Bitlisflusses, und gerade, als wir es durchritten, bemerkte ich, wie sich hier zwei Telegraphenlinien vereinigten, von Wan und von Erserum über Musch kommend. Ein Saptieh von der Station erzählte uns, daß außer den drei schon genannten Straßenlinien auch noch eine vierte, die direkt nordwärts am See entlang auf Erserum zuführe, bei ihrem Posten münde.

An dieser Stelle erreicht eben der einzige bequeme Weg, der zwischen Mosul und Diarbekir aus dem Tigristal durch den Taurus und seine Vorberge hindurch nach Norden führt, das eigentliche Hochland, das sich von hier nordwärts bis an den Abfall zum Schwarzen Meer und bis zum Ararat ausdehnt. Südlich von diesem Punkt fängt heute Kurdistan an, nordwärts erstreckt sich altarmenisches Land. Zu Xenophons Zeit reichte Armenien noch etwas tiefer nach Süden und erst zwei Tagereisen weiter schied der Bohtan-Su (Kentrites), mit dem der Fluß von Bitlis sich vereinigt, das Land der Karduchen (Kurden) von Armenien.

Eine Stunde Ritt vom Posten Baschchan ab brachte uns um die Mittagszeit vollends nach Bitlis. Eine merkwürdige Stadt — ganz anders, als alles, was wir bisher an bewohnten Plätzen in der Türkei gesehen haben! Bitlis liegt in einer breiten und tiefen Schlucht des Bitlis-Tschai; auf dem Grunde der hier kesselartig erweiterten Senke erhebt sich ganz isoliert ein großer massiger Felsklotz mit senkrechten Wänden; auf seinem Rücken liegt eine weitläufige und sicher uralte Befestigung. Sie hat gewaltige Mauern und Türme, aber an allen Werken starke Spuren des Verfalls. Die Auskunft, die ich auf die Frage nach dem Alter und den Erbauern des Schlosses erhielt, zeigte deutlich, daß wir mit dem Überschreiten des Rahwaplateaus und dem Einreiten in das Tal des zum Tigris hinabeilenden Bitlisflusses einen neuen geschichtlichen Boden betreten hatten. Am See von Wan sind Nimrud und Semiramis die Helden der Vorzeit; nach ihnen heißen Berge, Flüsse und Ruinen — hier tritt ein neuer Name an ihre Stelle: Alexander der Große! „Iskender hat die Mauern gebaut," erzählt man in Bitlis. An dem mächtigen Hochlandswall des armenischen Taurus hat die hellenistisch-macedonische Flut gebrandet; durch diese Spalte hat sie, der Zu-

gangsstraße zum Innern folgend, bis an den Rand des großen Seeplateaus geleckt — aber hinauf ist sie nicht mehr gekommen. Nimrud und Alexander, Philipps Sohn — zwei Welten, durch Raum und Zeit getrennt! Sie sind die Eponymen hier des uralten, im ersten Dämmer der Geschichte unermeßlich sich dehnenden Orients, dort der von leuchtender Tagessonne strahlend übergossenen Mittagswelt des Hellenentums.



Bitlis.

In Bitlis ist unseres Bleibens nicht lange; es soll nur als kurze Raststation auf dem langen Wege nach Surp-Karapet, dem alten armenischen Wallfahrtskloster jenseits des Euphrat dienen, das wir in drei Tagen zu erreichen hoffen. Immerhin war es gestern hier sehr interessant. Die amerikanischen Missionare — zwei liebenswürdige alte Damen — haben uns Gastfreundschaft gewährt, und obwohl wir noch keine Woche seit Wan und seinen Fleischtöpfen unterwegs sind, so tut das Stück Kultur doch schon wieder sehr wohl. Ich bemerkte bereits, daß gestern das Fest der Thronbesteigung des Sultans war, und dieser Tag wurde in Bitlis mit einem solchen Aufwande an Illumination, Militärmusik, begeistertem Gewühl und Uniformen gefeiert, wie nur irgend Kaisers Geburtstag in Deutschland. Am Nachmittag machten wir von der Mission aus dem Stellvertreter des Wali unsere Visite, sowohl um ihm die schuldige Höflichkeit zu erweisen, als auch um eine neue Eskorte zu erbitten, da unsere Saptiehs nur Befehl haben, uns bis Bitlis zu bringen. Der Beamte empfing uns in seinem Garten; natürlich gab es wieder Limonade, Kaffee und Zigaretten, und Madat, der hier in einem feinen Anzuge mit seinen schneidigen Reitstiefeln und russischer Lammfellmütze zum ersten Male als offizieller Dolmetscher auftrat, brachte mich fast in Verlegenheit: der Brave wird als Dragoman, wie üblich, auf gleichem Fuße mit der Herrschaft behandelt und bekommt alles serviert wie wir. Das war ihm so ungewohnt, daß er den Türken gegenüber viel zu viel dienerte und ordentlich schüchtern tat. Ich habe ihm dann gleich danach ein ordentliches Privatissimum gehalten, daß er unsere Würde nicht so kompromittieren solle.

Der Offizier, eine prachtvolle Erscheinung mit klassischen Zügen, bat Klara, doch seiner Frau einen Besuch zu machen. Es soll dort merkwürdig europäisch ausgesehen haben: Zwei luxuriöse metallene Bettstellen nebeneinander, eine europäische Toilette und eine junge Frau in einem nicht ganz sauberen hellen Sommerkleide nach Pariser Mode — aber ohne Korsett. Wenn wir uns doch auch erst bis zu dieser Stufe türkischer Kultur emporgearbeitet hätten ...! Von Unterhaltung konnte freilich zwischen den Damen keine Rede sein. Die stets wiederkehrende Frage an Klara ist, ob und wieviel Kinder sie habe? Schließlich hat sie sich eingeprägt, was auf türkisch heißt: „erst zwei Monate verheiratet". Darauf stets ein Strom von staunenden Ohs und Achs, Bewunderung und Lob, daß sie ihren Mann auf eine so weite Reise begleitet hat — ausgedrückt durch Klopfen, Streicheln und dergleichen! Merkwürdig weiß und quabbelig sollen diese türkischen „feinen" Frauen alle sein. Der Wali-Stellvertreter hatte übrigens nur eine.

Auf dem Rückwege zur Mission war das Gewühl auf den Straßen schon beängstigend, denn mittlerweile hatten die Kaufleute im Basar ihre Läden geschlossen und das Volk strömte von dorther auf den freien Platz vor dem Regierungsgebäude zusammen. Grigor der Getreue will durchaus mit bis Surp-Karapet reiten, um dort am Grabe Johannis des Täufers (Karapet) zu beten; so mußte ich denn auf dem Wege nach Hause noch auf das Telegraphenamt, um eine Depesche an den Wali von Wan, Grigors Vorgesetzten, abzufertigen: man möge ihm doch Erlaubnis zum Weiterreiten geben. Halb Bitlis versuchte, sich uns nach in das enge Bureauzimmer einzudrängen; Europäer sind hier sehr selten vorkommende Individuen; und alles sieht uns mit offenem Munde nach. Besonders mit den zahllosen mitlaufenden Kindern hat der begleitende Soldat seine Not — kaum hat er sie mit Scheltworten und wütenden Gebärden verscheucht, so ist schon wieder ein wahrer Kometenschweif da, eins schmutziger als das andere.

Der Anblick abends vom Dache der Mission war unvergeßlich. Die Amerikaner wohnen nicht unten in der Stadt, sondern auf der Höhe über dem Talkessel; man sieht gerade auf den großen Platz, die imposante Hauptmoschee und das alte Kastell hinunter. Alles flimmerte und zitterte in der Tiefe voll bunter, leuchtender Lampions; massenhaft sausten die Raketen in den dunklen Nachthimmel hinauf; wie dumpfes Brausen scholl das Stimmengewirr der auf dem Platz sich drängenden Tausende, begleitet von den wilden, rauhen Rhythmen der Militärmusik, dem Krachen der Böllerschüsse und dem Zischen der leuchtkugelstreuenden Raketen, zu uns empor. Madat war unten; heute früh erzählte er von seinen Erlebnissen, wie er mit türkischen Offizieren Tee getrunken habe, als „Uruß" (Russe) viel angestaunt worden und ein Kaimakam, der zur Zeit, da Batum am Schwarzen Meer

noch türkisch war, dort gedient hatte, ihm fast um den Hals gefallen sei, als er sich mit ihm grusinisch (georgisch) unterhalten konnte.

Am Kara-Su, den 2. September.

Heute mittag sind wir aus Bitlis abgeritten, den gestrigen Weg bis zum Posten Baschchan zurück und dann an der Wegscheide auf dem Rahwaplateau links geschwenkt auf Musch zu. Von der Rahwa geht es westwärts in langsamer Neigung hinab in die Flußebene des Kara-Su, des Teleboas Xenophons. „Dieser Fluß ist zwar nicht groß,“ sagt Xenophon, „aber anmutig, und viele Dörfer bekränzen seine Ufer. Die Landschaft heißt das westliche Armenien und ihr Satrap war Teribazus, ein Günstling des Königs, der sich, so oft jener zugegen war, nur von ihm aufs Pferd heben ließ.“ Teribazus bot den Griechen einen Vertrag an, er wolle ihnen keinen Schaden zufügen, sie aber sollten die Dörfer nicht anzünden und nur die nötigen Lebensmittel nehmen. „Nun rückten sie in drei Märschen, unter der Begleitung des Teribazus, der ihnen mit seinen Truppen in einem Abstande von ungefähr zehn Stadien folgte, fünfzehn Parasangen über die Ebene fort und kamen zu königlichen Schlössern, die ringsum von vielen mit Lebensmitteln angefüllten Dörfern umgeben waren.“ Ich habe meinen Xenophon bei mir und las Klara zu Pferde die zitierte Stelle vor, indem ich ihr auf der Karte die Ebene vor uns und die Anmarschlinie der Griechen demonstrierte, die auf derselben Straße gezogen sein müssen, die unter den Füßen unserer Pferde lag — damals vermutlich nicht mehr ein Kunstprodukt als heute. Mit kurioser Deutlichkeit traten das Klassenzimmer der Tertia im alten Palais der kurischen Herzöge zu Mitau, unser Ordinarius auf dem Katheder mit dem Xenophon in der Hand und die stereotype Formel in die Erinnerung: „Von dort marschierten sie drei Tagereisen = fünfzehn Parasangen . . .“! Die Karte von Kleinasien aus Kieperts Atlas antiquus mit der eingezeichneten Marschlinie lag wieder vor mir auf der Schulbank; wie unzählige Male hatte man damals den roten Strich von Kunaxa bis ans Schwarze Meer verfolgt, von den Karduchen und von Armenien gehört und daß eigentümlicherweise Xenophon mit keinem Wort den See von Wan erwähnt, obwohl er ihn fast erblickt haben muß — wie beneidete und bewunderte der Knabe den Griechen um seine Abenteuer und Heldentaten, wie brennend sehnte er sich selber fort in die Ferne zu wilden Völkern — und nun reitet der Mann mit seiner jungen Frau selber am Teleboas entlang; auf den Gewehren der türkischen Soldaten spielt das letzte Licht der untergehenden Sonne, und der Kurde, der mir sein krummes furchtbares Messer zum Kauf anbietet, während wir am Rastplatz auf den großen Steinen vor

seiner Hütte sitzen, ist heute noch ein ebenso fragwürdiger Untertan des Sultans in Konstantinopel, wie sein Vorfahr zur Zeit Xenophons es für den Großkönig in Susa war.

Musch, den 3. September.

Unser gestriges Nachtquartier war gleichfalls einem Kapitel aus der „Anabasis“ sehr ähnlich. So wie das „Haus“ aussah, wo wir Gastfreundschaft begehrten, so schildert Xenophon die Wohnungen der Eingeborenen vor fast zweieinhalbtausend Jahren. Vom Rahwaplateau dehnt sich die Ebene des Kara-Su etwa 70 Kilometer weit in der Richtung von Osten nach Westen aus, 1½ bis 3 Stunden breit. An ihrem oberen Ende erhebt sich zur Rechten die mächtige graugrüne Kraterausschüttung des Nimrud-Dagh, von Regenrillen zerrissen und trotz ihrer Steilheit mit niedrigem Buschwerk bewachsen. An den Nimrud-Dagh schließt sich eine lange, kahle Kette von Felsbergen, die Ebene von rechts begrenzend; zur Linken dagegen erstrecken sich die hohen Vorberge des armenischen Taurus, hinter denen nach Süden, drei Tagereisen breit, das unzugängliche Massiv des Gebirges selbst bis an den Tigris von Diarbekir sich ausdehnt. Nach vorwärts schließen sich ganz in der Ferne die beiden Gebirgszüge zusammen; zwischen ihnen liegt wannenförmig eingebettet die Hochebene. Nur eine furchtbare Schlucht öffnet sich an ihrem äußersten verengerten Westende, von himmelhohen Wänden eingefaßt: durch sie braust der Euphrat davon, der eine Weile vorher durch eine Lücke in der rechten Bergkette von Nordosten her in die Mulde eintritt und sich mit dem Kara-Su vereinigt.

Von der starken Bevölkerung und den vielen reichen Dörfern, in denen die Griechen nach Xenophons Schilderung es sich wohl sein ließen, ist kaum noch ein Schatten vorhanden. Dunkel und trübe schleicht der Teleboas durch eine kulturlose Steppe; nur an den Rändern der Ebene, dort, wo ein Seitental von Süden oder Norden her sich öffnet, sieht man in langen Abständen spärliche grüne Baumgruppen die Lage vereinzelter Dörfer bezeichnen. Und doch ist der Boden hier von geradezu üppiger natürlicher Fruchtbarkeit, wie der prachtvolle Weizen zeigt, der auf den Dreschtennen aufgeschüttet liegt, und wie man aus der Beschaffenheit des Erdreichs — vulkanische Verwitterungsprodukte — ersieht, das an den steilen Rändern des Flußbettes tief aufgeschlossen vor Augen liegt.

Nach der Rast am gestrigen Spätnachmittag am Rande der Rahwa ritten wir noch bis in die Nacht hinein bei hellem Mondschein weiter. Madat und Grigor, der uns richtig bis Surp-Karapet begleitet, hofften noch auf ein Armenierdorf zu stoßen, aber als es spät und immer später wurde und wir immer müder, blieb doch nichts anderes übrig, als bei den Kurden ein-


Armenisches Hochlandsdorf.

zukehren, deren Dörfer sich übrigens in dieser Gegend von den armenischen nur dadurch unterscheiden, daß sie keine Baumpflanzungen haben. „Da sieht man doch, welch ein von Gott verfluchtes Volk die Kurden sind," brummte Madat, „nicht einmal grüne Bäume wachsen bei ihnen!" Nach längerem Verhandeln erklärte ein großer Bauer sich willig, uns aufzunehmen, aber die Leute gefielen unserer Eskorte so wenig, daß die Soldaten beschlossen, hier samt und sonders mit dem Gewehr im Arm zu wachen, zumal der Pferde wegen. Drinnen im Hause zu schlafen, war für uns unmöglich, denn dort herrschte eine Atmosphäre, die sich kaum beschreiben läßt. Der große Raum war halb in die Erde gegraben und fensterlos; auf einem massigen, rings um die weite, flache Wohngrube laufenden Steinwall ruhte das hoch mit Erde beschüttete, aus querüber geworfenen Pappelstämmen und allerlei Zweigwerk hergestellte Dach, und eine einzige niedrige Öffnung, die wie ein schräger Stollen ins Innere der Höhle hinabführte, diente zugleich als Tür, Fenster, Luftloch und Schornstein. Die Büffel und Rinder konnten sich gerade hindurchzwängen, ein Mensch mußte sich tief bücken. Drinnen stand und lag verschiedenes Großvieh, ein halbes Dutzend Esel, zahlreiche Schafe und Kälber auf der einen Seite, auf der andern kauerten eine Menge menschlicher Gestalten um ein glimmendes, mit getrocknetem Dung genährtes Feuer. Die schwelende Glut verbreitete einen unbestimmten schwachen Schein durch den großen Raum, und in dieser Beleuchtung sah das ganze Interieur so abenteuerlich aus, daß nichts interessanter gewesen wäre, als sich hier längeren Studien hinzugeben. Aber die Luft war zu entsetzlich. Der beißende Rauch, die aus dem Kessel aufsteigenden fettigen Dünste, die Stallgerüche und der Gestank all des seit Jahrzehnten nicht ausgekehrten Drecks, der hier lagerte, benahmen den Atem; ich sah nur noch, daß eine Menge Waffen an den Wänden hingen: ungeheuer lange Flinten, Feuersteinpistolen,

Handschars und Spieße — dann flüchtete ich mich ins Freie. Zu essen gab es diesmal so gut wie nichts, nur einige Eier und etwas Brot. Wir lagen ein paar Stunden unter freiem Himmel in unruhigem Halbschlaf, gestört durch den blendenden Mondschein, das Hin- und Hergehen der Soldaten und das Kauen der Pferde, die hier sehr stark gefüttert wurden, da wir am nächsten Tage womöglich ohne Mittagsrast Musch erreichen wollten. Das ganze Quartier war recht unheimlich; bisher habe ich nirgends so den Eindruck gehabt, daß man uns am liebsten nachts die Kehle durchgeschnitten und dann ausgeplündert hätte. Um halb vier Uhr früh waren wir schon wieder im Sattel; eben spät am Nachmittag sind wir in Musch angekommen. Unterwegs machten wir eine kurze Rast außerhalb eines Dorfes im Schatten einer großen Pappel, ohne zu wissen, daß der Baum aus irgendwelchen Gründen von den Bauern unmittelbar über der Wurzel angesägt worden war. Klara hatte sich eben niedergelassen und ich stieg vom Pferde, als ich sah, wie der Stamm sich plötzlich neigte. Hart neben uns stürzte die schwere Masse laut krachend nieder. Hier hat uns der Pascha wieder ein vorzügliches Quartier gegeben!

Die große Ebene von Musch hat aller Wahrscheinlichkeit nach in früheren Zeiten dorthin sich fortgesetzt, wo jetzt der See von Wan sich ausdehnt. Das Aufsteigen des großen Kraterberges Nimrud-Dagh und die aus ihm hervor sich ergießenden Lavamassen haben dann augenscheinlich die früher zusammenhängende große Ebene in zwei getrennte Becken geteilt, und der abgedämmte, größere, östliche Teil ist im Laufe der Zeit durch die hineinfließenden Flüsse und Bäche mit Wasser gefüllt worden.

Mir ist die Beobachtung interessant, daß hier wirkliche Kurden bereits zum Ackerbau aus den Bergen in die Ebene herabgestiegen sind. Sonst ist das Verhältnis so, daß die Kurden als viehzüchtende Nomaden oder Halbnomaden auf den Bergweiden ihre eigentliche Heimat haben und nur für die kalte Jahreszeit ins sogenannte Winterdorf ziehen, das im Sommer verlassen steht. Ackerbau treiben sie bei dieser Lebensweise nur in ganz geringem Maße; ihre Saatstücke liegen hin und her auf den Berghängen und in den kleinen Tälern ihrer Weidereviere und enthalten fast nur Gerste. Die armenischen Bauern dagegen halten die größeren Ebenen und breiteren Täler besiedelt. Diese Verteilung der Wohnplätze ist nicht etwa so zu verstehen, als ob die Kurden das schlechtere und die Armenier das bessere Teil besäßen, sondern der unverfälschte Kurde verachtet überhaupt das ansässige und ackerbauende Leben; hinter dem Pfluge sein Dasein zu haben, erscheint ihm des freien Mannes, der abwechselnd Hirt, Krieger und Räuber sein muß, nicht würdig. Auf dieser nur halb- oder viertelansässigen Lebensweise beruht ja auch die verhältnismäßige Unabhängigkeit der meisten Kurden-

stämme gegenüber der türkischen Regierung. Wären sie Ackerbauer, so könnten sie von der Staatsgewalt viel leichter gefaßt und zum Steuerzahlen wie zur Rekrutierung herangezogen werden. Die große Fruchtebene von Musch hat nun offenbar einen Teil der benachbarten Bergstämme zum ansässigen Leben verlockt. Es sind aber nicht Angehörige der großen und „edlen" Tribus, sondern minder mächtige Clans, die halb gezwungen, halb freiwillig dem freien Weideleben in den Bergen zu entsagen anfangen und das ursprünglich von den Armeniern besessene Ackerland okkupieren.


Dorfältester (Kurde).

In diesem ganzen Landstrich vom See von Wan bis Musch kann man so recht die Beobachtung machen, wie groß der Unterschied zwischen den Armeniern in der Zerstreuung, in den großen russischen und levantinischen Hafen- und Handelsstädten außerhalb Armeniens, und dem Volke in seiner Heimat ist. Allerdings hat wohl kaum einer von denjenigen, die womöglich sämtliche Armenier für Spitzbuben und Gesindel erklären, die Reise bis ins Innere von Armenien gemacht. Wer es aber wirklich tut, sei es daß er das türkische, sei es daß er das russische Armenien besucht, der wird alsbald inne werden, welch ein fundamentaler Unterschied zwischen den ausgewanderten und den in der Heimat verbliebenen Armeniern besteht. Auf diese letzteren kommt es an, wenn man zu einem richtigen Urteil über die Nation als solche gelangen will. Der Armenier in der Levante ist allen anderen Nationen gegenüber der aus der Fremde stammende, schlauere, bedürfnislosere und geschäftsgewandtere national-antipathische Konkurrent, sittlich zwar um keinen Deut schlimmer, als Griechen, Perser, Syrer, Tataren ꝛc. im Geschäftsleben auch sind — aber, und das ist des Pudels Kern: schlauer und erfolgreicher. Daher der große Haß gegen diesen Teil des Volkes, der dem Reisenden überall im Orient begegnet. Die armenische Nation in ihrer Heimat ist aber, sehr im Unterschiede zu jenen Emigranten, ein echtes und rechtes Bauernvolk, auf einem niederen Kulturstande, mit allen Fehlern und allen Vorzügen, die solche Verhältnisse mit sich bringen. Ich habe mich hierüber schon an einer andern Stelle, in einem Buche über eine frühere Reise nach dem russischen Armenien, ausführlich geäußert („In Turan und Armenien auf den Pfaden russischer Weltpolitik," Berlin 1889 bei Georg Stilke, in dem Kapitel: „Das armenische Volk und seine Kirche"), und anstatt lediglich zu wiederholen, was dort gesagt ist, möchte ich den Leser, der sich

für diese zur Beurteilung des armenischen Problems grundlegende Frage interessiert, auf jene Darstellung verweisen. Hier, wo wir mitten im Herzen des eigentlich armenischen Landes sind oder doch in einer Gegend, die mindestens seit anderthalb Jahrtausenden armenisches Gebiet ist, hat sich mir abermals und mit besonderer Stärke die Überzeugung von der Notwendigkeit aufgedrängt, dies Volk hier kennen zu lernen, wo die eigentlichen Wurzeln seiner Kraft und seiner Existenzfähigkeit liegen. Aus diesen Bauerndörfern, die man um und um kehren kann, ohne daß soviel bares Geld herausfiele, wie erforderlich wäre, um ein paar Goldstücke in kleine Münze umzuwechseln, wandern die jungen Leute, falls sie es irgend ermöglichen können, in die großen Städte des Westens und in die Hafenplätze am Mittelländischen und Schwarzen Meere ab, um die Welt kennen zu lernen und um ihr Dasein zu verbessern. Die große Masse bleibt aber heute noch im Lande wohnen und ringt in passivem Widerstande mit der Ausdauer der Verzweiflung um jede Scholle, um jeden Fleck Acker, Wiese oder Weide, den ihr die höher und höher steigende Kurdenflut zu nehmen droht und auch tatsächlich schon zu entreißen im Werke ist. Für den ökonomischen Gesamtstatus des türkischen Reiches, namentlich für die Bevölkerungszahl und die Steuerkraft, ist diese Zurückdrängung des Armeniertums übrigens ohne Zweifel von der schädlichsten Wirkung.

Kloster Surp-Karapet, den 5. September.

Seit dem Abstieg vom Rahwaplateau haben wir die alte Landschaft Waspurakan verlassen und sind im Lande Taron. Hier hat die Christianisierung des armenischen Landes und Volkes zu Beginn des 4. Jahrhunderts ihren Anfang genommen, hier steht eines der ältesten Heiligtümer der armenischen Nationalkirche: das Kloster Surp-Karapet, mit dem angeblichen Grabe Johannes des Täufers. Seine Mauern haben uns in der vergangenen Nacht aufgenommen.

Gestern um die Mittagszeit verließen wir Musch, wo wir auf Befehl des Paschas eine splendide Aufnahme gefunden hatten. Der alte Herr wohnt im Sommer in einem Landhause vor der Stadt, wo wir ihm unsern Besuch machten, und er ließ es sich nicht nehmen, trotz der furchtbaren Glut des Tages uns seinen Gegenbesuch in unserm städtischen Quartier zu machen. Er bat um unsere Visitenkarte und gab uns die seine, als er hörte, daß wir nach Jerusalem ritten: wir sollten sie dort dem Vorsteher der Omarmoschee mit einem Gruß vom Mutessarif von Musch bringen. Zum Abschied gab uns ein langer Zug von Offizieren und berittenen Soldaten das Geleit. Eine Stunde vor der Stadt lag ein großer Weingarten, der einem aus der

Gesellschaft gehörte; hier saßen wir ab und aßen im glühenden Sonnenbrande so viele von den prachtvollen blauen Trauben, wie nur jeder konnte, dann ging es weiter. Bald hinter Musch verläßt die Straße die südliche Bergwand der Kara-Su-Ebene und wendet sich nach Nordwesten. Der fruchtbare Alluvialboden ist so gut wie unbebaut; wenige Dörfer zeigen sich in weiter Entfernung.

Nach vierstündigem Ritt machten wir eine kleine Erfrischungspause unter hohen Pappelbäumen bei einem armenischen Dorfe, das zwar auch ausgeplündert war, aber doch noch einige Spuren früheren Wohlstandes zeigte. Hier fiel uns besonders der Eifer auf, mit dem die türkische Begleitmannschaft es zu verhindern suchte, daß wir in ein Gespräch mit den Bauern kamen. Das Bemühen war insofern sehr überflüssig, als ich ja im voraus nur zu gut wußte, welch eine Kunde wir hier nicht erhalten sollten. Den Armeniern in der Ebene von Musch und in allen benachbarten Gebieten ist kürzlich durch die Behörden ein Revers abgepreßt worden, daß es ihnen sehr gut ginge und daß sie mit ihrer Lage außerordentlich zufrieden seien. Das ist natürlich blutiger Hohn, wenn man die trostlosen Zustände und die rauchenden Trümmer eines erst gestern von den Kurden überfallenen Klosters in den südlichen Vorhügeln des Taurus in nächster Nähe vor sich sieht. Allerdings ist das Land hier sehr fruchtbar und es scheint auch, als ob etwas mehr junge Leute als sonst von den Massakers her am Leben geblieben sind, so daß die Bauern trotz der Heimsuchung jetzt im dritten Jahre nach den Metzeleien sich hier bereits wieder etwas zu erholen anfangen. Seit wir im Wilajet Bitlis sind, sehen wir fast in allen armenischen Dörfern eine Anzahl türkischer Soldaten im Quartier liegen, die das Recht haben, von den Einwohnern alles für sich zu fordern, was sie brauchen. Wo ein Dorf, wie jetzt öfters, nur zehn bis zwölf Familien zählt oder übrig behalten hat, die selbst am Hungertuche nagen, ist das eine geradezu schreckliche Last; anderwärts ist die Hauptklage der Leute die, daß die Soldaten nicht nur Speise und Trank, sondern auch die jungen Weiber und Mädchen beliebig als ihr Eigentum betrachten, ja sogar nach auswärts fortschleppen und verkaufen. Will einer sich wehren oder protestieren, so bekommt er die Antwort mit dem Gewehrkolben oder dem Handschar.

Während wir uns an den von Musch mitgenommenen Vorräten stärkten, sammelte sich natürlich ein großer Haufen Menschen und starrte uns an. Madat, der viel mit den Leuten sprach, zeigte uns dann einen Mann, dem seine junge Frau kürzlich von Türken fortgenommen war. Er wußte, wo sie festgehalten wurde, konnte aber nichts tun, sie wiederzuerlangen. Madat erzählte uns auch, wie schon öfters, daß die Armenier um alles in der Welt gern uns ihre Klagen ausführlich vortragen möchten, aber es nicht wagten

aus Furcht vor den Soldaten. Neulich geschah es uns, daß nach einer Rast in einer ganz besonders heimgesuchten Ortschaft der Älteste des Hauses uns im letzten Augenblick, als wir schon abreiten wollten, scheu flüsternd sagen ließ, die Not ringsum wäre schrecklich, aber die Regierung habe einen Revers von ihnen erpreßt, daß sie glücklich, mit ihrer Lage durchaus zufrieden und dem Sultan und seinen Beamten dankbar seien für ihr väterliches Regiment. Wieviel von dem, was in Europa seit Jahren an Beschwichtigungen über die armenischen Dinge in die Welt gesetzt wird, mag auf Informationen nach solchen erzwungenen Dokumenten zurückgehen!

Bald hinter dem Dorfe wurde zur Rechten eine glänzende Wasserader sichtbar, die sich durch weithin aufgeschüttete Kiesablagerungen hinzog: das war der Euphrat. Eine halbe Stunde später waren wir an der Übergangsstelle. Schnell und trübe floß das vielleicht 70—80 Meter breite Wasser zwischen flachen Ufern dahin. Es ist jetzt die Zeit des niedrigsten Wasserstandes aller Flüsse; im Frühjahr schwillt der Strom hier so mächtig an, daß er wohl die zwanzigfache Wassermenge führt. Dann vermittelt eine Fähre den Verkehr zwischen den Ufern. Jetzt ist hier eine Furt, die man durchreiten kann. Etwa an dieser Stelle müssen zu Anfang des Winters 401 v. Chr. die zehntausend Griechen über den Fluß gegangen sein, von dem Xenophon bemerkt: „Man konnte ihn durchwaten, denn seine Quellen sollen hier in der Nähe sein." Der Murad-Su oder östliche Euphrat ist der eigentliche Hauptquellfluß des großen Stromes. Er ist länger und wasserreicher als der Kara-Su oder westliche Euphrat, der auf der Hochebene von Erserum entspringt. Vor zweieinhalb Wochen arbeiteten wir uns von Diadin aus zum Gamespi-Paß hinauf und tranken aus dem Murad nur wenige Stunden von seiner Quelle entfernt. Dort war er ein hübscher Bach mit kristallklarem, grünlichem Wasser; seitdem ist er etwa 200 Kilometer (mit allen Windungen freilich mehr) geflossen. Dies ganze Gebiet gehört zu den unbekanntesten Gegenden Vorderasiens — gleich westwärts von unserm Standpunkt, wo der Euphrat in einer furchtbaren Schlucht am Fuße des Taurus verschwindet, ist sein Lauf auf der großen Kiepertschen Karte nur noch durch Punkte angedeutet. In der „Anabasis" heißt es lakonisch nach dem Übergange über den Fluß: — „Hierauf marschierten sie drei Tagereisen weit durch öde Gegenden am Euphrat." Diese öden Gegenden Xenophons stehen auch uns jetzt bevor.

Am Wasser angekommen, machten wir einen Augenblick Halt. Da niemand recht wußte, wie tief der Fluß war, mußte Klara zur Sicherheit von ihrem kleinen Maltschik herunter und wurde auf ein besonders hochbeiniges Soldatenpferd gesetzt. Dann nahm ein Saptieh das Packpferd an einem Strick hinter sich und der Übergang begann. Zunächst schien es etwas be-

denklich, so in das trübe, stark strömende Wasser, das große Mengen Schaum mit sich führte, aufs Geratewohl hineinzureiten, aber es war viel weniger tief, als ich erwartete, und ging den Pferden nur bis an den Bauch. An dem Pferde des voranreitenden Saptieh konnte man schon jeweilig im voraus sehen, wie tief es für uns werden würde. Drei Minuten nachdem wir wieder festes Land gewonnen hatten, kamen wir zu unserm Erstaunen zu einem zweiten, ebenso breiten und tiefen Arm des Flusses. Ein Bauer, der des Weges kam, erzählte, daß bei Hochwasser die beiden Arme vereinigt sind und der Strom so tief sei, daß das Wasser einem Reiter bis über den Kopf gehen würde.

Gleich jenseit des Euphrat fängt das Terrain zu steigen an, und der Aufstieg zu den Bergen Innerarmeniens beginnt. Zunächst hebt sich das Terrain noch sanft; es war erdig und von zahllosen Trockenheitsrissen durchsetzt, die zum Reiten sehr unbequem sind. So tief man in die Spalten hineinsehen konnte, war es der schwerste, fruchtbarste Ackerboden, der sich denken läßt; aber nicht der zwanzigste Teil war angebaut. Es begann schon zu dämmern, als das eigentliche Klettern anging, und es war ein Glück, daß die schwierigste Partie noch halbwegs bei Tageslicht sich überwinden ließ. Dann ging es aber wohl noch eine Stunde lang in tiefstem Dunkel bergauf, bergab, ohne daß unser Kloster sich zeigen wollte. Wir fühlten uns in der Finsternis sehr ungemütlich; man mußte es wieder ganz den Pferden überlassen, den Weg zu finden; dazu schlugen uns die Zweige des dichten Buschwerks zu beiden Seiten fortwährend ins Gesicht, und die Tiere rutschten öfter unvermutet auf den Steinblöcken, über die sie klettern mußten, aus. Madat versicherte wohl ein halbes Dutzend Mal: „Barynja (Herrin), nur noch zehn Minuten, noch fünf Minuten, noch drei Minuten,“ dazwischen tauchte in der Ferne ein Lichtschein auf, den wir für das Kloster hielten, der sich aber als ein Hirtenfeuer erwies. Eben knurrte jemand von uns ganz resigniert: „Na, es scheint, daß wir hier bis Mitternacht werden reiten können, wenn wir nicht vorher den Hals brechen“ — da tauchte plötzlich hart vor den Pferdeköpfen eine hohe, dunkle Mauer mit einer schattenhaften Turmbastion und einem wohlverwahrten Tore darin auf. Wir waren angelangt. Es wurde heftig gepocht. Zunächst regte sich niemand. Nach erneutem heftigen Pochen und einigen Kolbenstößen gegen das Tor schlurften endlich drinnen zögernde Schritte heran, und jemand fragte auf türkisch, wer draußen sei. Madat schrie als Antwort einige armenische Sätze hinüber, worauf sich wiederum die Schritte entfernten. Man schien drinnen einen Überfall zu fürchten. Wir hatten neun Pferde, und es war ein großes Getrappel und Stimmengewirr in vier verschiedenen Sprachen. Die Tiere schnaubten und sehnten sich nach ihrem Futter, und auch die Menschen be-



Kirche von Surp-Karapet.

gehrten nach Speise, Trank und Ruhe. Die Aussicht, hier vor der verschlossenen Tür noch lange parlamentieren und schließlich draußen bleiben zu müssen, war wenig verlockend. Endlich drehte sich ein Schlüssel, und das Tor tat sich uns auf. Ein bärtiger Mönch in langer Kutte, einen brennenden Holzspan und ein großes Schlüsselbund in der Hand, erschien in der dunklen Öffnung und musterte uns mißtrauisch — ein Ruck mit den Zügeln, und der ganze Reiterzug bewegte sich trappelnd über das Steinpflaster des Torwegs bis vor die innere Mauer des Klosters. Dies nächtliche Einreiten mit dem Gepäck, den vielen Pferden und den bewaffneten Soldaten machte sich höchst romantisch. Vor dem Pförtchen in der inneren Mauer mußte abgesessen werden. Die Soldaten nahmen die Tiere am Zügel, Klara und ich folgten mit Madat, gestiefelt und gespornt, die Reitpeitschen in der Hand und die Sonnenhelme auf dem Kopfe, dem Mönch, der uns über allerlei Treppen und Gänge in einen großen gewölbten Raum mit Teppichen auf dem Fußboden und harten, rotbezogenen Holzsofas längs den Wänden führte. Nach einer Weile kamen noch einige andere Mönche dazu und setzten sich auf meine Bitte uns gegenüber — eine Unterhaltung war noch nicht möglich, da Madat die erste Unterbringung der Pferde beaufsichtigen mußte. Als er wieder heraufkam, bat ich durch ihn um Entschuldigung für die späte Störung und gab meine Empfehlungsbriefe ab, die mir den Zutritt zu den vermuteten Handschriftenschätzen des Klosters öffnen sollten. Nach einem kurzen Nachtimbiß wurde alles Weitere auf morgen vertagt und wir gingen zur Ruhe. Die Soldaten erhielten eine Gastzelle, wir wurden in ein zweites gewölbtes Gemach mit vielen Kissen und Decken geführt, das durch eine kleine Tür mit dem großen Saal zusammenhing, und Madat schlief, wie gewöhnlich, vor unserer Schwelle.

Heute früh wurde uns vor allen Dingen die Kirche gezeigt, die über dem angeblichen Leichnam Johannis des Täufers (Karapet soll „Täufer" heißen) erbaut ist. Zur Zeit Gregors des Erleuchters (kurz vor dem Konzil von

Nicäa) wurde nach armenischer Überlieferung der Leichnam des Johannes von Cäsarea in Kappadocien, wo er begraben lag, nach Taron gebracht. Hier gründete Gregor das später berühmte Wallfahrtskloster auf der Stelle eines heidnischen Heiligtums, das, wenn die Überlieferung recht hat, merkwürdigerweise einer Kolonie von Indern gehört hat, die im 2. Jahrhundert v. Chr. unter dem König Valorsakes sich hier angesiedelt haben sollen. Ob es dann nicht am wahrscheinlichsten ein Buddhatempel war? Wie dem auch sein möge — jedenfalls ist dieses fast 2000 Meter hoch gelegene Bergkloster eine der ehrwürdigsten und verehrtesten Stätten der armenischen Nation und überhaupt eines der ältesten, wo nicht das älteste, das jetzt in der gesamten Christenheit existiert. Auch Cäsarea hat noch sein Johanneskloster, das gleichfalls den Armeniern gehört und Surp-Karapet heißt, und die dortigen Mönche sollen behaupten, daß die rechte Seite des Leichnams bei ihnen geblieben, die linke aber allein nach Taron gekommen sei.

Die Klosterkirche ist ein sehr eigentümliches Gebäude mit drei Türmen, die, wie überall in Armenien, spitze kegelförmige Dächer tragen. Auf dem Glockenturm hängen mehrere Glocken, die für diese entlegene Einöde in der Tat besonders groß und schön sind, daher auch die Türken das Kloster nur Tschangli-Kilissa nennen, d. h. die Glockenkirche. Das Innere des im Verhältnis zu seiner Ausdehnung niedrig, fast abgeplattet erscheinenden und flach gedeckten Baues zeigt Reste alten edlen Schmuckes, aber noch viel handgreiflicher sind die überall sichtbaren Spuren der Armut und des Verfalls, an denen die heutige armenische Kirche siecht. Eine große und schmerzliche Enttäuschung war es vollends für mich, als ich von den Mönchen erfuhr, bei einem großen Kurdenüberfall vor siebzig Jahren sei fast die ganze reiche Bibliothek des Klosters zu Grunde gegangen. Damals seien alle Mönche getötet und versprengt worden, ein halbes Jahr habe das Kloster verwüstet und geplündert, ohne Bewohner, dem Wind, dem Wetter, den Tieren und allem umherstreifenden Gesindel offen dagelegen, die Bücher und Handschriftenschätze hätten zerrissen und durchweicht, von den Pferden zerstampft, den Klosterhof bedeckt und nur wenige alte Evangelienbücher seien aus jenem Unglück gerettet worden. Die Mönche zeigten mir willig, was sie besaßen; immerhin war noch manches alte und wertvolle Stück darunter, besonders ein prachtvolles Viereoangelienbuch mit Goldbuchstaben und unvergleichlich schönen Miniaturmalereien. Allerdings war es mehrere Jahrhunderte jünger als das älteste vorhandene Stück: eine Evangelienhandschrift aus dem 11. Jahrhundert.

Sehr merkwürdig war der Besuch in der Kapelle, die den angeblichen Sarkophag des Täufers enthält. Madat und der brave Wachtmeister Grigor, unser treuer Geleitsmann seit Wan, waren zu Tränen bewegt, als sie den

Sarkophag küßten. Unzählige Male schlugen sie knieend das Kreuz und beugten sich mit der Stirn bis auf die Stufen nieder, auf denen, in eine Nische eingebettet, das Heiligtum stand. Sie waren zu der höchsten Reliquie ihrer Kirche gekommen, die groß und klein als eines der kostbarsten Besitztümer der Armenier von Jugend auf zu achten gelehrt wird, und zum mindesten Madat hatte es sich nicht träumen lassen, daß er je in seinem Leben an diese Stätte gelangen würde, deren Besuch allein schon sein Ansehen daheim bei seinen Landsleuten mächtig heben mußte. Er erzählte, wie früher ganze Gesellschaften von Pilgern aus dem russischen Armenien sich zusammenschlossen, um gemeinsam hierher zu pilgern, aber seit dem letzten russisch-türkischen Kriege haben die Türken alles getan, um solche Wallfahrten aus der Fremde hierher zu verhindern, und seit seiner Kindheit wußte er von keinem, der aus seiner Gegend hierher gelangt war. Ich hätte es für eine grundlose Kränkung der Armenier gehalten, steif bei dieser Szene dabeizustehen, kniete also nieder, sprach im stillen ein Vaterunser und sagte den Leuten nachher, meine Kirche erlaube es nicht, Heiligtümer zu küssen oder anbetend zu berühren. Den Braven leuchtete es anscheinend ein, daß man auch so über die Sache denken könne, und sie verübelten mir meine Zurückhaltung am Sarge des Surp-Karapet nicht weiter. Klara durfte überhaupt nicht in die Grabkapelle hinein! Ein merkwürdiger Aberglaube verbietet jedem weiblichen Wesen den Eintritt. Die Mönche führten sie bis an die Schwelle und baten sie dann, stehen zu bleiben und sich das Innere von ferne anzusehen: Ein- oder zweimal hätten es Frauen betreten, und denen sei gleich darauf ein großes Unglück zugestoßen, Wahnsinn oder dergleichen!

Das Kloster ist eine richtige Festung mit Mauern und Toren. Unter den mancherlei alten Anlagen erscheint eine Mühle besonders interessant. Über dem Mahlgang liegt ein großer kubischer Raum, der dazu bestimmt ist, den gesamten Jahresbedarf des Klosters an Weizen aufzunehmen und direkt durch einen von unten zu regelnden Verschluß in die Mühle hinabfließen zu lassen. In alten Zeiten wurde er im Herbst bis an die Decke gefüllt und zur neuen Ernte war das letzte Korn durch die lange Röhre nach unten gelaufen — heute finden wir den Boden kaum spannenhoch bedeckt! Dies wenige reicht für die paar Mönche und Klosterleute, die noch übriggeblieben sind, das Heiligtum zu hüten.

Unsere Wirte sind trotz ihrer wirklichen Armut so freundlich und gastfrei, wie möglich. Heute ist Sonntag; sie haben uns ein Schaf geschlachtet, um vor der Abreise uns noch das Beste aufzutischen, was sie haben. Ich holte zum Essen die letzte Flasche Wein von Eriwan hervor, und wir tranken sie mit den Mönchen zusammen aus — auf ein glückliches Wiedersehen, wenn ich mit Gottes Hilfe abermals ins Land komme. Jetzt geht es

wieder in den Sattel. Wir wollen heute in einem Kurdendorfe übernachten und morgen abend in Tschewlik sein, einem Flecken, wo ein Kaimakam sitzt.

Wenn doch nur erst das fürchterliche Elend aufhörte, durch das man Tag für Tag reitet, und wieder ein frohes Gesicht unterwegs sich blicken ließe! Die Mönche hier in ihrer gramvollen Verschlossenheit kommen mir vor wie stumme Wächter an den Gräbern ihres Volkes.

Öde Gegend, den 6. September.

Nicht wahr — die Datierung ist sonderbar! Ich finde aber bei allem Nachdenken keine passendere Bezeichnung für unsern gegenwärtigen Aufenthaltsort, als diesen Ausdruck Xenophons. „Danach marschierten sie drei Tagereisen durch öde Gegenden am Euphrat." Dieses lakonische Stück aus der „Anabasis" zitierte ich schon vorigesmal als bevorstehend. Nun sind wir wirklich mitten drin. Ich will niemand mit einer langen Erörterung über die Rückzugsroute der Zehntausend behelligen: die Hauptschwierigkeit für die Rekonstruktion des Xenophontischen Marsches wird vielen ja wohl bekannt sein. Addiert man die Zahl der Tagereisen und Parasangen in der „Anabasis" und vergleicht damit die Entfernung zwischen Kunaxa und Trapezunt, dem Anfangs- und Endpunkt des Rückzuges, so ergibt sich, daß die Griechen eine so unverhältnismäßig viel längere Linie, als eigentlich nötig wäre, zurückgelegt haben, daß ihr Marsch in den wunderlichsten Krümmungen vor sich gegangen sein muß, falls Xenophon mit seinen Zahlen wirklich recht haben soll. Es fragt sich, wieviel die Griechen am Tage marschiert sind. Schon in der Ebene von Musch habe ich die Beobachtung gemacht, daß die Tagereisen außerordentlich klein gewesen sein müßten (15—16 Kilometer). Wir machen im Durchschnitt täglich mindestens 40 Kilometer (was natürlich eine Armee auf dem Marsche nicht entfernt leisten kann), und so kommt es, daß wir die „Tagemärsche" der Griechen in weniger als einem halben Tage zurücklegen.

Wegen der Einsamkeit der Gegend ist es hier wieder einmal recht unsicher. Gestern nachmittag kletterten wir auf einem geradezu unglaublich schlechten Pfade von Surp-Karapet, das etwas abseits von der gewöhnlichen Route nach Tschewlik, der nächsten wirklichen Ortschaft, liegt, hinunter. Dieser Abstieg ist der schlimmste, den wir bisher auf der Reise erlebt haben, und in Europa würde man jeden Menschen für verrückt halten, der an einer solchen Stelle zu Pferde hinunterkommen wollte. Unsere Soldaten stiegen auch ab, um ihre Pferde zu schonen, aber man kommt dabei nur aus dem Regen in die Traufe, denn zu Fuß diesen jähen Abhang mit seinen zahllosen Spalten und kantigen Steinblöcken hinunterzuklettern, ist schließlich

noch beschwerlicher, als sich irgendwie mit allerlei Balancierkunststücken im Sattel zu halten. Die Tiere scheinen geradezu unfehlbar zu sein, unsere von Igdyr mitgebrachten nicht minder als die hiesigen Soldatenpferde. Wir reiten nun seit dem 17. August dieselben noch auf russischem Gebiet gekauften Pferde; seit dem Aufbruch aus Bajasid am 21. August haben wir stark über 600 Kilometer zurückgelegt, aber auf was für einem Terrain!

Gegen Sonnenuntergang kam gestern ein kurdisches Dorf in Sicht; als wir einritten, tauchten drei neue Saptiehs auf, und zu unserer Verwunderung war alles zu unserer Aufnahme bereit. Die Leute hatten ihre Station einen Tagesritt von hier entfernt, jenseits des Euphrat, und waren telegraphisch mit Musch verbunden. Der Pascha hatte ihnen ohne unser Wissen Befehl geschickt, uns unterwegs zu erwarten und bis Tschewlik zu begleiten, da die Gegend wegen ihrer Unsicherheit eine Verstärkung unserer Eskorte nötig mache. Das Nachtquartier war wieder sehr dürftig und zu essen gab es wenig; sogar für die hungrigen Pferde war um Geld und gute Worte keine Handvoll Gerste aufzutreiben. Die armen Tiere mußten sich mit Heu begnügen, ein Futter, das ihnen für solche Anstrengungen auf die Dauer doch zu wenig Kraft gibt.

Heute früh sind wir also mit sechs Mann aufgebrochen. Während des Vormittags kam Madat zu mir und erzählte, daß die Soldaten sich am Abend vorher auf kurdisch verabredet hätten, aus der Tour jedenfalls zwei Tagemärsche zu machen in der Erwartung, den Backschisch dadurch zu verdoppeln. Sie wissen nicht, daß Madat Kurdisch versteht. Leider habe ich nur eine sehr unbestimmte Vorstellung, wie weit Tschewlik noch entfernt ist, da die Karten in dieser Gegend versagen. Weder die Ortsnamen, noch die eingezeichneten Wege stimmen, und der Weg, auf dem wir reiten, ist überhaupt nirgends angegeben. Wir müssen uns wieder außerordentlich hoch befinden, denn es ist den ganzen Vormittag stark aufwärts gegangen. Die Gegend ist vollständig unbewohnt; merkwürdigerweise gibt es hier weite, allerdings sehr lichte Gehölze von ziemlich starken, niedrigen Eichbäumen. Aussicht ist keine vorhanden — die Landschaft ist ein sehr welliges, nach Südwesten ansteigendes Hochplateau mit tief eingeschnittenen Wasserläufen. Hin und her kommt man an eine kleine bewässerte Grasebene, aber alles menschenleer. Der Eindruck ist in der Tat etwas unheimlich, und Madat erklärt als Kenner, dies sei wieder die richtige Landschaft für einen Überfall. Da unsere Saptiehs sich ganz und gar nicht über die Entfernung des nächsten bewohnten Platzes im klaren sind, so habe ich jetzt nach sechsstündigem ununterbrochenen Ritt in einem Talgrunde, auf dessen Boden es etwas Wasser und Schatten und für Pferde ein wenig Gras gibt, Halt machen lassen. Unsere Teppiche sind ausgebreitet, das Gepäck ist abgeladen und die

Pferde grasen. Zu essen gibt es kaltes Hammelfleisch von dem Klosterbraten, das ich in Voraussicht der zu durchreisenden Einöde für heute habe aufsparen lassen. —

Eben zeigt sich in einiger Entfernung ein menschliches Individuum — wie es scheint eine Frau — auf dem Bergabhang uns gegenüber; ein Soldat soll hinüberreiten und sich erkundigen, ob und wo es hier ein Dorf in der Nähe gibt ... Kein Erfolg! Der Mann behauptet, daß die Frau ihm keine Auskunft gegeben habe — sehr glaublich, denn nach hiesigem Brauch hat sie gar keinen Grund, sich viel Gutes für ihr Dorf oder ihre Behausung zu versprechen, wenn sechs Soldaten einreiten. Wir bezahlen natürlich alles bar und gut, aber die Saptiehs fordern unterwegs häufig genug allerlei ohne Bezahlung für sich. Trotzdem ist es hier hübsch, aber es hilft nichts, wir müssen weiter. Übrigens habe ich, seit Madat mir von der nächtlichen Unterhaltung der Soldaten erzählte, ein gewisses Mißtrauen, ob unsere Begleitung ein ganz ehrliches Spiel treibt. Nun, Klara ist heut außerordentlich leistungsfähig, und wir wollen die Soldaten schon in Atem halten. Bis Tschewlik müssen wir heute kommen, und wenn es Mitternacht werden sollte! Der Euphrat kann von hier nicht sehr weit sein: kurz vor unserem jetzigen Lager wurde auf einen Moment der Blick nach Süden etwas freier, und die Gipfel eines gewaltigen, steil abfallenden Gebirgszuges zeigten sich in jener Richtung. Das kann nur der Kamm der großen Tauruskette sein, zwischen ihr aber und unserem Halteplatz fließt der Strom durch eine unzugängliche, tiefe Spalte. Das Wasser, an dem wir rasten, eilt ihm zu; wahrscheinlich kommt es von dem mächtigen Bin-Göl-Dagh (Berg der tausend Seen). Wir sind hier am Rande der unbekanntesten Gegend im ganzen türkischen Vorderasien — wie schade, daß ich nicht mehr Zeit habe, denn hier gibt es noch wirkliche Entdeckungen zu machen. Hier müssen auch die Griechen aus der westlichen in eine nördliche Marschrichtung abgebogen sein; ich glaube, daß sie nicht, wie meistens angenommen wird, östlich, sondern vielmehr westwärts am Bin-Göl vorbeigezogen sind. Klara behauptet, bei der Aussicht, nun nicht mehr weiter in den Spuren Xenophons zu reiten, erleichtert aufzuatmen. Sie meint, dieser alte Grieche mit seinen zehntausend Hopliten und Peltasten habe während der letzten Tage in unserem Zusammensein entschieden eine zu große Rolle gespielt.

Tschewlik, den 7. September.

„Tschewlik wird heute noch erreicht, und wenn es Mitternacht wird" — so schrieb ich gestern. Nun, Mitternacht wurde es gerade nicht, aber bedenklich genug ist es uns gestern abend trotzdem ergangen. Zwei Stunden



Der Taurus.

nach der Mittagsrast gelangten wir endlich an einige elende, halb in die Erde gegrabene Hütten; die Leute hatten dort aber etwas Gerste, wovon sie für schweres Geld eine Kleinigkeit verkauften. Um der Pferde willen wurde wieder eine Stunde Halt zum Füttern gemacht. Wir Menschen erquickten uns an einem Getränk, das dem normalen Mitteleuropäer wahrscheinlich wenig verlockend erscheinen wird: saurer Milch stark mit Wasser verdünnt und noch stärker mit allerlei Dreck versetzt. Bei der großen Hitze, die wir haben, erfrischt diese merkwürdige Mischung aber ganz wunderbar, und gesund ist sie auch. Ich halte es grundsätzlich für das beste, auf Reisen in solchen gänzlich kulturlosen Gebieten wie hier, sich in Bezug auf die Nahrung ganz den Gewohnheiten der Eingeborenen anzupassen. Ich esse und trinke mit Seelenruhe alles, was es hier gibt, und wenn es von der zweifelhaftesten Herkunft und Zusammensetzung wäre — ja selbst die Finger der Frauen, die diese Milch gemolken haben, flößen mir nicht den geringsten Schauder mehr ein, obwohl sie in der Farbe entschieden mehr Ähnlichkeit mit den Klumpen getrockneten Feuerungsmistes auf dem Hausdach haben, als mit menschlicher Haut. Klara kann sich immer noch nicht zu allem entschließen — aber sie hat auch den Schaden davon und muß gelegentlich hungern und dursten. Am erfreulichsten ist die Sache immer, wo es Eier gibt; die können beim besten Willen nicht vor dem Essen verunreinigt werden und, wenn irgend möglich, führen wir einen Vorrat davon hartgekocht mit.

Es war vielleicht noch eine Stunde bis Sonnenuntergang, als es mir endlich gelang, mich über die Gegend zu orientieren: wir kamen an den Rand des Hochplateaus, über das der Weg seit heute früh geführt hatte, und sahen nun tief unter uns eine ziemlich große, grüne Ebene mit blitzendem Wasser und mächtigen, breiten Ablagerungen von hellem Geröll. Augenscheinlich gehörte beides einem Flusse an, der aus den nördlichen Bergen kam und sich in den Euphrat ergoß. Jenseits der Ebene erhob sich — ein prachtvoller Anblick! — in vier hintereinander aufsteigenden Ketten, eine immer höher als die andere, der ungeheure Wall des Taurus. Es war offenbar die Ebene Tschabaktschur, an deren jenseitigem Rande unser Ziel, Tschewlik, sich zeigte. Als wir glücklich unten angelangt waren, trabten zwei der Saptiehs nach vorwärts davon, ohne zu sagen, wohin. Diese Ebene ist ein ganz merkwürdiges Gebilde. Der Fluß, der sie bewässert, hat von seinem Austritt aus den Bergen an gar kein ordentliches Bett mehr, denn er führt zur Zeit des Hochwassers so gewaltige Massen Geröll mit sich, daß er weit und breit das Land damit überschüttet und seine eigene Rinne bis zum Eintritt der trockenen Jahreszeit völlig zubaut. Im Sommer fließt dann das Wasser in vielen hellen Fäden durch eine große Steinwüste, und das faust- bis kopfgroße runde Geröll, in dem die Hufe der Pferde beständig ausgleiten und keinen Halt finden, ist immer eine rechte Plage für die Tiere. Mit Sonnenuntergang erreichten wir ein großes, reiches Dorf mit mehreren schönen Häusern: die erste rein türkische Ortschaft. Zwar sind auch die großen Städte wie Wan, Bitlis und Musch überwiegend türkisch, aber türkische Bauern in geschlossener Siedelung habe ich hier zum ersten Male gesehen. Vor dem größten Hause des Dorfes machten unsere Soldaten unerwartet Halt, die beiden Vorausgerittenen kamen heraus und erzählten mit großem Eifer, daß sie hier ein prachtvolles Quartier für uns bereitet hätten, wo alle guten Dinge vorhanden seien. Vor dem Hause hielt man schon einen großen Kübel mit Schneewasser zur Kühlung nach der Hitze des Tages für uns bereit (die Leute verwahren den Schnee den Sommer über in tiefen, überwölbten Gruben, einer Art Eiskeller), und eine große Menge Menschen stand versammelt, um uns zu bewillkommnen. Die Versuchung, dazubleiben, war trotz unseres Vorsatzes groß, aber der Ärger über die Eigenmächtigkeit der Saptiehs, die ohne Auftrag hier für uns Quartier gemacht hatten, noch größer. Allerdings war der Tag fast zu Ende, aber ich hatte mich nun einmal in dem Gedanken festgebohrt: die Leute setzen es drauf an, doppelten Backschisch zu bekommen und gerade darum sollen sie ihn nicht haben! „Wie weit ists noch bis Tschewlik? Ist der Weg eben und leicht zu finden?" ließ ich durch Madat die Dorfleute fragen. „Der Weg ist gut, in einer Stunde seid Ihr dort," war die Antwort. „Frau, kannst Du noch reiten?" — „Ja!" —

„Dann vorwärts, die Kerls sollen ihren Willen nicht haben!" Damit bekam Mischka einen Hieb mit der Reitpeitsche, und in beschleunigter Gangart entfernten wir uns, die Dorfstraße hinunter über die Ebene, während unsere Wirte enttäuscht dastanden. Wenn auch die Leute offenbar wohlhabend waren und auf Backschisch nicht zu rechnen brauchten, so wäre doch europäischer Besuch, und noch dazu von einer Dame, in dieser Gegend ein Ereignis gewesen.

So weit war die Sache ja nun ganz gut. Zwei Soldaten wurden im Galopp nach Tschewlik zum Kaimakam vorangeschickt, und wir folgten. Die Sonne war jetzt untergegangen, und die Dunkelheit brach mit großer Schnelligkeit herein. Ehe wir es uns versahen, waren wir vom Wege abgekommen und wieder in einer solchen Steinwüste, wie wir sie vorher durchritten hatten. Zwei Stunden lang arbeiteten wir uns mit den jetzt todmüden Pferden durch dieses entsetzliche Terrain vorwärts. Fortwährend glitten die Tiere aus; hier rutschte eins in der Dunkelheit unvermutet die Böschung zum Fluß hinunter, den wir an jenem Abend beim Suchen nach dem richtigen Wege im ganzen siebenmal kreuzten; dort brach ein anderes einmal und noch einmal in die Knie, indem es in allerlei Wasserlöcher stürzte. Dazwischen riefen die Soldaten laut in die Nacht hinein, stritten miteinander über den Weg oder leuchteten mit zahllosen Streichhölzchen den Boden ab, um vielleicht eine Spur zu finden. Alles Rufen und Schießen mit Gewehren und Revolvern erweckte keine Antwort, und ich sah den Augenblick schon in nächster Nähe, wo der entsetzliche Boden die Pferde so weit erschöpft haben würde, daß jeder Schritt weiter die Tiere aufs Spiel setzte. Dann blieb nichts übrig, als Halt zu machen und, so gut es ging, an Ort und Stelle den Morgen zu erwarten. Endlich kam auf einen Revolverschuß Madats als Antwort Hundegebell aus der Ferne. Die Richtung war nun gegeben und gleich darauf fand unser Packpferd allein für sich den Weg, wie einer der Soldaten uns zuschrie, als er das abseits geratene Tier zurückholen wollte. Nach einer Weile wurde ein sich bewegendes Licht sichtbar. Menschen kamen uns entgegen, um uns in den Ort zu geleiten, unter ihnen überaus freundlicherweise sogar der Kaimakam selbst. Nach 15stündigem Ritt hatten wir, allerdings ziemlich erschöpft, unser Stück durchgesetzt, erhielten ein gutes Quartier, gebratene Hühner, Milch und Raki (Traubenbranntwein), und trotz der späten Stunde fand sich noch eine Menge Besuch ein.

Das Haus, in dem wir wohnen, gehört einer armenischen Familie. Wie die meisten „städtischen" Häuser ist es so gebaut, daß auf einem breiten und niedrigen Unterstock noch ein oder zwei Zimmer aufgesetzt sind, um die man auf dem platten, mit Lehmschlag gedeckten Dach an drei Seiten herum-

gehen kann, während die vierte direkt zu der Frontmauer des Unterstocks abfällt. Man könnte diese oberen Räume (gewöhnlich ist es nur einer) als eine Art Pavillon auf dem Dach bezeichnen, wenn dieser Ausdruck nicht geeignet wäre, viel zu ausschweifende Vorstellungen von der Bauart des Ganzen zu erwecken. Vom Hof des Hauses klettert man auf einer sehr defekten und halsbrechenden Leiter aufs Dach. Dort spielt sich in der guten Jahreszeit das häusliche Leben ab. Dieselbe Bauart geht durch den ganzen Orient: der „Pavillon" hier oben ist dasselbe, was in der Bibel nach Luthers Übersetzung so häufig als „Obergemach" oder „Söller" bezeichnet wird. Außer ihm befand sich noch ein anderer, ebenso notwendiger wie merkwürdiger Ort auf unserm Dache: eine Art kreisrunde Hürde, ziemlich durchsichtig aus trockenem Reisig geflochten, an einer Seite offen. Drinnen lagen zwei flache Steine und zwischen ihnen gähnte ein schwarzes, handgroßes Loch im Boden, unter dem, wie es schien, der Pferdestall sich befand. Nach diesem System ist die Örtlichkeit, soweit meine Erfahrung reicht, vom Hindukusch bis zum Libanon eingerichtet, sogar in den Waggons der Eisenbahnen im Orient. Probatum est!

Heute früh wurde lange geschlafen, d. h. bis sechs Uhr. Als ich aus unserm Gemach aufs Dach hinaustrat, saß auf ihm bereits eine große Gesellschaft: unsere Soldaten, zahlreiche Honoratioren von Tschewlik und, mit wichtiger Miene erzählend, unter ihnen Madat. Kaum hatte Klara sich angezogen und Madat die Decken und Kissen vom Erdboden hinweggeräumt, so erschien der Kaimakam, sich nach unserem Befinden zu erkundigen. Ihm folgten Männlein auf Männlein, diejenigen Bewohner Tschewliks, denen ihr Stand einen Besuch bei uns erlaubte. Es ist türkische Höflichkeit, wenn eine Person von Stand an einen Ort kommt, ihr seine Aufwartung zu machen; das geschieht, indem die Leute schweigend eintreten, schweigend grüßen und sich ebenso schweigend, mit untergeschlagenen Beinen, in zwei Reihen vom oberen Ende des Zimmers, wo der Diwan sich befindet, bis zur Tür niedersetzen. Unter den Gästen war diesmal eine uns sehr interessante Persönlichkeit: ein Jüs-Baschi (Befehlshaber über hundert, entsprechend unserm Hauptmann). Dieser Offizier ist neben dem Zivilgouverneur von Ardschisch am See von Wan der vornehmste und feinste Türke, den wir kennen gelernt haben. In Uniform, Haltung und Benehmen kann kein preußischer Offizier einen schneidigeren und nobleren Eindruck machen. Hauptmann Hamdi lud uns zu Tisch ein, aber der Kaimakam wollte, da wir seine Gäste seien, nicht darauf verzichten, uns zu bewirten. Wir einigten uns auf einen Kaffeebesuch am Nachmittag beim Hauptmann.

Als wir anlangten, präsentierte ein Doppelposten unter einem Tschausch (Unteroffizier) mit kolossaler Schneidigkeit und Präzision, und unser Wirt

geleitete uns in ein hübsch eingerichtetes Zimmer. Gleich darauf kam Kaffee, Tee und Zigaretten, und unter Madats Vermittlung haben wir darauf eine der interessantesten Unterhaltungen geführt, die sich in der Türkei für uns bisher geboten hat.

Rein äußerlich ist mir zunächst interessant, daß ein Türke in so vollendeter Weise den Typus des preußischen Offiziers darstellen kann. Der englische „gentleman" und der preußische Offizier sind bekanntlich die beiden vollkommensten modernen Ausprägungen der formalen Korrektheit und gesellschaftlichen Unanfechtbarkeit, aber sie sind beide das Produkt einer viele Generationen langen Entwicklung, einer über ein Jahrhundert alten Tradition. Wie kommt der türkische Hauptmann dazu? Die Frage aufwerfen heißt im Grunde nichts anderes, als das Problem der ethnologischen Zusammensetzung des heutigen „türkischen" Volkes berühren. Wer in der Türkei reist, und besonders wer dabei sein Augenmerk auf das Militär und die Beamten richtet als auf diejenigen beiden Kategorien der Bevölkerung, die sich, zum Teil wenigstens, nicht aus der nächsten Umgebung der Ortschaften selbst, sondern aus dem ganzen Reich rekrutieren, der wird die Beobachtung machen, daß die eigentlich, d. h. im ethnologischen Sinne türkischen Gesichter recht selten sind. Die seldschukischen und osmanischen Türken, die vom 11. bis zum 15. Jahrhundert die Herrschaft über das westliche Vorderasien gewannen, gehören ursprünglich zu einer nach Sprache und körperlichen Merkmalen scharf gekennzeichneten Völkerfamilie, deren Typus man in ganz Mittel- und Westasien deutlich erkennt: die Kirgisen, die Turkmenen und die in Rußland, im Kaukasus und in Persien sogenannten „Tataren" sind gegenwärtig ihre bezeichnendsten Vertreter. Auf den ersten Blick erkennt man ihre zwar nicht direkt mongolischen, aber doch mit einem gewissen Anklang daran behafteten Gesichtszüge, und ihre Sprache ist über weite Länderstrecken hin von so außerordentlicher Verwandtschaft, daß man einen Tataren von Aserbeidschan (Westpersien) sowohl in Kaschgar im chinesischen Ostturkestan als auch in Adrianopel, auf dem Pamir so gut wie in Orenburg und der Krim in kurzem als Dolmetscher verwenden kann.

Diese türkische Sprache nun ist in Kleinasien herrschend geworden. Die Kurden allerdings, die eine indogermanische Sprache reden, verstehen in den entlegenen Gebieten, wie wir oft erprobt haben, noch gar kein Türkisch; die Armenier reden untereinander im eigentlichen Armenien durchweg ihre Muttersprache, können aber meist auch Türkisch — westlich dagegen von einer Linie, die Tarsus in Cilicien mit Trapezunt verbindet, ist das Türkische bis nahe an das Ägäische Meer heran die einzig verstandene und gebrauchte Volkssprache. Auch die Armenier und Griechen im Innern der kleinasiatischen Halbinsel kennen zwar noch ihre Muttersprache, brauchen sie

aber wenig. Trotzdem wäre es ein großer Fehler, die 6 oder 7 Millionen Türkisch redender Anatolier für richtige Osmanen zu halten, vielmehr sind die einstigen Eroberer dem Blute nach von den früheren Bewohnern der Halbinsel aufgesogen worden. Die einbrechenden Türken waren an Zahl gering, und schon in der nächsten Generation nach der Eroberung einer Landschaft mußte die rücksichtslose und massenhafte Heranziehung des einheimischen weiblichen Elements durch die Barbaren zur Fortpflanzung den Erfolg haben, daß eine Mischrasse entstand. Nach einigen Menschenaltern waren die Fremden physisch assimiliert, und am letzten Ende ist der Erfolg kaum ein anderer gewesen als der, daß die Nachkommen der alten Cilicier, Kappadocier, Galater, Phrygier und Pisidier jetzt Türkisch sprechen und an den Koran glauben, statt in ihren alten Idiomen zur Kybele und zu der großen Göttin von Komana oder auf griechisch zur Theotokos (Gottesgebärerin) zu beten.

Ich will nach dieser Abschweifung wieder zu unserm Freunde, Hauptmann Hamdi, zurückkehren. Von altosmanischem Blut fließt in ihm sicher nicht viel mehr als in uns beiden, und wenn er zu seinem knappen, der deutschen Uniform nachgebildeten Waffenrock mit roten Aufschlägen und den tadellos engen Beinkleidern nicht den türkischen Fes trüge, so würde er seiner ganzen äußeren Erscheinung nach in keiner europäischen oder selbst germanischen Umgebung auffallen. Er hat in Konstantinopel auf der Kriegsschule des Sultans studiert, hat dort deutsche Lehrer gehabt und hängt mit Begeisterung an von der Goltz-Pascha. Auf einem Tischchen lag ein türkisches Buch mit guten Illustrationen über den eben beendeten Krieg mit Griechenland. Die Mannigfaltigkeit der Methoden, auf die Hellas' Söhne glorreich zurückwichen, war sehr scherzhaft dargestellt, und unser Wirt versicherte, daß unser, d. h. der deutschen Instruktoren Verdienst darin nach Gebühr gelobt werde.

Hamdi Beys Familie war noch in Wan, von wo er selber erst kürzlich hierher versetzt ist. Er konnte etwas Französisch und erzählte, daß er seine guten Möbel der Schwierigkeit des Transports halber nicht habe mitbringen können. Trotzdem sah es in seinem Zimmer so nett aus, wie in dieser Einöde nur möglich, und viele Kleinigkeiten zeigten den persönlichen Sinn des Offiziers für allerlei — den Umständen nach — geschmackvollen Zierat. Seine Begeisterung für die Deutschen, den deutschen Kaiser und die deutsche Freundschaft war grenzenlos (NB. mit der Spitze gegen Rußland und England!), und als er hörte, daß wir zum Kaiserbesuch nach Jerusalem gehen wollen, sprang er auf, holte ein silbernes Schmuckstück für Klara und eine silberne Reitpeitsche von Waner Arbeit für mich als Geschenk herbei und überreichte uns beides mit den Worten: „Für meine Person, für meinen



Dorf in den Vorbergen des Taurus.

Herrscher und mein Volk verdanke ich den Deutschen so viel, daß ich glücklich bin, Euch als Deutschen diese kleine Aufmerksamkeit zu erweisen.“ Beim Abschied erneutes Präsentieren; das Klappen der Griffe und der „hörbare Ruck“ des „Zusammenreißens“ bei den Soldaten waren einfach großartig. Nun, lieber Leser, dieses Stück von Tschewlik ist lang geworden, wo ich die nächsten Zeilen schreiben werde, weiß ich noch nicht.

Zoka, den 7. September, abends.

Schneller als ich dachte — schon nach vier Stunden — haben wir Quartier gemacht. Von hier bis Palu, der nächsten Stadt, sind noch zehn Stunden, aber es ist zu spät am Tage, um heute noch die berüchtigte und „sehr gefährliche“ Gegend bis zur nächsten Ortschaft zu durchreiten. Schon in Tschewlik hat man uns eine stärkere Eskorte angeboten, „der Räuber wegen, die es hier gibt“, aber ich bin allmählich sehr ungläubig gegen diese Räuber geworden, die jedermann hier im Munde führt, von denen ich aber noch keine Spur gesehen habe. Ich bestand daher darauf, mit nur drei Mann Begleitung weiter zu reiten — schon meiner Kasse wegen, denn ich muß die Leute verpflegen und belohnen. Wir sind hier in einem auffallend hübschen, ganz von Kurden bewohnten Gebirgsdorfe einquartiert, in dem es große Mengen wilder Apfelbäume gibt. Die kleine herbe Frucht liegt massenhaft in den Häusern aufgeschüttet — manche Äpfelchen schmecken ganz gut, und unser kurdischer Wirt weiß sehr sicher die schon genießbaren aus dem Haufen, der zum Winter aufbewahrt wird, herauszusuchen. Geschlafen wird hier in einer aus grünen Eichenzweigen geflochtenen Laube, die sich wie eine Veranda an der Hauswand entlang zieht und der Sommerhitze wegen von den Leuten angelegt ist. Da die Häuser eine kleine Berglehne

hinauf gebaut sind, so tritt man nach einer Seite hin aus der Haustüre auf das Dach der abwärts angelegten Stallungen und Vorratsräume, und wir müssen uns sehr in acht nehmen, nicht durch eine der vielen Öffnungen hinabzustürzen. Unser Wirt erwartet für morgen hohen Besuch — ein Pascha soll durchkommen — und hat sich daher eine von unseren Stearinkerzen als Geschenk ausgebeten. Eben kommt Madat schmunzelnd und erzählt, er habe unten eine sehr hübsche junge Frau gefunden, ob wir sie nicht sehen kommen wollten? . . .

Madat muß schlecht gesehen haben, — ich habe von Schönheit nichts entdeckt! Dafür zeigten uns die Töchter des Hauses ihre „Küche" in den unteren Räumen. Ein großer Kupferkessel stand auf dem üblichen Dungfeuer und in ihm wurde Milch mit Weizen gekocht, ein gutes Essen! Unsere Soldaten schwelgen hier, denn ich habe ihnen ein Schaf bewilligt. Als sie das Tier ausgesucht hatten, holten sie mich zur Begutachtung; ich war unklug genug, statt mißvergnügt über die schlechte Qualität den Kopf zu schütteln, beifällig dem feisten Hammel zuzunicken. Sofort steigerte der Besitzer den Preis von 20 auf 25 Piaster, und nur mit Mühe konnten die Leute jetzt noch 4 Piaster wieder herunterhandeln. Der Tschausch sah mich ob dieser Unerfahrenheit mitleidig an und Madat hielt mir danach eben ein freundschaftliches Privatissimum. Also eine Dummheit für einen Piaster! Übrigens sind noch nicht ganz vier Mark für einen guten Hammel ja auch noch kein Preis, bei dem man ruiniert wird.

Goiga, den 8. September.

Von der Mittagsrast ein paar Zeilen. Wir sind jetzt endlich aus dem menschenarmen Berglande heraus. Heute vormittag war die Sache wirklich etwas ungemütlich. Mehmed Tschausch, eine grundbrave, ehrliche Haut, kam unterwegs herangeritten und zeigte auf einige Gräber am Wege: „Räuber, Herr, Räuber!" flüsterte er und klopfte dabei auf sein Gewehr und seinen Patronengürtel. Allmählich lernt man einige Worte Türkisch und ich verstand, daß er sagen wollte: Hier liegen von Räubern Getötete begraben, aber wir werden Euch verteidigen, wenns not tut. Heute schloß sich uns ein Kaufmann aus Tschewlik an, der nach Palu will; er hat zu spät von uns erfahren und ist uns abends nach Zoka nachgeritten, um von unserer Eskorte zu profitieren. Der Weg bis hierher war abscheulich; eine Steinwüste schlimmster Art, einsam und öde wie am ersten Schöpfungstage, dehnte sich Stunden um Stunden aus. Auf dem nichtswürdigen, schlechten Pfade stürzten selbst unsere braven Tiere mehrmals, zum Glück ohne Schaden für sie und uns. Passiert hier ein Überfall, so ist an kein Entkommen zu denken; darum sollen die Banditen diese Gegend auch bevorzugen. An

mehreren Stellen ritten wir an den fatalen Gräbern meuchlings hier Erschlagener vorüber und die Soldaten hatten ihre Hinterlader stets schußfertig vor sich quer über den Sattel gelegt. Madat erzählte eine Räubergeschichte nach der anderen und der Tschausch bat, für alle Fälle dicht beisammen zu bleiben. Endlich nach fünf Stunden begann der Abstieg von dem unwirtlichen wüsten Hochlande, auf das wir gestern unmittelbar hinter Tschewlik schon wieder hinauf mußten. Bis hierher sind wir fast sieben Stunden in einer Tour geritten und über Mittag gut aufgehoben. Jetzt sollen wieder lauter armenische Dörfer kommen, und zwar bis Charput hin, das mit seinen Nebenstädten die größte Ortschaft im ganzen Südarmenien und Kurdistan sein soll.

Palu, den 9. September.

Das war großartig, überwältigend! Ein solches Landschaftsbild habe ich noch nie gesehen! Wir ritten gestern von Goiga an wieder durch angebautes fruchtbares Land und kamen durch eine Anzahl einst reicher und blühender, jetzt furchtbar verwüsteter und ausgemordeter Armenierdörfer.

Gegen Abend tauchte nahe vor uns eine hohe, dunkle und steile Felskuppe auf. „Dort an dem Berge liegt Palu!" rief Mehmed Tschausch freundlich lachend. Eben hatte er Madat erzählt, wie reich die Gegend vor der Armeniermetzelei gewesen war, und der andere Saptieh, der daneben ritt, hatte ihm auf kurdisch Vorwürfe gemacht: „Warum erzählst Du das den Fremden, wozu brauchen sie das zu wissen!" — wie Madat mir später sagte. Der Berg kam immer näher, wie es schien unmittelbar aus einer welligen Ebene aufsteigend, aber von einer Stadt war nichts zu entdecken. Plötzlich standen wir am Rande eines steilen Abgrundes und sahen in einen tiefen breiten Spalt hinab, von dessen Grunde das helle Band eines großen Flusses heraufblinkte: das war die Schlucht des Euphrat! Aus ihrer Tiefe erhob sich der mächtige Basaltfelsen wie ein Turm, von allen Seiten frei dastehend, mit senkrecht abstürzenden Wänden, und es war nur seine oberste Spitze gewesen, die wir schon seit einer Stunde gesehen hatten, ohne eine Ahnung von der gewaltigen Kluft zu haben, der wir uns näherten. Eine wellenförmige Faltung des Terrains hatte uns bis zum letzten Augenblick den wahren Sachverhalt verborgen.

Ich muß wohl von vornherein darauf verzichten, auch nur annähernd den wunderbaren Anblick zu schildern, der sich uns nun vom oberen Rande der Stromschlucht aus und während des Hinabreitens zu der Stadt auf ihrem Grunde darbot. Das erste, was den Blick beherrschte, war drüben der märchenhaft prachtvolle Aufbau der imposanten Tauruskketten. Die untergehende Sonne schien voll in die tiefe Felsenkluft hinein und ließ das

buntfarbige Gestein der Wände in wahren Regenbogenfarben leuchten. Vom tiefen Grunde herauf glitzerte der Euphrat, über den sich eine lange steinerne Brücke, auf schönen Spitzbogen ruhend, spannte. Vom Strome aufsteigend erfüllte die graue Häusermasse einer großen Stadt den Talboden und strebte am Fuß des steilen Abhanges unter uns aufwärts, doch sah man vorerst nur einen Teil von ihr; die Fortsetzung barg sich auf der anderen Seite des mächtigen dunkelbraunen Felsens. Wie die Stufen eines Amphitheaters für Giganten stiegen die Ketten des Hochgebirges hart gegenüber auf. Die unterste erhob sich vom Boden der Euphratschlucht bis zu einer unsern diesseitigen Talrand nur wenig überragenden Höhe; dann aber baute sich dahinter ein Riesenwall nach dem anderen bis zur Alpenhöhe gen Himmel, so daß immer der Kamm des nächstfolgenden über dem vorderen sichtbar ward. Das ganze Gebirge starrte von schroffen Zacken, Graten und Klippen; in furchtbarer Steilheit türmten sich die Felswände übereinander — und alles glühte, von den letzten vollen Sonnenstrahlen übergossen, in roten, violetten, blauen, purpurnen und braunen Tinten zum durchsichtigen blauen, im Westen ins Rosenfarbene übergehenden Firmament empor.

Hier in der Euphratschlucht von Palu müßte ein geschulter Geologe sein! In wissenschaftlich geographischer Beziehung ist diese Gegend, wenigstens unter moderneren Gesichtspunkten, noch so gut wie undurchforscht. Die ungeheure Kluft mit den zahlreichen, von allen Seiten in sie einmündenden, tief aus dem Innern der Tauruskettten hervorkommenden Seitenschluchten bildet offenbar einen geologischen Aufschluß ersten Ranges.

Durch das Stromtor von Palu führt die südliche der beiden, Hocharmenien parallel durchziehenden Heeres- und Völkerstraßen nach Westen auf die Hochebenen des östlichen Anatolien hinaus. Palu ist auch der äußerste Punkt, den die Kreuzfahrer, von Westen herkommend, zeitweilig innehatten. Jocelyn von Courtenay, Graf von Edessa, hatte mit Hilfe der christlichen eingeborenen Fürsten von Kleinarmenien die Stadt und das feste Kastell auf dem großen Felsen über dem Euphrat erobert. Allerdings vermochte er den Platz nicht gegen den seldschukischen Emir Balak zu halten. Schon im Jahre der Einnahme durch die Franken 1122 bemächtigten sich die Muhammedaner der Festung wieder. Wahrscheinlich trug der Fels von Palu auch jenes Kastell Kitharizon, das hier die äußerste Grenzburg des rhomäischen Reiches gegen die Sassaniden bildete. Es ist ein merkwürdiges Gefühl: von Osten kommend auf den äußersten historischen Vorposten des Abendlandes im Orient zu stoßen. Bis hierher hat Justinian geboten, der Bezwinger des Gotenstammes und der Schöpfer der Pandekten. Fast will es mir scheinen, als ob die bunten Felsen über mir und die grünen Wirbel des Euphrat in der Tiefe mich schon um ein weniges vertrauter

ansehen, als das Schneehaupt des Ararat, die zerrissenen Flanken des Nimrud-Dagh und der blaue See der Semiramis auf dem Hochplateau von Wan.

Es war kein Zufall, daß sowohl die Byzantiner als auch die Kreuzfahrer darnach gestrebt haben, Palu zu besitzen, und man tut dem edessenischen Fürsten unrecht, wenn man in seinem Vorstoß bis hierher nichts weiter als ein, wenn auch kühnes, so doch in der Hauptsache bloß abenteuerndes Unternehmen erblickt. Diejenige Macht, die den Paß von Palu in fester Hand hält, sperrt damit an der entscheidenden Stelle die bequemste und beste Verbindung zwischen Südkleinasien und Westmesopotamien auf der einen, allen weiter ostwärts gelegenen Gegenden auf der anderen Seite. Hocharmenien ist im besonderen Sinne ein Durchzugsland für alle von Osten herankommenden Völkerbewegungen. Diese Rolle hat es, soweit unsere historischen Kenntnisse zurückreichen, zum erstenmal in der Zeit der sog. Kimmerierzüge gespielt, als gewaltige arische Völkerschwärme aus Westasien über die anatolische Halbinsel und ihre Nachbargebiete im Verlauf des siebenten Jahrhunderts v. Chr. hereinbrachen. Darnach sind alle die Völkerstürme, die, aus Innerasien kommend, zuerst ihren Weg über das iranische Plateau nahmen, hier durchgeflutet: die Seldschuken, die Mongolen, die Osmanen. Keines dieser Völker hat sich in Armenien niedergelassen; dazu lockten seine rauhen Hochtäler und seine im ganzen kärgliche Natur zu wenig. Aber sie sind hindurchgestürmt, um die reicheren Gebiete im Westen zu erreichen. Sowohl die Seldschuken als auch die Osmanen haben ihre ersten dauernden Niederlassungsplätze weit westlich, nahe dem Gebiet des Mittelmeeres gefunden, und von dort aus ist dann der Osten Kleinasiens in verhältnismäßig langsam rückwärtsgreifender Arbeit islamisiert und osmanisiert worden; bis nach Hocharmenien ist diese Arbeit überhaupt nicht mehr vorgedrungen, zum mindesten nicht auf das flache Land. Nur die Städte haben überall eine relativ starke türkisch-muhammedanische Bevölkerung erhalten.

Von größter Wichtigkeit war es aber stets für alle im westlichen Vorderasien interessierten Mächte, Armenien als Passageland und in ihm wiederum diejenigen Punkte zu besitzen, welche die beiden großen Durchgangsstraßen beherrschen. Die nördliche Straße kommt aus Persien und geht über den großen Handels- und Verkehrsplatz Täbris, ferner über Choi und das türkisch-persische Grenzgebirge in der Nähe von Bajasid und das auch von uns auf dieser Reise berührte Diadin nach Erserum an den Quellen des sog. westlichen Euphrat oder Kara-Su. Erserum ist auf dieser Route derjenige Platz, der die Straße an der entscheidenden Stelle beherrscht. Aus diesem Grunde bestand die römische Politik bei der Teilung Armeniens am Ende des vierten Jahrhunderts zwischen Rom und Persien auch darauf, daß die

Stadt (damals hieß sie Theodosiopolis) römisch blieb. Erserum — in Wahrheit das Bollwerk und der Schlüssel von „Rum", wie in der Sprache des Orients noch heute die gesamten westlichen, nach dem Mittelmeerbecken hin gravitierenden Länder heißen — war damals und ist noch heutigentages der Schlüsselpunkt für den Besitz von Anatolien. Diejenige Macht, die heute von Osten her auf die Grenze der Halbinsel drückt, ist Rußland. Ob und mit welcher Schnelligkeit die Russen in einem etwa kommenden russisch-türkischen Kriege sich in den Besitz von Erserum setzen können, das wird über den ersten und vermutlich wichtigsten Teil jenes zukünftigen Feldzuges entscheiden.

Nicht von derselben Bedeutung wie die nördliche, aber immerhin gleichfalls von großer Wichtigkeit ist die zweite, das armenische Hochland nahe seinem Südrande durchziehende Längsstraße. Sie übersteigt das Scheidegebirge zwischen Persien und der Türkei genau ostwärts von Wan, geht über Wan längs dem Südufer des Sees am Abhang des Nimrud-Dagh entlang, durchzieht das Becken von Musch, die Ebene von Tschabaktschur und windet sich dann durch die von dem Kastell Palu beherrschte Euphratkluft. Wer die Kraft besaß, diese hier zu schließen, brauchte keine Sorge vor Angreifern zu haben, die auf die Benutzung der südarmenischen Straße angewiesen waren. Aus diesem Grunde erklärt sich der Vorstoß der Kreuzfahrer hierher. Wäre ihre Macht groß genug gewesen, einen solchen weit vorgeschobenen Platz zu behaupten und die rückwärtigen Verbindungslinien bis zu den Grenzen des Fürstentums Urfa-Edessa zu sichern, so wäre die militärisch-politische Lage der fränkischen Staaten in Nordsyrien und Westmesopotamien eine wesentlich bessere geworden; es hätte größere Aussicht bestanden, sich gegen die stets nachdrängende Macht der Seldschuken zu behaupten.

In einem Punkt hat mir diese Reise durch das türkische Armenien vom Ararat bis Palu übrigens schon eine wesentliche Korrektur meiner bisherigen Vorstellungen gebracht. Ich sehe deutlich, wie verhältnismäßig groß für Armenien und die Armenier die Bedeutung der Araxesebene und ihrer Nachbarlandschaften, sowie des weiten Beckens von Wan im Vergleich zu den übrigen Teilen des Landes gewesen ist. Die ganze Summe aller übrigen anbaufähigen Talebenen, von Musch, Tschabaktschur, Charput, das uns noch bevorsteht, am oberen Lauf der beiden Euphratquellflüsse und sonst zwischen den Gebirgsketten Hocharmeniens, reicht in Bezug auf die Möglichkeit, wirkliche Volksmassen zu ernähren, kaum an jene beiden zuerst genannten Landstriche heran. Jedenfalls sind sie allein geeignet, den Kern zu wirklichen Staatenbildungen abzugeben. Die übrigen Hochtäler und kleineren geschlossenen Ebenen könnten zusammengenommen freilich auch eine durchaus

nicht ganz unbedeutende Volkszahl ernähren — aber staatlich müssen sie immer zu den größeren Verdichtungszentren hin gravitieren.

Diese eigentümliche Bodengestaltung Armeniens bedingt auch seine geringe militärische Widerstandskraft als Staat gegenüber den im Laufe der Geschichte von Osten und Westen her erfolgten Angriffen. Das Land ist zu sehr in höchst mangelhaft miteinander verbundene Bevölkerungsgebiete zerschnitten, als daß ein einheitliches militärisches Aufgebot jedesmal an dem stärkst gefährdeten Punkt zur Stelle sein könnte. Zwischen den drei Längsachsen, an denen entlang die Hauptmasse der Nation, die zahlreichsten Städte und die meisten festen Plätze sich zusammendrängen: dem Araxes im Norden, den Linien Bajasid-Erserum-Ersingian in der Mitte und Wan-Palu-Charput im Süden besteht die denkbar mangelhafteste Kommunikation, während jedes einzelne der drei Gebiete sowohl von Osten als auch von Westen her verhältnismäßig leicht zu erreichen ist.

In Palu ist unter den Armeniern fürchterlich gemordet worden; überhaupt sieht das ganze Land wieder aus, als ob die Kriegsfurie darüber hingejagt wäre. Das Gebirgsland zwischen Surp-Karapet und Goiga ist fast nur von Kurden bewohnt, soweit es nicht überhaupt menschenleer ist, aber vier Stunden vor Palu fängt verhältnismäßig ebenes Terrain an, und dies Gebiet ist bis zu den Metzeleien dicht bewohnt und gut angebaut gewesen. Jetzt reitet man durch lauter Ruinen, und es war vergebliche Mühe, als einer unserer Saptiehs unaufgefordert bemerkte, die Dörfer schienen nur deshalb so verlassen, weil die Leute auf der Feldarbeit seien. Man sah an allem, daß die halbzerstörten Gehöfte seit lange unbewohnt dastanden. Hin und her ein paar zerlumpte Menschen unter eingestürzten Dächern — und das in einer Gegend, wo nach Bewässerung, Fruchtbarkeit und Klima zweihundert Seelen auf dem Geviertkilometer existieren könnten! Ist es denn wirklich denkbar, daß man in Konstantinopel bei gesunden Sinnen dieses wahnsinnige Abschlachten und Ausrauben der eigenen Untertanen befohlen hat? Wenn wir wirklich des Sultans beste Freunde sind, wie ich hier wieder von dem prächtigen Weißbart, der Kaimakam von Palu ist, unzählige Male höre, so müßten unsere Diplomaten in Stambul wirklich ein Wort der Aufklärung über das Geschehene und die unausbleiblichen Folgen wagen. Ich habe einen edlen und gebildeten Türken kennen gelernt, der mit trauriger Miene bestätigte, daß alles auf direkten Befehl von oben geschehen sei: „Es ist ein Unglück, ein großes Unglück für das Land! Gott wird solche Grausamkeit strafen — hier in der Stadt haben sie einen reichen Armenier auf der Straße geschlachtet, am Metzgerhaken aufgehängt und das Fleisch pfundweise als Hundefutter verkauft!"

In Palu ist auch Moltke als Hauptmann in türkischen Diensten ge-

wesen; hier ließ er ein großes Floß aus Hammelschläuchen bauen und fuhr damit den wilden Euphrat, über dreihundert Stromschnellen hinweg, abwärts bis Samosata, oberhalb Biredschik, um zu erproben, ob sich Munition und Proviant für die türkische Operationsarmee im Lager bei Biredschik zu Wasser hinabschaffen ließe.

Am Euphrat, den 10. September morgens.

Gestern mittag verließen wir Palu unter Geleit des Stadtkommandanten, eines graubärtigen, wetterharten Haudegens, der sich vom gemeinen Soldaten bis zum Bim-Baschi (Major) aufgedient hat. Der Alte ritt auf einem prachtvollen Pferde; eine halbe Stunde vor der Stadt nahmen wir Abschied.



Stromfähre.

Das Armenierelend dauert ununterbrochen fort. Beim Abreiten aus Palu wollte uns ein Haufe armenischer Witwen zurückhalten. Sie streckten uns ihre halbverhungerten Kinder entgegen: „Nehmt sie mit, nehmt sie mit, der Winter kommt und wir haben kein Brot! Bringt sie doch nach Charput ins Waisenhaus!" Was helfen da ein paar Silbermünzen!

Gestern abend gelangten wir in ein Armenierdorf, eine halbe Stunde vor der Euphratfähre. Es war natürlich völlig ausgeplündert. Im abendlichen Dämmerlicht besahen wir uns die verwüstete Kirche: die armen Leute machen sich jetzt eben daran, sie wieder für den Gottesdienst herzurichten. Dort haben wir unsere letzte Konservenbüchse geöffnet: Kalbsgoulasch! Heute abend sollen wir ja in Charput sein, das an der großen Bagdadstraße liegt, wo die meisten europäischen Waren zu haben sind. Der Dorfpriester und der Hauswirt tranken mit uns auf dem Dache unseren Tee; hernach bat der Pfarrer sich einige Stückchen Zucker aus. Seit dem Massaker sind die Leute hier so verarmt, daß sie keinen Zucker mehr gesehen haben.

Heute früh hat Madat zum ersten Male unterwegs Kaffee gekocht. Ich hatte in Palu auf dem Basar eine Kleinigkeit gekauft; wir wollten es in der

Kasserole probieren, und siehe da, es ist vorzüglich gegangen. Das Kaffeepulver wird ins Wasser geschüttet und aufgekocht wie Suppe. Jetzt sitzen wir am Ufer des Euphrat und warten auf die Fähre, die jenseits liegt. Eben setzt sich der plumpe Kasten zu uns her in Bewegung. Jetzt sind wir schon zum vierten Male am Euphrat, und jedesmal hat er anders ausgesehen. Bei Diadin ein kristallener Bach zwischen Lavaufern, bei Surp-Karapet ein trüber Fluß mit flachem Strande, bei Palu ein wirbelndes graugrünes Gewässer auf dem Grunde einer abgrundtiefen Schlucht, und hier ein stattlicher schneller Strom mit einem sanft geböschten und einem steilen Klippenufer. Unendliche Mengen von Kieselgeröll sind über die ganze Talsohle ausgeschüttet. Zur Hochwasserzeit muß der Fluß ganze Gebirge von Schutt auf seinem Grunde zu Tal wälzen. Wenn der Sommer kommt, bleiben Hunderttausende von Kubikmetern Rollsteine liegen, aber Millionen sind im Frühling und Frühsommer, zu immer feinerem Grus zerrieben, jahraus jahrein hinabgeführt und haben dort die babylonische Alluvialebene aufgebaut, aus deren weichem Material schon viertausend Jahre vor Christi Geburt die Priesterkönige in Sumir und Akkad ihre Tempel bauten. Nun, die Fähre ist da und die Tiere samt den Leuten sind schon placiert; wir müssen nun auch hinunter. Wo ich den Euphrat wohl das nächste Mal wiedersehe? Es schreibt sich so hübsch, dies kurze Datum — „am Euphrat!“

Sechstes Kapitel.

Zwischen Euphrat und Halys.

Meséreh bei Charput, den 10. September.

Heute nachmittag haben wir Meséreh, die Zwillingsstadt des alten, hoch oben auf den Felsen thronenden Karkathiokerta erreicht, das heute Charput heißt. Meséreh liegt in Grün gebettet in einer weiten, fruchtbaren Ebene und ist die offizielle Hauptstadt des Wilajets Mamuret-ul-Asis, in dem wir uns nun befinden. Hier ist ein großes, von Deutschen geleitetes Waisenhaus für armenische Kinder, die bei den Metzeleien ihre Ernährer verloren haben. Wir wohnen bei dem deutschen Leiter der Station, einem einstigen schwäbischen Volksschullehrer. Wie wohl das tut, wieder bei Landsleuten zu sein! Hier bleiben wir längere Zeit. Wir wollen zunächst einmal gründlich ausruhen, dann aber mit Muße uns über verschiedene armenische und sonstige türkisch-nationale Probleme unterrichten. Hier ist der rechte Ort dazu, denn Charput ist seit vielen Jahrzehnten das Zentrum der amerikanischen Mission unter den Armeniern, mit einem großen und alten amerikanisch-armenischen College. Hier geht die große Reichsstraße von Samsun am Schwarzen Meer nach Bagdad vorüber: Samsun, Siwas, Malatia, Charput, Diarbekir sind ihre Hauptstationen. Von hier an kann Wagengefährt nach verschiedenen Richtungen benutzt werden. Welche Route ich von hier einschlage, weiß ich noch nicht, vermag auch noch nicht einmal zu sagen, ob wir über Siwas-Cäsarea und die cilicischen Tauruspässe oder über Malatia und den Antitaurus die Küsten des Mittelmeeres erreichen werden.

Bei Charput fängt schon das Übergangsgebiet zwischen Europa und dem ferneren Orient, die eigentliche anatolische Halbinsel, an. Wahrscheinlich kommt jetzt eine lange — vielleicht auch langweilige Wagentour, und ich glaube, die Sehnsucht nach der frischen, frohen Reiterei wird bald genug sich wieder einstellen. Schön waren diese Wochen, trotz aller Strapazen, trotz Hitze, Hunger und Durst! Wir ritten frei durch die Berge, fern von aller Kultur, fern aber auch von allem Alltäglichen, fern aller Spießbürgerei und Pedanterie. Ach Gott, wie tat das wohl!

Charput-Mesereh, den 11.—13. September.

Wir sind nun am Rande des ursprünglichen altarmenischen Gebietes angelangt und ich will versuchen, jetzt, wo ich den größeren Teil von „Armenien" selbst gesehen habe, eine gewisse zusammenhängende Rechenschaft über eine Reihe von grundlegenden Eindrücken und Erfahrungen aus diesen Wochen zu geben, wie sie sich mir in Verbindung mit einigen bereits bekannten Details der armenischen Frage darstellen. Vor allem ist es wichtig, zu wissen, wieviel Armenier es denn eigentlich gibt. Allerdings gehört es zu den schwierigsten Aufgaben der ethnographischen Statistik, über die christliche, speziell armenisch-christliche Bevölkerung des türkischen Reiches einigermaßen der Wirklichkeit nahekommende Daten festzustellen. Was darüber an Berechnungen existiert, hat im letzten Grunde doch irgendwie die offiziellen türkischen Angaben als Basis genommen; selbst die Angaben des armenischen Patriarchats in Konstantinopel, die sich annähernd mit den amtlichen Ziffern decken, müssen sich selbstverständlich, da der Patriarch und seine Beamten türkische Untertanen sind, dem offiziellen Schematismus anbequemen.

Die eine Grundlage der bisherigen Armenierstatistik bilden die Listen derjenigen jungen Leute, die als Christen (solche unterliegen in der Türkei der Wehrpflicht nicht) die Militärloskaufsteuer zu zahlen haben. Angenommen, man könnte auf diese Weise zu einer sicheren Kenntnis darüber gelangen, wieviel männliche Armenier im gestellungspflichtigen Alter es wirklich gibt, so ließe sich in der Tat eine annähernde Berechnung der Volkszahl daraus herleiten. Tatsächlich sind die Wehrsteuerlisten ganz unzuverlässig; denn für jeden wehrpflichtigen Christen oder Armenier, der in der Liste nicht steht, brauchen die Steuerbeamten das Loskaufsgeld, das sie von ihm erhalten haben, natürlich auch nicht an die Staatskasse abzuliefern. Wie hoch der Prozentsatz der auf diese Weise Unterschlagenen ist, läßt sich mit irgendwelcher Wahrscheinlichkeit nicht sagen; es kann ebensogut ein Viertel sein, wie die Hälfte oder mehr.

Die zweite Berechnungsmethode geht aus von der Zählung der armenischen Dörfer und Häuser in den jeweiligen Steuerbezirken, zwecks Erhebung der Grund- und sonstigen Abgaben. Auch diese Grundlage ist aber nicht geeignet, um die Kopfzahl festzustellen. Gezählt und besteuert wird nach Höfen bezw. Wirtschaftseinheiten; die bedeuten aber unter Armeniern in praxi etwas anderes, als bei den Muhammedanern. Wenn es heißt, dieses Dorf oder dieses Kasa bezw. Sandschak (Kreis und Reg.-Bezirk) habe ein Drittel armenische und zwei Drittel türkische Häuser, so gibt diese Angabe allein für sich ein ganz falsches Bild. Bei den Armeniern, namentlich

in den Dörfern, herrscht noch das alte patriarchalische System, daß die verheirateten Söhne, und selbst noch entferntere Anverwandte, in der Wirtschaft des Vaters verbleiben, und zwar in der Regel auch unter demselben Dach. Der Reisende kann es z. B. erleben, daß vier Wiegen in solch einer großen Bauernbehausung stehen, von vier verschiedenen Müttern, die samt ihren Männern und Sprößlingen zu derselben Wirtschaft gehören. Damit unter solchen Verhältnissen die Sittlichkeit im Zusammenleben gewahrt bleibe, ist es natürlich notwendig, daß die Kirche den Begriff der Blutschande im geschlechtlichen Verkehr weit ausdehnt, bis in den dritten, ja vierten Grad der Verwandtschaft. Tatsächlich ist die Moral unter der armenischen Landbevölkerung in sexueller Beziehung eine strenge.

Das einzige Mittel, die Zahl der Armenier leidlich genau zu erfahren, wäre eine wirkliche Volkszählung nach Köpfen. Eine solche hat es aber in der Türkei noch nie gegeben und kann es nach Lage der Verhältnisse für absehbare Zeit auch nicht geben. Man wird daher nur im allgemeinen sagen können, daß die armenische Bevölkerung in den neun hauptsächlich in Frage kommenden Wilajets mit einer Million wahrscheinlich noch erheblich zu gering angesetzt ist. Mein persönlicher Eindruck von der Reise ist der, daß selbst nach den enormen Menschenverlusten durch die letzten Massakers, die 200 000 bis 250 000 Seelen gekostet haben (Ermordete, Verhungerte und über die Grenze Geflohene), noch in weit umfangreicheren Distrikten, als die türkische offizielle Statistik zugibt, das armenische Element das muhammedanische an Zahl überwiegt. Als nach der Abtretung des Gebietes von Eriwan (1829) durch Persien an Rußland die Wahl des Katholikos von Etschmiadsin zwischen den drei beteiligten Staaten geregelt wurde, erhielten die türkischen Armenier etwa 80 Wahlstimmen, die russischen und persischen zusammen nur etwa 30. Damals nahm man also an, daß auf türkischem Gebiet fast dreimal soviel Armenier als in Rußland wohnten. Persien kommt überhaupt nur mit einigen Zehntausenden in Betracht. Seitdem sind durch die Abtretung der Gebiete von Kars, Ardahan und Batum 1878 etwas über 30 000 Armenier an Rußland gekommen, und wenn auch natürlich zu berücksichtigen ist, daß unter den geordneteren Verhältnissen auf russischem Gebiet die natürliche Volksvermehrung eine stärkere gewesen ist, als in der Türkei, so ist es doch auch unter dieser Annahme schwer zu glauben, daß heute auf türkischem Boden nicht immer noch mehr Armenier leben sollten, als in Rußland, wo sie eine Million ausmachen. Sowohl von türkischer als von russischer Seite lag bei jenem Abkommen von 1829 das Bestreben vor, um den möglichsten Einfluß auf die Patriarchenwahl zu bekommen, einerseits die Zahl der Armenier hoch anzugeben, andererseits aber auch sich nach Möglichkeit gegenseitig zu kontrollieren, so daß man als



Armenische Waisenkinder unter deutscher Fürsorge.

Resultat wohl ein gewisses richtiges Mittel wird annehmen dürfen. Ich glaube daher, daß man für die neun sogenannten armenischen Wilajets, Erserum, Bitlis, Wan, Diarbekir, Mamuret-ul-Asis, Siwas, Trapezunt, Aleppo, Adana, unter 1¼ bis 1½ Millionen wohl schwer herabgehen kann. Dazu kämen dann noch einige Hunderttausende von Armeniern, die in den übrigen Teilen der Türkei, namentlich Konstantinopel, in der Zerstreuung leben.

Meserech ist, wie schon gesagt, die Hauptstation des sogenannten Frankfurter Hilfskomitees für die Armenier, dessen Seele der westfälische Pastor Lohmann ist. In dem großen Waisenhaus sind schon über 400 Kinder untergebracht, und es sollen noch viel mehr werden. So großartig die für dieses Werk aufgebrachten Mittel sind und so hoch ich die persönliche Opferwilligkeit der Männer und Frauen schätze, die sich entschlossen haben, so viele Jahre ihres Lebens inmitten der hiesigen, so unendlich schwierigen Verhältnisse einem Werk christlicher Nächstenliebe zu widmen, so wenig bin ich doch davon überzeugt, daß diese Art von Hilfeleistung, wie sie hier geübt wird, die beste ist, die den Armeniern gebracht werden kann. Materielles Elend ist sicher in weitgehendem Maße gelindert, und vielen Tausenden von Familien ist leibliche Rettung zu teil geworden, aber ich habe nicht den Eindruck, daß man sich in kirchlich-religiöser Beziehung gegenüber dem Volke, dem man

helfen will, auf einen genügend weitherzigen Standpunkt stellt. Die deutschen Freunde hier arbeiten zu sehr nach dem Muster der amerikanischen sog. Missionen im Lande, die, unbeschadet der Anerkennung ihrer gleichfalls vortrefflichen Motive, bisher ihre Arbeit auf ein durchaus verkehrtes Ziel gerichtet haben, nämlich auf eine Verprotestantisierung der Armenier in amerikanisch-kirchlichem, radikal-independentistischem Sinne. Es gibt gar keine Form des Christentums, die dem orientalischen Geiste weniger konform wäre, als diese. Überall dort, wo dieser kirchliche Amerikanismus wirklich einen Erfolg im Lande gehabt hat, ist es der gewesen, daß er seine Proselyten von ihrem Volkstum und Volksbewußtsein mehr oder weniger losgerissen hat. Will man den Armeniern wirklich nicht nur in materieller, sondern auch in geistiger Beziehung helfen, so beschränke man sich darauf, das natürliche allgemeine Bildungsbestreben dieses Volkes innerhalb und außerhalb seiner Heimat nach Möglichkeit zu fördern. Die Entwicklung seiner kirchlichen und religiösen Verhältnisse wird ihrerseits durch eine solche Hebung des geistigen Gesamtstatus sicher nicht unbeeinflußt bleiben, aber das herbeizuführen ist durchaus und allein Sache der Armenier selbst. Sowohl der bisherigen historischen Entwicklung, als auch dem gegenwärtigen Stande der Dinge nach werden alle Bestrebungen, den Armeniern nicht nur an ihrem äußeren, sondern auch an ihrem inneren Dasein zu helfen, unfruchtbar bleiben, ja aller Wahrscheinlichkeit nach sogar mehr Schaden als Nutzen bringen, wenn sie nicht unter allen Umständen die armenische Nationalkirche respektieren, das Volk und seine Kirche ungestört beieinander lassen.

Gegenwärtig geschehen, soweit ich mich auf unserer bisherigen Reise durch das eigentliche Armenien habe überzeugen können, zwar immer noch vereinzelte Übergriffe und Gewalttaten gegen die Armenier, und gar nicht so selten kommt es auch zu Blutvergießen und Plünderungen in größerem Maß, namentlich von seiten der Kurden. Trotzdem ist es jetzt ziemlich außer Zweifel, daß die Regierung eine Wiederkehr der Metzeleien von 1895/96 nicht inaugurieren will, ja es spricht sogar manches dafür, daß man in Konstantinopel jetzt anfängt, den Wahnsinn einzusehen, den man vor drei Jahren begangen hat. Aber die Armenier sind seinerzeit durch direkte Kabinettsorder gerichtet worden und die Kurden haben nur ein geringes Verständnis dafür, daß die Liste wirklich geschlossen sein soll. Die Regierung will jetzt Frieden und hat an verschiedenen Stellen den Armeniern direkt eröffnen lassen, daß der Padischah sie fortan wieder seiner Gnade versichere; sie hat sich auch vielerorts bereits als Zukunftswechsel von ihren armenischen Untertanen Bescheinigungen darüber ausstellen lassen, daß sie sich zur Zeit vollkommen glücklich fühlten und mit Regierung wie Verwaltung sehr zufrieden seien. Die Kurden freilich machen nach wie vor eine sonderbare Musik zu diesem

Text. Zwar erscheinen sie nicht mehr in Armeen von Zehntausenden zum Plündern und Morden im Lapidarstil, wie vor zwei Jahren, aber sie betrachten immer noch hier eine Hammelherde, dort den geernteten Wintervorrat an Getreide, an einer anderen Stelle vielleicht die metallenen Leuchter einer Klosterkirche, die junge Frau oder Tochter eines Armeniers — als Dinge, die ihnen Allah und ihr Gewissen ruhig zu nehmen erlauben. Warum der Sultan heute nicht mehr will, was er gestern noch wollte, das ist für diese besondere Spezies unter den Bekennern des Propheten und Untertanen des Kalifen im wesentlichen doch mehr eine kurzweilige Scherzfrage, als eine Sache zum Kopfzerbrechen — daher ihnen denn auch weitere „kleine" Blutabzapfungen an den Armeniern nur passend erscheinen.

Daß die Pforte gegen die Armenier jetzt Schonung üben will, geht unter anderem auch daraus hervor, daß in der letzten Zeit alle höheren und hohen Verwaltungsposten in den armenischen Wilajets mit neuen Männern besetzt worden sind, die den Massakers persönlich fern stehen. Eine wirkliche Autorität gegenüber den Kurden auszuüben, sind die Beamten aber lange nicht überall im stande. Ob ein größerer Kurdenchef dem Mutessarif (Regierungspräsidenten) oder selbst dem Wali (Generalgouverneur) gehorchen will oder nicht, liegt so ziemlich in seinem Belieben, denn der nicht gutwillig geleistete Gehorsam wäre nur durch eine militärische Strafexpedition zu erzielen — eine solche aber kostet Geld, an dem, zumal im gegenwärtigen Augenblick, in allen öffentlichen Kassen der peinlichste Mangel herrscht.

Die chronische Geldnot der Türkei ist, wie man gerade in diesen Provinzen, durch die unsere Reise geht, auf Schritt und Tritt merkt, gegenwärtig wieder einmal eine besonders akute geworden. Zum Teil ist das sicher eine Folge der Kaiserreise. Um den Aufwand hierbei zu bestreiten, sind die Provinzialkassen bis aufs äußerste geleert, viele Summen bereits im voraus erhoben und verausgabt und die ohnehin unregelmäßig gezahlten monatlichen Beamtengehälter schon seit längerer Zeit wieder und wieder beschnitten, einbehalten oder zeitweilig in Naturallieferungen von zweifelhaftem Werte umgewandelt worden. Die Not an verfügbaren Barmitteln hat aber tiefere und viel verhängnisvollere Gründe, als die einmaligen übermäßigen Ausgaben bei Gelegenheit des deutschen Besuches, und es wären gar keine so außerordentlichen Anstrengungen zur Bestreitung des Aufwandes nötig gewesen, wenn nicht die Gesamtsumme der baren Eingänge aus den Provinzen zur Zeit eine so geringe wäre, wie seit lange nicht. Woher kommt das?

Eine erschöpfende Antwort auf diese Frage müßte sehr weit greifen — weiter, als hier möglich ist. Das südliche Arabien, Yemen, ist seit lange schon im Aufstande; die Provinz Syrien ist durch eine Reihe von Mißgriffen der Verwaltung nach dem Urteil aller Kenner der Verhältnisse so ziemlich

„fertig" und in ihren Erträgen für den Fiskus nur noch als eine geringe Größe anzusetzen; mancherlei anderes ist noch in Rechnung zu ziehen — aber die schwerste wirtschaftliche Wunde am Leibe des osmanischen Reiches sind eben die armenischen Provinzen. Das kann ich jetzt schon mit voller Bestimmtheit sagen. Jede Vorstellung, die man sich von dem Zustande der Dinge hier macht, reicht nicht an die Wirklichkeit heran. Der letzte Orientkrieg von 1877/78 hat dem Türkischen Reiche nicht so viel gekostet, wie die Vorgänge von 1895/96 in Armenien.

Der furchtbare Menschenverlust ist ein auf absehbare Zeit gar nicht wieder gut zu machender Schlag für den Staat — er ist aber immer noch nicht so schlimm, wie die radikale Ausplünderung des ganzen armenischen Volkes. Die Order von Konstantinopel lautete, die Armenier zu dezimieren — in dem Sinne, daß überall die durch Besitz, Bildung und Ansehen hervorragenden Persönlichkeiten zu töten und überdies generaliter unter den kräftigen jungen Leuten aufzuräumen sei. Zu diesem Zweck wurden dreierlei Kräfte in Bewegung gesetzt: 1. die türkische, vorher informierte und bewaffnete Lokalbevölkerung; 2. die meist als irreguläre, im Armeeverband des Reiches stehende Truppe (Hamidié) organisierten Kurden; 3. das reguläre Militär. In mehreren Städten, so in Wan und auch hier in Charput, der Altstadt von Mesereh, ist sogar Artillerie gebraucht worden. Gleichzeitig mit dem Befehl zur Niedermachung der Armenier war die Erlaubnis zum Plündern gegeben, was übrigens in solchen Fällen eine selbstverständliche Sache ist. Diese Plünderung erfolgte in einer so radikalen Weise, daß die Armenier in den vorhin genannten Wilajets jetzt im wesentlichen als besitzlos angesehen werden können.

Woher nun aber diese Unsumme von Torheit? Die Antwort liegt in der Geschichte der letzten zwanzig Jahre des armenischen Problems, insbesondere seit dem Berliner Kongreß von 1878.

Artikel 61 der Berliner Kongreßakte lautet:

„Die Hohe Pforte verpflichtet sich, ohne Zeitverlust alle Ameliorationen und Reformen einzuführen, welche die lokalen Bedürfnisse in den von den Armeniern bewohnten Provinzen erfordern, und ihre Sicherheit gegen Tscherkessen und Kurden zu garantieren. Sie wird in bestimmten Zeiträumen den Mächten Kenntnis von den zu diesem Zweck getroffenen Maßregeln geben, und diese werden deren Ausführung überwachen."

Unter der Akte stehen die Unterschriften der sechs europäischen Großmächte und der Türkei. Trotzdem hat der Artikel 61 für die Armenier nie auch nur den Wert des Papiers gehabt, auf das er geschrieben ist. Im Gegenteil — er ist die eigentliche letzte Ursache geworden, aus der schließlich die Massakers hervorgegangen sind. Als man diesen Paragraphen des

Friedensvertrages festsetzte, mußte sich jeder Kenner der Türkei darüber klar sein, daß man sich durch ihn mit einer sehr ernsten Verantwortung den Armeniern gegenüber belud: eine vollkommene Außerachtlassung der armenischen Beschwerden wäre für das Volk weit weniger verhängnisvoll gewesen, als diese Bestimmung des Kongreßprotokolls ohne die feste Entschlossenheit der unterzeichneten Mächte, tatsächlich „die Ausführung zu überwachen". Unterließ man dies, so war nichts sicherer, als daß es früher oder später zu einer Katastrophe kam.

Warum hat die türkische Regierung die Massakers angeordnet? Darauf kann man verschiedene Antworten hören. Nicht selten wird versichert, die Regierung habe überhaupt nichts „angeordnet", von planmäßigen Metzeleien sei überhaupt keine Rede gewesen, sondern höchstens von begreiflicher und berechtigter Notwehr der Türken gegen armenische Putsche und Herausforderungen. Solche Behauptungen werden gewöhnlich aufgestellt und geglaubt, ohne daß man die notwendigste Voraussetzung erfüllt, die allein ein Recht zum Mitreden gibt, d. h. ohne persönliche, auf örtlicher Kenntnisnahme beruhende Einsicht in die Lage. Wer die türkische Staatsleitung von der Verantwortung für die Massakers freispricht, muß die Vertretung der These auf sich nehmen, daß in einem Staate zweihunderttausend Menschen niedergemacht werden oder in der Folge des ganzen Verfahrens umkommen, daß ferner etwa fünfzigtausend über die Landesgrenze flüchten und ein bis anderthalb Millionen fadennackt ausgeplündert werden können, ohne daß die Regierung mit ihrem Wissen und Wollen hinter diesen Vorgängen steht!

Ist es für jeden Kenner der Verhältnisse außer Zweifel, daß die Massakers auf Order von Konstantinopel hin erfolgt sind, so kann das Ganze angesichts der ohne Schwierigkeit vorauszusehenden verhängnisvollen Folgen für den Staat nur ein Schritt der Verzweiflung gewesen sein, die alle vernünftige Überlegung zeitweilig überwog. So ist es in der Tat gewesen. Der Grund lag in der Furcht vor einer armenischen Erhebung — ein Grund freilich, der nach der Lage der Dinge nur in der Türkei ein solcher werden konnte. Zu den Verhandlungen in Berlin waren, soweit sie armenische Verhältnisse betrafen, auch armenische Delegierte zugelassen, unter ihnen der gegenwärtige Katholikos Ter-Mkrtitsch I Chrimean. Man hörte sie an, formulierte aber in dem Schlußprotokoll des Kongresses die „Ameliorationen" und „Reformen", die „ohne Zeitverlust" in den von Armeniern bewohnten Provinzen einzuführen seien, nicht näher, sondern überließ das den in Aussicht genommenen Sonderverhandlungen der an diesem Punkte besonders interessierten Mächte, in erster Linie Englands, mit der Pforte. Vollkommen Abschließendes ist nie zu Tage gefördert worden; abgesehen von der „Garantie" für Leben, Eigentum und bürgerliche Rechts-

gleichheit, die bereits im 61. und den folgenden Berliner Artikeln für alle christlichen Untertanen der Türkei gewährt ist, hat man sich in Konstantinopel zeitweilig — auf dem Papier — dazu verstanden, den Armeniern ein gewisses Maß von Selbstverwaltung zu gewähren. Praktisch ist das nie geworden; vielmehr erfolgte, um das abgedrungene Zugeständnis wieder illusorisch zu machen, eine geschickte administrative Neueinteilung von Ostanatolien, Armenien und Kurdistan, wodurch man in die Lage kam, mit bedauerndem Achselzucken zu konstatieren, es gäbe kein einziges Wilajet mit einer armenischen Bevölkerungsmehrheit — von einer Auslieferung der Muhammedaner aber an die etwa einzurichtende armenische Provinzialselbstverwaltung müsse aus Gründen der Gerechtigkeit doch abgesehen werden. Außerdem aber begann seit 1878 den Armeniern gegenüber, statt der in Aussicht gestellten und von den Großmächten garantierten Reformen, ein System erhöhter Vexationen durch die Lokalverwaltungen, die Kurden und zum Teil auch durch die muhammedanische Zivilbevölkerung.

Diese Zustände, in Verbindung mit den nicht verwirklichten Zusicherungen des Artikels 61 und dem Unerfülltbleiben aller noch außerdem gemachten türkischen Versprechungen, versetzten in dem Zeitraum von 1878 bis 1895 gewisse armenische Kreise allmählich in eine immer verzweifeltere und schließlich ans Fieberhafte grenzende Stimmung. Von Rechtsgleichheit war weniger die Rede, als vor 1878; Leben und Eigentum waren besonders von seiten der Kurden gefährdeter als vorher; der Haß der Muhammedaner gegen die Armenier wurde von Konstantinopel aus geflissentlich geschürt. Die natürliche Folge war, daß in erster Linie die gebildete armenische Jugend sich mit einer immer fanatischeren Glut und einem immer extremeren Eifer auf den formal unanfechtbaren Rechtsstandpunkt des Berliner Kongresses versteifte und wo es immer anging, im Volke das Bewußtsein dafür zu verbreiten suchte, es werde um das ihm feierlich gewährleistete Recht betrogen — „Europa“ sei ihm vor Gott und Menschen schuldig, das gegebene Versprechen der Türkei gegenüber durch diplomatische oder, wenn nötig, bewaffnete Intervention einzulösen, und insbesondere England habe den besten Willen, dieser moralischen Verpflichtung nachzukommen. Daß von irgendwelchen, wahrscheinlich allerdings unverantwortlichen Stellen in England direkte Ermutigungen in dieser Richtung ausgegangen sind, unterliegt keinem Zweifel, und ich habe selbst verschiedene in diese Richtung weisende Indizien auf dieser Reise sammeln können.

Es bildeten sich mehrere Geheimbünde zu dem Zweck, das Volk auf die über kurz oder lang bevorstehende Einlösung der übernommenen Verpflichtung durch Europa „vorzubereiten“; insbesondere griffen die Agitatoren teils im

ehrlichen Glauben, teils um das Volk desto erfolgreicher zu bearbeiten, zu dem Mittel, die europäische Intervention mit Sicherheit bereits für die nächste Zukunft zu verkünden. Kurz vor dem Ausbruch der Massakers wurde z. B. plötzlich das Gerücht verbreitet, die sechs teilweise oder überwiegend von Armeniern bewohnten Wilajets Siwas, Charput, Diarbekir, Bitlis, Wan und Erserum würden „den Armeniern übergeben und von einem englischen Prinzen in Verwaltung genommen werden". Ja hier und da scheuten die Mitglieder der verschiedenen geheimen Gesellschaften nicht davor zurück, die Türken direkt zu provozieren und durch absichtlich herbeigeführte Gewalttaten von Armeniern zu blutigem Vorgehen und Massakers zu reizen — in der Hoffnung, dadurch endlich doch eine Einmischung der Großmächte zu erzwingen. Sie rechtfertigten diesen Schritt äußerster Verzweiflung durch die Argumentation, es sei besser, daß einige wenige für das Volk stürben, denn daß das ganze Volk verdürbe.

Dieser ganze Zustand ist nur als eine direkte Folge der Aufnahme des Artikels 61 in die Berliner Akte zu bezeichnen, und es läßt sich in keiner Weise leugnen, daß die Signatarmächte von 1878 durch die Nichteinlösung dieses von ihnen den Armeniern freiwillig ausgestellten Wechsels ein sehr hohes Maß von Verantwortlichkeit für das Aufkommen der radikalen, verzweifelten Tendenzen tragen, die zu den entsetzlichen Vorgängen von 1895/96 in Armenien geführt haben — zu dem türkischen Losbruch, der dann freilich auch seinerseits auf einer ganz unglaublichen Verblendung und Verkennung der wirklichen Lage beruhte.

In den ersten Jahren nach 1878 war die Lage in den armenischen Provinzen der Türkei folgende. Die armenischen Delegierten waren von Berlin mit dem Artikel 61 zurückgekommen, der den Armeniern dreierlei in bündigster Form unter der Bürgschaft sämtlicher Großmächte versprach: 1. Reformen, 2. Sicherheit vor den Kurden, 3. die europäische Intervention, falls die Türkei üblen Willen zeigen sollte. Unter „Reformen" verstand man in erster Linie ein Aufhören des Zustandes, daß die christlich-armenische Bevölkerung der Städte und des platten Landes ohne jeden eigenen Anteil an den mittleren und höheren Stellen der Verwaltung und Justiz vollständig den Willkürlichkeiten der von Konstantinopel hergesandten Beamten preisgegeben war. Natürlich eilte die Kunde von dem, was die armenischen Vertreter aus Europa mit heimgebracht hatten, durch das ganze Land; es wurde in den Kirchen davon gepredigt, in den Schulen davon gelehrt, in den Häusern und auf den Straßen von nichts anderem gesprochen, als von dem Geschenk, das Europa der armenischen Nation gemacht habe. Darüber verging Jahr und Tag und die Generation war allmählich herangewachsen, die Ende der siebziger und während der achtziger Jahre diese Verkündigung vom Versprechen Europas und den gerechten Ansprüchen der Armenier als einen

Hauptfaktor ihrer nationalen Erziehung verspürt hatte. Man muß dazu wissen, daß bei den Armeniern eifrig unterrichtet und gelernt wird; sie haben viel mehr Bildungsanstalten, als irgend eines der anderen christlichen Völker des Orients.

Die Zeit verstrich und von Reformen war immer noch keine Rede. Statt dessen kam die antiarmenische administrative Neuformierung der östlichen Wilajets. Statt der garantierten Sicherheit vor den Kurden nahmen die Gewalttätigkeiten dieser getreuen Nachbarn der Armenier ungestraft zu. Statt der europäischen Kontrolle über die Durchführung des Artikels 61 wuchs der Hohn der Türken, wenn Armenier hier und da unter Berufung auf die Zusicherungen des Berliner Kongresses aufbegehrten. Unter diesen Verhältnissen kam es zur Bildung der verschiedenen bereits erwähnten armenischen Geheimbünde. Die jungen, leidenschaftlich-opferwilligen Fanatiker, aus denen jene Verbindungen fast ausschließlich bestehen, bemühten sich, das Volk über seine Rechte „aufzuklären"; sie sammelten und erpreßten zu dem Zwecke große Geldmittel von zahlungsfähigen Armeniern — nicht zum geringsten Teil in ganz kleinen Beiträgen von den armenischen Hamals (Lastträgern) in Konstantinopel; sie unternahmen Agitationsreisen, stifteten Vereinigungen und gründeten Schulen. Ein Hauptpunkt ihres Programms war es, die Aufmerksamkeit Europas zu erregen. Sie versuchten es durch allerhand kleinere Krawalle und durch Herbeiführung türkischer Gewalttaten, nachdem sie sich davon überzeugt hatten, daß eine direkte Beeinflussung der europäischen Presse außerhalb Englands nicht möglich war.

Dieses Vorgehen des jungen Armeniens war eine Torheit. Jeder Einsichtige konnte sich leicht sagen, daß nach Lage der Dinge auf diesem Wege nichts zu erreichen war, daß es vielmehr galt, das Eintreten einer für Armenien günstigeren politischen Gesamtlage abzuwarten. Diese Weisheit, so wohlfeil sie ist, war aber bei der leidenschaftlichen armenischen Jugend nach der Enttäuschung, die für sie auf Berlin 1878 folgte, so wenig zu haben, wie Fügsamkeit und ruhiges Urteil bei der deutschen Jugend, die nach Paris 1814 die Karlsbader Beschlüsse erlebte.

In Europa nahm man von dem Feuer, das man unverantwortlicherweise angezündet hatte, keine Notiz, ja man wußte kaum etwas von seiner Existenz. Ganz anders begreiflicherweise in der Türkei. Es begannen schreckhafte Gerüchte von einer umfassenden armenischen Verschwörung, von einem bevorstehenden großen Aufstande den Sultan zu ängstigen. Den türkischen Beamten und vor allem der Kabinettsregierung in Konstantinopel fehlte dabei jede vernünftige Vorstellung von dem Umfang und dem Wesen der Gefahr. Viel trug dazu bei, daß man Verbindungen zwischen den sog. Jungtürken, d. h. der radikalen türkischen Reformpartei, und den Armeniern annahm.

Der Gedanke, die Armenier der Türkei könnten mit den Waffen in der Hand sich erheben, durfte nun freilich keine Regierung, die sich einigermaßen über die Lage klar war, zu dem ungeheuerlichen Verzweiflungsschritt führen, eine Massenabschlachtung und Massenausplünderung des betreffenden Bevölkerungselements vorzunehmen. Geschah wirklich das Schlimmste und griff hier und da eine Ortschaft oder selbst ein ganzer Bezirk zu den Waffen, so hatte die militärische Unterdrückung und nachdrückliche Bestrafung dieser Revolte bei den gegenseitigen Machtverhältnissen des Gouvernements und der Armenier gar keine Schwierigkeiten. Die Armenier besaßen zu 98 vom Hundert überhaupt keine wirklichen Waffen; fürchtete man dennoch Erhebungen, so wäre ja die Konfiskation der vorhandenen Flinten ein ebenso einfaches wie wirksames Mittel zur Vorbeugung gewesen. Gegen Bombenattentate oder ähnliche Gewaltstreiche in Konstantinopel selbst konnte und kann den Sultan auch die Vernichtung einer halben oder ganzen statt einer Viertelmillion Armenier nicht schützen. Alle diese Erwägungen kamen nicht in Betracht gegenüber der blinden Angst vor dem, was geschehen könnte und gegenüber dem kopflosen Haß gegen diese Nation, die alles daran setzte, Europa zu einer abermaligen Einmischung in innertürkische Dinge zu bewegen. Gegenüber den Interventionsgelüsten Englands, dem Rußland und Frankreich nur etwas zögernd sekundierten, versicherte man sich Deutschlands, und sobald die Überzeugung feststand, daß von dieser Seite keine Störung der geplanten Unschädlichmachung der Armenier zu befürchten sei, erfolgten die Massakers, die sich von dem großen „Probegemetzel“ von Sassun bis zur Massenabschlachtung der armenischen Bevölkerung in Wan über die Jahre 1894, 1895 und 1896 ausdehnten. Der während dieser Zeit — vom Frühjahre bis Herbst 1895 — stattfindende Notenwechsel zwischen der Pforte und der englischen, französischen und russischen Botschaft über „unverzüglich“ in Armenien einzuführende Reformen hatte weiter keinen Erfolg, als daß die türkische Regierung wie zum Hohne gleichzeitig allerlei Versprechungen zu Gunsten der Armenier an die intervenierenden Botschafter auf der einen und die erforderlichen Blutdepeschen an die anatolischen Provinzialgouverneure auf der anderen Seite ergehen ließ. Die türkischen Beamten machten dabei gar kein Hehl daraus, daß die ausgezeichneten Beziehungen zu Deutschland es ihnen ermöglichten, diese doppelte Praxis mit viel Behagen zu betreiben.

Dieser historisch-politische Exkurs über die jüngste Entwicklung der armenischen Verhältnisse ist etwas lang geworden. Ich glaube aber, daß er zum Verständnis des Problems an sich und der entsetzlichen Vorgänge, inmitten deren Spuren wir uns nun schon so lange Zeit bewegen, immerhin nötig gewesen ist.


Der Muessin ruft zum Gebet.

Für uns sind die Tage in Mesereh und Charput beides gewesen: eine Schule für Urteil und Anschauung und eine Erholung. Nicht minder aber auch eine dankbar empfangene Lehre, wieviel Opferfreudigkeit und christliche Hilfsbereitschaft in Deutschland noch lebendig ist und bis in diesen fernen und abgelegenen Osten hin zur Wirksamkeit gelangt. Daran ändert auch unser etwas abweichendes Urteil über die Methode dieser Hilfsarbeit an der armenischen Not nichts. Auf alle Fälle ist eins sicher: wenn irgend ein Ding auf der Welt, so ist eine solche Liebesarbeit, wie sie die deutsch-armenischen Hilfsvereine treiben, der Weg, auf dem der islamische Orient Achtung und Verständnis für unsere deutsche christliche Kultur gewinnen kann! Nur den achtet der Muhammedaner, nur den ist er bereit, zu verstehen, bei dem er Religion sieht d. h. irgend eine wie auch immer geartete Ausübung praktischer Frömmigkeit. Nach dieser Richtung hin ist der Einfluß der deutschen Freunde hier groß!

Malatia, den 15. September 1898.

Also die ersten zwei Tagereisen „zu Wagen" wären gemacht. Ich kann nicht sagen, daß diese Art des Vorwärtskommens gerade schöner wäre als die Reiterei, wie wir sie schlecht und recht die zwanzig Märsche vom Ararat bis Charput geübt haben. Malatia liegt einige Stunden jenseits (westlich) des Euphrat, wenn man auf der großen türkischen Reichsstraße von Diarbekir und Charput nach Siwas und Samsun am Schwarzen Meer

gezogen kommt. Der jetzige Ort ist ganz neu, erst wenige Jahrzehnte alt; die Landschaft kommt schon vor drei Jahrtausenden in assyrischen Königsinschriften als Milid vor. Zur hellenistischen und römischen Zeit hieß sie Melitene. Historisch liegt sie etwa auf der Grenze von Armenien und Kappadocien.

Gestern früh ging unsere Karre von Charput ab. Ein Holzkasten auf vier Rädern mit einem niedrig gewölbten, außen weißen, innen bunten Plan überspannt; in dem Leinewanddach eine Seitenklappe zum Hineinklettern; von Federn keine Spur. Kework, der Fuhrmann, mit dem ich eins geworden war, daß er uns bis Malatia und bei gegenseitiger Zufriedenheit noch weiter bringen sollte, wollte durchaus die Fragmente einer einstigen Sprungfedermatratze als Sitz der Länge nach in den Wagen legen; das Ding war aber so schmal, daß wir beide, Klara und ich, unfehlbar auf die scharfe Kante der Rahmenbretter zu sitzen gekommen wären. Über meinem Verlangen, diese „Verbesserung“ wegzutun, entspann sich mit Kework ein Konflikt; ich mußte sie schließlich durch meinen Diener Madat aus dem Wagen werfen lassen. Madat brachte dann nach russischer Art eine Verschnürung aus Stricken, Prinzip des Hängegurtensitzes, im Hinterteil des Wagens an. Auf die packten wir ein zu dem Zweck erstandenes mit Watte gestopftes Unterbett und verstauten die Koffer rund um uns her. Die Türken sahen diesen Vorbereitungen ziemlich verwundert zu; sie können es nicht begreifen, daß man sich nicht lieber nach ihrer Art mit untergeschlagenen Beinen auf den flachen Boden des Wagens setzt. Trotz aller Mühe bleibt die Sitzgelegenheit ein wunder Punkt; die Spannung der Stricke gibt fortgesetzt nach und man muß sich schließlich, so gut es geht, in eine halb liegende, halb kauernde Stellung zwischen den Koffern, Satteltaschen, Proviantkörben rc. im Wageninnern hineingewöhnen.

Nun ging es los. Die deutschen Freunde aus dem Waisenhaus gaben uns eine Stunde weit das Geleit, und für ein frisch aus Europa herverpflanztes Auge wäre es ein Anblick zum Erstaunen gewesen, eine kleine, runde, freundliche Diakonissin in Schwesternkleid und Haube auf einem montblanchohen Gaul im schärfsten Stechtrab und dann en pleine carrière über die holperige türkische Chaussee dem Wagen voraus ins Weite sprengen zu sehen. Die Damen lernen hier alle reiten — wie die Teufel hätte ich beinahe gesagt; es ist eins der wenigen Vergnügen, das ihnen ein erfrischendes Gegengewicht gegen die stete Anspannung des inneren Dienstes auf den Stationen bietet. Auch Madat und ich saßen auf den beiden noch nicht verkauften Araratpferden und bemühten uns, auf den noch reisemüden Tieren mit der wild dahersausenden Kavalkade der Charputer Schritt zu halten; nur Klara blieb im Wagen und flog wie ein Gummiball bei den

Stößen des eilig über die kopfgroßen Chausseesteine nachjagenden Gefährts auf ihrem „Sitz“ auf und nieder. Außen am Wagen war ein großer Korb mit zehn Pfund blauer Trauben (für 2 Piaster = 36 Pfennige erstanden) als Reiseproviant angehängt; alsbald fing bei der tollen Fahrt der Saft lustig unten herauszufließen an, und von den pflaumengroßen, prachtvollen Beeren war nach zehn Minuten nichts übrig, als ein klebriger Zuckerbrei.

Beim Brunnen der „Begegnenden und Abschiednehmenden“, eine Reisestunde von Charput, stieg alles ab und aus. Bis hierher ist es Sitte, den Freunden, von deren Kommen man weiß, entgegenzureiten, bis hierher sie zu geleiten. Der Tag war schon hoch und das Nachtquartier noch weit; darum unterblieb das sonst übliche Abschiedsmahl und die Trennung war so kurz wie sie herzlich war. Ich kletterte zur Frau in den Wagen und — war die Fahrt bisher toll gewesen, so wurde es jetzt eine Schneckenfuhre. Türkische Chausseen haben die Eigentümlichkeit, daß man nach Möglichkeit nicht darauf, sondern daneben fährt, aus verschiedenen Gründen. Die Straßenbaumeister haben zwar wahrscheinlich einmal davon gehört, daß man in Europa auf Kunststraßen eine Steinschüttung legt; aber vom Wesen dieser Technik müssen sie doch eine sehr unklare Vorstellung haben, denn ihre Kunst besteht darin, daß sie zu beiden Seiten der zukünftigen Straße je einen flachen Graben ausheben lassen, das ausgegrabene Erdreich auf den Straßenkörper schütten, und daß dann aus der Umgegend soviel faust- bis kopfgroße Steine herzugetragen und daraufgeworfen werden, wie sich auftreiben lassen. Geht die Straße über Felsboden, so werden nur die gröbsten Sprengungen gemacht. Bei einer Fahrweise, die sich dauernd in einem dem unserigen entsprechenden Tempo hielte, würden es unter diesen Umständen weder der Wagen, noch die Knochen der Passagiere lange aushalten, und der Kutscher sucht daher, wo er nur kann, das Feld neben der Straße zu gewinnen. Über dieses bewegt sich in breit ausgefahrenen Geleisen während der guten Jahreszeit der ganze Verkehr, und zur „Straße“ nimmt man erst wieder seine Zuflucht, wenn der Regen oder der schmelzende Schnee das Land umher grundlos aufgeweicht haben. Der zweite Grund für das Danebenfahren ist der, daß die Brücken in der Regel zerstört sind. Entweder hat sie das Frühlingswasser fortgespült oder, soweit es Holzbauten sind, hat man die Balken gestohlen; sei es zu Dachsparren oder Türen in einem Dorfe, sei es zu Kochfeuern für eine am Wasser lagernde Karawane. Die meisten Flußbetten sind sechs bis acht Monate im Jahre trocken, aber auch wo dauernd Wasser im Flusse ist, ist es so wenig, daß man ohne Schwierigkeit im Wagen hindurchfahren kann, während oben auf der Chaussee der tiefe Absturz in die quer durch den Körper der Straße gerissene Lücke

gähnt. Mehrere Stunden lang führte unser Weg noch durch die breite und fruchtbare Alluvialebene von Charput; bald aber beginnt eine kahle und unfruchtbare, wasserlose Hügellandschaft. Wir kreuzten mehrere Felsrücken; dann öffnete sich mit eintretender Dunkelheit durch ein großartiges Felsental der Abstieg auf den Grund der Euphratschlucht. In langen Schleifen windet sich die Chaussee an der rechten Talwand, abwechselnd steigend und fallend, in einer guten Stunde hinab. Endlich unten, erblickten wir gleichzeitig den im Mondlicht blitzenden Stromspiegel und eine große, Kummer Chân genannte Karawanenherberge, unser Quartier für die nächste Nacht. Schade, daß es so schwer war, aus dem engen Wagenkäfig heraus die Großartigkeit der Felsenlandschaft im Mondschein zu genießen. Von Vegetation zeigte sich keine Spur; nur nacktes graues Gestein und das helle Band der Straße zwischen den hohen, in fahlem Licht verschwimmenden Talwänden.

Der Wali von Charput hat uns zwei Reiter als Eskorte mitgegeben und aus besonderer Gefälligkeit auch noch meiner Bitte entsprochen, dieselben Leute bis Siwas mitreiten zu lassen, statt daß sie unterwegs auf den Gendarmeriestationen wechseln. Es ist ein Vorteil für beide Teile, wenn der Reisende und die Eskorte längere Zeit beieinander bleiben. Daß wir zwei Reiter haben, statt des im befriedeten Lande sonst üblichen einen, soll eine Aufmerksamkeit gegen uns als Deutsche sein; gleichzeitig schlägt die Regierung noch eine Fliege mit derselben Klappe, denn da die Saptiehs (Gendarmen) ihren Sold aus der öffentlichen Kasse sehr unregelmäßig bekommen, so ist es ihren Vorgesetzten äußerst angenehm, wenn sie einige Leute einmal auf den Backschisch des Europäers anweisen können.

Gleich bei der Einfahrt in den Hof des Karawanserais zeigte sich, daß wir jetzt im Gegensatz zu dem von Wan und Bajasid bis Charput verfolgten Wege auf einer großen Handelsroute sind. Eine Menge Arabas (Wagen) gleich der unseren, eine Kameels- und mehrere Eselkarawanen lagerten auf dem weiten viereckigen Hof. In der Mitte floß der Brunnen; ringsum liefen in langer Reihe Stallungen für die Tiere und Kammern für die Reisenden hin. Der Chandschi führte uns in sein bestes und größtes Zimmer. Wie überall in den Rasthäusern, die weiter nach dem Inneren zu liegen, gab es nichts als vier kahle Wände; an der einen Seite war der Fußboden etwas erhöht und einige Matten lagen darauf. Die Leute begannen alsbald Teppiche hereinzuschleppen, um die Stube „fein“ zu machen — es ist das immer eine etwas zweifelhafte Sache, denn in einem einzigen solchen Gewebe steckt oft mehr Lebendiges, Sechs- und Mehrbeiniges, als in einer ganzen Kasernenwachtstube — als Klara energisch feststellte, hier könnten wir nicht bleiben. „Warum denn nicht?“ „Die Tür nach dem Korridor hat Glasscheiben; da sieht man ja alles durch, wenn einer bei Licht zu Bette

geht oder aufsteht!" Ein Versuch, das Glas zu verhängen, mißglückte; es mußte also wirklich umgezogen werden.

Eine kleine Kammer mit großem Vorraum fand sich am Ende; wir beide zogen also ins Allerheiligste und nach vorn kamen Gepäck, Soldaten, Diener und Kutscher. Madat besorgte zwei Mangals (Kohlenbecken), drinnen auf dem einen kochte Klara den Tee und draußen auf dem anderen schmorte Madat zwei Hühner. Ein Versuch, den Traubenbrei von Charput zu essen, endete mit einem starken Mißerfolg; auch die mitgegebenen Reisekuchen waren durch diese eintägige Wagenfahrt schlimmer pulverisiert, als wenn sie eine Woche in der Satteltasche zugebracht hätten. Auch meine Glieder spürten beim Ausstrecken auf dem harten Schlafteppich gründlich alle die Stellen, wo es tagsüber im Wagen die kräftigsten Stöße gegeben hatte. Ja, wer es so gut hätte, wie die Frau auf ihrer neuen Matratze! . . .

Heute früh sind wir um ein Haar in den Euphrat gestürzt. Das ging so zu. Zehn Minuten vor uns war ein langer Wagenzug mit Kaufmannsgütern von Chan aufgebrochen, eben als das Morgenlicht hell wurde. Rasselnd und krachend fuhr unsere „Equipage" darnach zum Tore hinaus; Madat zu Pferde daneben, denn weil es noch kalt war, wollte er lieber erst einen kleinen Erwärmungsgalopp machen. Plötzlich haut unser Kework wie ein Wilder auf die Pferde ein und jagt in rasender Carriere hinter der vorausgefahrenen Karawane her. In wenigen Augenblicken hat er sie erreicht und fängt nun an, ihnen von links her den Weg abzugewinnen. Hart neben uns stürzt eine fünfzig bis sechzig Meter hohe Felswand, in deren obere Krone die Straße eingesprengt ist, senkrecht in den wirbelnden Euphrat ab, und während die Räder nur wenige Handbreit vom Abgrund entfernt einhersausen, karambolieren die Radnaben auf der rechten Seite fortwährend mit den Achsen und dem Geschirr der nebenherfahrenden Wagen. Einer nach dem anderen wird überholt, wir rufen vergebens unserem Mann aus Leibeskräften zu, das verrückte Stück sein zu lassen — in wenigen Minuten sind die Wagen passiert und sowie der Weg frei ist, kommt endlich auch Madat von hinten herangesprengt. Vom Pferde aus voltigiert der Wackere auf den Bock neben den immer noch wie unsinnig fahrenden Kutscher, knufft ihn erzürnt von allen Seiten und fährt ihn an, ob er denn verrückt geworden sei. Kework beruhigte sich nun und hielt eine lange Rede: Er habe sich geärgert, daß jene Leute vor uns aufgebrochen seien und früher als wir an die Euphratfähre kommen würden; dort müßten wir dann nach der Regel warten, bis sie alle übergesetzt seien, das dauere einen halben Tag, darum habe er unmittelbar vor der Abfahrt, um Kraft und Mut zu bekommen, eine Flasche Raki ausgetrunken, sei dann auf den Bock gesprungen und in einem Zuge losgefahren, bis er alle anderen Wagen hinter sich gelassen habe! „Für eure

Ehre hab ich es getan, und nun scheltet ihr mich!" fügte er mit einem vorwurfsvollen Blick zu uns nach rückwärts hinzu. Das war ja nun soweit ganz gut von dem Mann, und glücklich davongekommen waren wir auch, aber wenn ich mir die Situation jetzt noch einmal vergegenwärtige, wie wir dort minutenlang zwischen Himmel und Erde in dem rasenden Gefährt hart am Abgrund und turmhoch über dem reißenden, brausenden Strom schwebten, so überläuft es mich nachträglich noch etwas ungemütlich.

Bei Kework folgte auf die Anstrengung der Zusammenbruch. Er wurde ganz schlaff und sank uns schließlich rücklings auf die Füße. Madat nahm die Leinen und puffte ihn wieder nach Kräften; er rappelte sich auf, war aber nicht im stande, die Zügel weiter zu führen. Nach einer Weile fing er an, stumpfsinnig dahockend, Knoblauch zu kauen. Alsbald drang ein pestilenzialischer Geruch von vorne her in den Wagen, so daß uns beiden unter dem Plan der Atem verging. „Madat, verbiet dem Kerl, Knoblauch zu essen; laß er lieber rauchen, hier ist Tabak!" Kework spukt seinen Knoblauch gehorsam aus. Nach drei Minuten dieselbe Szene und so weiter ein halbdutzend Mal. Der biedere Rosselenker war vom Knoblauchhunger gepackt wie ein Chinamann, der die Opiumsucht hat; daß wir diese Pest hinten röchen, begriff er gar nicht, sondern suchte immer nur seine Kinnladen so vorsichtig zu bewegen, daß wir nichts sehen sollten, und in seiner Seele hielt er das Verbot sicher bloß für eine teuflische Europäerlaune, die ihn um sein Vergnügen bringen sollte.

Allmählich ermunterte sich der Mann und fuhr wieder selbst, aber er blieb tiefgekränkt. Osman, der Tschausch (Unteroffizier), der mit uns ritt, erzählte uns durch Madat, als wir gegen Nachmittag uns Malatia näherten, daß in der Stadt ein vornehmer und reicher Mann, Ali-Agha, wohne, der alle Europäer, die durchreisten, bitte, seine Gäste zu sein und die Fremden sehr liebe. Ich hieß ihn also vorausreiten und uns dort anmelden, und jetzt, wo ich seit einer Reihe von Stunden im Hause dieses wahrhaft vornehmen und edlen Mannes weile, bin ich mir wohl klar darüber, welch ein Gewinn es für unsere Reise ist, daß wir unter sein Dach gekommen sind. Er hat uns aufgenommen wie seine nächsten Freunde; er hat uns vielerlei erzählt, was wir ohne ihn nie erfahren hätten. Er bittet, wir möchten doch eine Woche seine Gäste sein und meint es sicher ehrlich damit. Einen halben Tag will ich morgen auch bei Ali-Agha zugeben, aber heute ist die Stunde spät und unser Gastfreund hat uns dermaßen mit Speise und Trank geehrt, daß nach der harten Fahrt uns doppeltes Ruheverlangen überschleicht. Hier habe ich die besten Weintrauben gegessen, die mir bisher zu Gesichte gekommen sind. Hier sind aber auch, wenigstens in den Einzelheiten, die entsetzlichsten Greuel während der Massakerzeit geschehen, von denen wir bis jetzt gehört haben!



Türkischer Chan.

Siwas, den 21. September.

Eigentlich läßt sich über unsere fünftägige Wagenfahrt von Malatia bis hierher wenig mehr sagen, als daß sie ziemlich uninteressant war. Die Chaussee ist durchweg schauderhaft, und leider ist es oft auf stundenweite Strecken nicht möglich, daneben zu fahren, weil das Terrain zu coupiert ist. Die Straße senkt sich und steigt abwechselnd in beständiger Wiederholung über eine Unzahl von Felsrücken, die in ermüdendem Einerlei, beinahe völlig vegetationsleer und verbrannt, das Land weit und breit durchziehen. Im ganzen genommen steigt das Land während der ersten vier Tagereisen beträchtlich an, bis man die Wasserscheide zwischen dem Euphrat und dem Kisil Irmak erreicht. Wo es möglich ist, hat man die Straße in einem Flußtal entlang geführt; oft aber übersteigt sie ohne eine solche Anlehnung an die natürliche Kommunikationslinie quergelagerte Bergzüge, und diese Strecken, wo sie ganz roh und aus dem groben in den harten Fels gesprengt ist, sind für den Reisenden die unangenehmsten. Der federlose Karren stößt auf den Steinblöcken zum Erbarmen, was aber den Kutscher nicht hindert, überall, wo der Weg fällt, rücksichtslos drauflos zu jagen. Dabei sitzt der Mensch den ganzen Tag auf der schmalen Vorderkante des Wagenkastens! Seit Malatia haben wir übrigens einen anderen Rosselenker. Kework war mit der Beschränkung seiner persönlichen Freiheit in Bezug auf Knoblauchessen und mit unserer Undankbarkeit gegenüber seinen Fahrkünsten am Euphrat zu unzufrieden, und so trennten wir uns denn in gegenseitigem Einverständnis bei Ali-Agha.

Übernachtet wird jedesmal in einem Chan. Es gibt auf der ca. 220 Kilometer langen Strecke Malatia-Siwas eine ganze Anzahl, aber vier von ihnen

sind die üblichen Nachtquartiere für Reisende zu Wagen: Hekim-Chan, Aladscha-Chan, Deliklitasch und Ulasch. Schmutzig und unerfreulich in jeder Beziehung sind sie alle, und wir beide waren bald darüber einig, daß es in den wildesten, abgelegensten kurdischen und armenischen Dörfern trotz der mancherlei anderen Schwierigkeiten der Situation doch viel angenehmer gewesen sei, als in diesen Chans an der großen Heerstraße. Das Geschlecht der Chandschis, Herbergsleute, ist verrufen wegen seiner Unehrlichkeit und Geldgier, und namentlich dem Europäer suchen sie abzupressen, was sie können. Es lohnt nicht zu erzählen, wie man sich Abend für Abend mit ihnen herumschlagen mußte — d. h. Madat tat es natürlich für uns — um einige Eier, Hühner und Brot zu bekommen, und welche Szenen es jedesmal morgens bei der Bezahlung gab, wenn die erhofften und von unerfahrenen Reisenden oft genug erpreßten und erschwindelten Pfunde und Medschidiés unsererseits nicht bewilligt wurden. Auf die Forderungen der Leute einzugehen, ist ganz unmöglich; man schätzt den Wert der gelieferten Lebensmittel nach eigener billiger Erwägung ab, legt einige Piaster für das Nachtquartier und bei leidlicher Dienstwilligkeit des Chandschi noch einen kleinen Extrabackschisch drauf und kümmert sich weiter um kein Geschrei und keinen Protest.

Die Gegend wird wenige Stunden hinter Malatia vollkommen öde und unfruchtbar. Sie bleibt auch so mit wenigen Ausnahmen, bis man die breite Talebene des Kisil Irmak, kurz vor Siwas erreicht. Mir scheint auch schwer denkbar, daß diese ganze Strecke jemals, sei es im Altertum, sei es später, merklich bevölkerter und kultivierter gewesen sein sollte. Dazu ist sie offensichtlich zu unfruchtbar; es fehlt fast ganz an anbaufähigen Strichen von irgend erheblicher Ausdehnung. Selbst die Weide für das Kleinvieh ist so kärglich wie nur möglich, und man sieht nur selten eine Schafherde.

Hier in Siwas fanden wir wiederum freundliche Aufnahme im Hause der amerikanischen Mission. Es gab den üblichen Besuch beim Pascha, um neue Saptiehs für die Weiterreise zu erbitten — im übrigen hat der heutige Rasttag sehr wohl getan. Auch die Pferde haben ihn nötig gehabt. Unser bisheriger Kutscher will uns gern noch weiter bringen. Ich habe ihn dazu auch engagiert, aber er hat sich verpflichten müssen, uns bis zur nächsten Etappe, Kaisarie, dem alten Cäsarea in Kappadocien, binnen drei Tagen mit seinem Gefährt hinzubringen. Die Strecke ist fast ebenso weit, wie die von Malatia nach Siwas, aber der Weg soll viel bequemer und besser sein, weil er überwiegend durch die Ebene führt. Wir könnten von hier aus bereits in fünf bis sechs Tagen in Samsun am Schwarzen Meere sein und uns dort über Konstantinopel und Smyrna nach Palästina einschiffen. Dort soll

der zweite Teil unserer Hochzeitsreise seinen Anfang nehmen. Trotzdem haben wir uns entschlossen, noch einmal fast durch die ganze Breite der Halbinsel nach Süden hinunter an die Mittelmeerküste zu gehen. Uns lockt der Taurus mit der berühmten Paßstraße der „Cilicischen Tore", und überdies kann ich mich der Einsicht nicht verschließen, daß es sehr nützlich sein wird, einen persönlichen Eindruck von der Bodenbeschaffenheit, Fruchtbarkeit, Bewässerung und Bevölkerung des ganzen noch so wenig besuchten Landstrichs zwischen dem oberen Kisil Irmak und den Ketten des Taurus und Antitaurus, sowie um den berühmten Erdschias-Vulkan bei Kaisarie selbst zu bekommen. Dort in Kaisarie soll es auch bessere Wagen geben, auf Federn und leichter gebaut, um etwas bequemer vorwärtszukommen. Kurioserweise weiß hier übrigens niemand mit Sicherheit zu sagen, ob die Straße über den Taurus fahrbar ist oder nicht. Die beiden Reitpferde müssen also auf alle Fälle noch weiter mit. Am liebsten stiegen wir wieder selbst in den Sattel, denn diese Art zu fahren, zumal in der reizlosen Landschaft und auf der nichtsnutzigen Straße ist ein mäßiges Vergnügen — indes die Zeit spricht hier das entscheidende Wort. Man kommt in der Karre doch bedeutend schneller vorwärts; auch wenn es stundenlang im Schritt geht, so liegt doch das ganze Gepäck darin verstaut, und sobald der Weg eben ist oder bergab führt, können lange Strecken getrabt werden. Das ist schwer möglich, wenn man Lastpferde bei sich hat. Drunten, jenseits Damaskus, muß ja doch die schöne freie Reiterei wieder anfangen!

Kaisarie, den 25. September.

Also wir sind glücklich in drei Tagen von Siwas hergekommen — aber schwer hat es gehalten, sehr schwer! Unser Kework ist ein unglaublich langsamer Mensch und der richtige Typus jener orientalischen Denkart, der es unbegreiflich ist, daß jemand auf einer Sache bestehen kann, bloß weil sie einmal so abgemacht wurde. Wie jemand ein Interesse daran haben kann, gerade in *drei* Tagen von Siwas nach Kaisarie zu kommen, anstatt in vier oder fünf, das ist unserm Kutscher unverständlicher als die Zinseszinsrechnung. Gleich am ersten Tage wollte er schon nach fünf Stunden Halt zur Nachtruhe machen und machte ein unglaublich dämeliches Gesicht (es paßt faktisch kein anderes Wort dafür), als wir sehr energisch auf sofortiges Weiterfahren bestanden, da sonst natürlich kein Gedanke gewesen wäre, Kaisarie rechtzeitig zu erreichen. Am zweiten Tage gelang es nur mit Hilfe eines schlauen Saptieh, bis zum vorgenommenen Quartier zu kommen. Es wurde stockfinster, und Kework besann sich nur mangelhaft von früheren Fahrten her auf die Dörfer am Wege. Daher führte ihn unser braver Tschausch im

Dunkeln ganz ruhig an einigen Gehöften, wo er sonst unfehlbar geblieben wäre, vorbei. Die menschlichen Ansiedlungen sind hier allerdings so leicht zu verfehlen, daß wir uns schließlich nach mehreren Stunden abendlicher Fahrt mit Wagen und Pferden auf den Dächern des Dorfes befanden, ohne es zu merken. Erst im letzten Augenblick bewahrte uns der Tschausch vor dem Hinabstürzen in einen Hof.

Die dritte Tagesfahrt führte uns durch einen Ausläufer des berühmten kappadocischen Höhlenbezirks. Wir rasteten über Mittag in einem Chan, dessen weit ausgedehnte Stallungen ganz in den roten Tuff eines Hügels gehauen waren, an dessen Vorderseite die Front des Gebäudes sich lehnte. Natürlich waren die labyrinthischen Gewölbe und Gänge viel älter als die jetzige Epoche in der Geschichte des Landes, aber als Karawanenrasthaus sind sie offenbar von jeher angelegt gewesen, und ihre große Ausdehnung legt ein beredtes Zeugnis von der einstigen Stärke des Verkehrs zwischen den alten Städten Sebastia und Cäsarea ab.

Die Fruchtbarkeit und Anbaufähigkeit, teilweise auch die wirkliche Bebauung des Landes sind auf dieser ganzen Route sehr viel größer als auf der Strecke Malatia-Siwas. Die Gegend am oberen Halys, durch die wir jetzt fahren, ist verhältnismäßig spät unter den Einfluß der abendländischen Kultur gekommen. Das Alexanderreich hat sich nur ganz vorübergehend bis hierher erstreckt und auch in der Folge ist Kappadocien bis auf den Beginn der byzantinischen Zeit ein von Armenien fast ebenso sehr wie von dem hellenisierten Westkleinasien her beeinflußtes Übergangsland zwischen Orient und Occident geblieben. Eine Ausnahme machte nur die glänzende Hauptstadt Cäsarea. Cäsarea ist in der Geschichte Armeniens dadurch besonders denkwürdig, daß Grigor Lusaworitsch (der Erleuchter), wahrscheinlich ein Angehöriger des alten Königshauses, hier erzogen und zum Christentum bekehrt worden ist. In seine Jugend fiel die Eroberung Armeniens durch das aufkommende Geschlecht der persischen Sassaniden, die dem Lande den iranischen Masdaismus zeitweilig aufzwangen. Die Niederlage der Perser gegen Odenathus von Palmyra gab den Armeniern wieder Luft. Trdat (Tiridates), ein vorher gleichfalls auf römisches Gebiet geflüchteter Prinz, stellte die nationale Selbständigkeit des Landes wieder her und machte sich vor allem an die Restaurierung der alten heidnischen Religion. Dabei stieß er mit dem von Cäsarea zurückgekehrten und christlich gewordenen Geschlechtsgenossen zusammen. Grigor weigerte sich, den Altar der großen Göttin Anahit in Taron, in der Gegend des heutigen Klosters Surp-Karapet beim Opferfest zu bekränzen, wurde gefangen gesetzt und gemartert. Danach aber gelang es ihm, in dreizehnjährigem Kampfe seiner Sache zum Siege zu verhelfen. Durch ein angebliches Wunder wurde König Trdat bekehrt, und

beide wirkten fortan miteinander als Apostel des neuen Glaubens. Armenien unter Tiridates war das erste Land, das im Laufe der Geschichte das Christentum als offizielle Staatsreligion angenommen hat, bereits in den ersten Jahren des vierten Jahrhunderts, fast ein Menschenalter vor der konstantinischen Proklamation. Seit jener Zeit gilt Cäsarea als eine heilige Stätte der armenischen Kirche. Eine kleine Stunde vor der Stadt erhebt sich ein uraltes Kloster, gleichfalls wie das im Lande Taron „Surp-Karapet" genannt, und beide streiten sich darum, wer den wirklichen Leichnam Johannes des Täufers besitzt. Die Mönche von Cäsarea gestehen denen von Surp-Karapet bei Musch zu, daß jene die eine, sie die andere Hälfte der heiligen Reliquie besitzen, während auf der andern Seite behauptet wird, daß in Cäsarea nur noch der leere Sarg sich befinde, in dem der Körper vor seiner Überführung nach Taron gelegen habe.

Den 26. September.

Cäsarea wird ganz und gar beherrscht von dem 4000 Meter hohen mehrgipfeligen Vulkankegel des Erdschias oder Argäus. Die Stadt selbst hat innen eine Zitadelle mit hohen Mauern aus byzantinisch-arabischer Zeit. Weit draußen im Blachfeld stehen einige spärliche Ruinen von Kirchen aus der Zeit der Blüte des morgenländischen Christentums unter dem großen Kirchenlehrer und Metropoliten Basilius von Cäsarea, dem Zeitgenossen des Arius und Athanasius im vierten Jahrhundert nach Christus. Damals soll die Stadt 400000 Einwohner gehabt haben — mehr als das Zehnfache der heutigen Ziffer.

Wir haben uns vom Mutessarif gleich gestern früh, am Morgen nach unserer Ankunft, die Eskorte zur Weiterreise ausgebeten und sind dann einer von Siwas erhaltenen Empfehlung folgend zu den amerikanischen Missionaren nach Talas, der schön gebauten, hauptsächlich von Griechen bewohnten östlichen Vorstadt von Cäsarea hinausgefahren. Natürlich wurden wir eingeladen, dazubleiben. Der Sohn des Paschas, ein junger Mann von tadellosen Manieren und fließendem Französisch, brachte uns in seiner eleganten Equipage nach der Mission. Sein Kutscher jagte wie toll die steil ansteigende Straße nach Talas in die Höhe und bog in einem Tempo um die Kurven der vielfach gewundenen Chaussee, als ob er es darauf angelegt hätte, uns irgendwo an die Lavafelsen zur Rechten oder in die Weingärten zur Linken hinabzuschleudern. Es ging aber alles gut ab. Heute vormittag holte uns unser französisch-türkischer Freund wieder ab, und brachte uns in einer ähnlich rasenden Fahrt zu einem Besuch in das griechische Kloster Tavlusun, mit dessen Mönchen er trotz seines angeblichen Islam auf dem

besten Fuß zu stehen schien. Überhaupt ein bemerkenswert aufgeklärter Sohn Muhammeds! Er trinkt Raki wie der schlimmste Gjaur, will eine Griechin heiraten, spottet über die Harems und sticht mit seinen Pariser Lackschuhen und pompöser Krawatte uns staub- und weggewohnte Reisende glänzend aus. Vollends den Triumph, daß sein Französisch ersichtlich besser ist als meines, ist er beim besten Willen nicht imstande, zu verbergen.

Siebentes Kapitel.

Über den Taurus.

Sammanderé, den 28. September.

Wiederum drei Reisetage näher dem Mittelmeer! Jetzt merkt man es auf Schritt und Tritt, daß man ein altes und einstmals reiches Kulturgebiet durchzieht. Wie wenig ist aber von jener Größe übriggeblieben, aus der Zeit, da Cäsarea von Claudius bis auf Constantius, den Sohn Constantins, die größte Stadt Kleinasiens war! Die buntbemalte türkische Araba hielt vor unserem alten Chan, das Gepäck war verstaut, ein Sitz in dem schnurrigen Kasten so hergerichtet, daß ein Europäer und seine Europäerin nach zweimonatlicher Übung im Türkischen sich zur Not darauf placieren konnten, und nun konnte es fortgehen, südwärts dem Taurus zu.

Eine alte Legende erzählt, daß der Apostel Johannes, als er einst in Kleinasien auf Reisen war, ganz so wie auch wir in Cäsarea und sonst öfters sein Logis in einem Chan nehmen mußte, in dem es übel aussah: es waren überaus viele Wanzen da! Als nun die Tiere anfingen, ihr blutsaugerisches Werk an dem Reisenden zu verrichten, gebot ihnen Johannes, den Ort zu verlassen, und siehe da: sie gehorchten und wanderten in langen Zügen zur Zimmertür hinaus. Am nächsten Morgen fand Johannes die Wanzen draußen vor dem Chan in doppeltem Spalier aufmarschiert: die Tiere baten ihn, sie doch wieder in ihr Heim zurückgehen zu lassen, und der Apostel erlaubte es ihnen — argerweise.

Diese schöne Geschichte zeigt, daß es vor zweitausend Jahren, als Cäsarea, gleich Ephesus und anderen Großstädten Asiens, marmorne Tempel, Theater und Thermen statt der heutigen Ruinen, Mist- und Schutthaufen besaß, im Punkte der Wanzenplage für den Reisenden im Orient doch nicht besser stand, als heutzutage. Unser Aufenthalt in Cäsarea fiel in den September, und um diese Jahreszeit sind nicht mehr die Wanzen, sondern nur noch das Geschlecht der Flöhe am Regimente in den Chans. Aber gut ist dieses auch nicht, und wir seufzten oft: Ach, wäre uns doch ein Erbe an der Autorität des Apostels gegenüber dem Ungeziefer zu teil geworden! Und

nicht nur Ungeziefer, sondern dazu noch Schmutz und Gestank aller Art im Chan — der Leser mag sich denken, mit wie frohen Gefühlen wir, in die warme, klare Luft des anatolischen Nachmittags hinausfahrend, das alte Cäsarea-Mazaca verließen, dessen übler Schatten heute immer noch — unverschämterweise — Kaisarie heißt!

Der Pascha hatte uns freundlich versichert, die Straße nach Mersina am Mittelmeere sei eine „Chaussee", bequem fahrbar, und er mußte es ja wissen. Hassan, unser neu engagierter Rosselenker, drehte sich um, sobald wir die Mauern der Stadt hinter uns hatten, machte den üblichen türkischen Salaam (Gruß) samt seinem freundlichsten Gesicht und sagte ein paar Worte dazu. „Madat, was will der Arabadschi?" fragte ich unser Faktotum, das wieder vorne neben dem Kutscher saß. „Er wünscht Euch Glück für die Reise, Herr!" „Schön, sage ihm, wir ließen danken, und gib ihm dies Paket Tabak!" Ein neuer Salaam von Hassan, und die Pferde griffen aus. Der Weg war eben, und der Wagen flog; rechts und links galoppierten unsere beiden Saptiehs (berittene Gendarmen), denn als Standespersonen und besonders als Deutschen hatte der Pascha uns wieder doppeltes Geleit mitgegeben.

Gegen Abend erreichten wir die erste Station, Indsche-Su. Der Chan war leidlich. Unser Zimmer, das beste im Gebäude, hatte sogar eine Tachta, einen breiten Holzdiwan längs der ganzen Wand, einige Strohmatten und einen besonderen Vorraum mit Feuerstelle. Nun ging das Kochen los. Madat kaufte Holz, Milch und Eier, den Churdschinen (Satteltaschen) entstiegen Kochtopf, Bratpfanne und die letzte Konservenbüchse; in einer halben Stunde war der Tee fertig und dann das Abendessen. Madat bekam etwas von unseren kostbaren Konservenschoten zu schmecken und behauptete, so etwas Schönes noch gar nicht gegessen zu haben. Dann wurden die Teppiche und Decken ausgebreitet, unsere Laken darüber gedeckt, das Ganze gehörig mit Insektenpulver bestreut, ich ging noch hinunter, um zu sehen, ob unsere Reiter ein ordentliches Abendbrot hatten, und dann — Gute Nacht!

Am nächsten Morgen wurde die Szenerie tragikomisch. Der alte Chandschi, ein bissiger Weißbart, hatte seine geforderte Bezahlung bekommen, wir hatten gefrühstückt und saßen im Wagen, und Hassan trieb schon seine Pferde an, um durch das Tor des Chans hinauszufahren — da war der Chandschi, dem es wohl nie passiert sein mochte, daß er seine Forderung glatt erhielt, offenbar zu der Überzeugung gekommen, daß er uns zu billig fort ließe; er verlangte jetzt noch ein Draufgeld, und als er natürlich nichts bekam, fiel er, vor Wut schreiend, den Pferden in die Zügel. Die Saptiehs machten kurzen Prozeß und hieben mit dem Kurbatsch (Reitpeitsche) auf den Alten los. Dieser ließ die Wagenpferde fahren und hängte sich nun dem

einen Reiter in den Zaum; währenddessen peitschte Hassan auf seine Tiere los und jagte mit uns zum Tore hinaus. Nach einem Weilchen kamen die Saptiehs lachend geritten und erzählten, daß der Chandschi es jedesmal so mache und regelmäßig seine Prügel bekomme — sonst wolle man ihm allerdings nicht geben, was er verlange, wir aber hätten doch alles bezahlt! Diese Mitteilung verwischte etwas den peinlichen Eindruck der Szene, zu sehen, wie ein Mann in grauen Haaren mit der Reitpeitsche geprügelt wird.

Von Indsche-Su läuft eine vortreffliche Fahrstraße südwärts nach Develi-Karahissar über eine weite Ebene, die im Frühjahr und Herbst von den Wassermassen, die vom Argäus herabstürzen, überschwemmt wird. Um den ganzen Südwestfuß des Berges entsteht dann ein mächtiger, freilich sehr flacher Salzsee, der bis zum Ende des Sommers hin austrocknet und nur einzelne Sumpfstrecken, abwechselnd mit von auskristallisiertem Salz weiß gefärbtem Boden, hinterläßt. Die Fahrt ist monoton; das einzig imposante Bild bietet der gewaltige Argäus dar. Von Karahissar ab, zwölf Stunden hinter Cäsarea, liegt der Berg im Rücken, und weit und breit zeigt sich nichts als eine öde, ringsum von wenig charakteristischen Hügeln begrenzte Ebene. Der Boden ist fruchtbar, aber das Land dürftig bevölkert; es könnte leicht die fünffache Menschenzahl ernähren. Hier haben wir wirklich ein merkwürdiges Nachtquartier. Das Dorf Sammanderé ist meist von Griechen bewohnt; wir hausen in einem Chan, der in den Räumen eines alten Klosters eingerichtet ist. Die Besitzer sind zwei alte Leute, Bruder und Schwester: sie geben uns ihr eigenes Zimmer — ein altes Gewölbe, das wahrscheinlich einstmals dem Prior als Wohnung oder den Mönchen als Refektorium gedient hat. Unterhalb des Gebäudes hat man uns soeben ein weitläufiges System von unterirdischen, in den Fels gehauenen Kapellen und Kammern gezeigt; in den Wänden und dem Boden waren allerlei Nischen und Schachte sichtbar, die offenbar alte Gräber vorstellten. Aus einem hatte man kürzlich einen Haufen Menschengebeine hervorgeholt, die jetzt in einem Kasten auf einem der Altäre stehen, deren es hier mehrere gibt. An einer anderen Stelle sah man verrostete eiserne Ketten mit noch daran hängenden Arm- und Fußschellen; sie waren an einen Felsenpfeiler geschmiedet, der die niedrige Decke trug. Diese Ketten haben eine schreckliche Bestimmung: es werden Wahnsinnige an den „heiligen" Ort gebracht und mit den daliegenden Fesseln angekettet; dann läßt man sie tagelang ohne Speise und Trank unten im Finstern toben und glaubt, daß auf solche Weise der böse Dämon dazu gebracht wird, von ihnen zu weichen. Als ich das hörte, wußte ich, daß wir an der Stätte eines uralten Heiligtums waren, dessen geweihter Charakter weit in die vorchristliche Zeit hinaufreicht. In weiten Strichen des altsemitischen Vorderasiens herrscht der Glaube an die Wirksamkeit einer solchen

Wahnsinnskur; Muhammedaner, Griechen, Maroniten (im Libanon) teilen ihn auf diesem Boden in gleicher Weise und liefern dadurch den Beweis, daß diese Vorstellung eine gemeinsame Wurzel in der heidnischen Zeit hat, wo man glaubte, daß die am „heiligen" Orte hausende Gottheit den bösen Geist überwände.

Die Luft dort unten war ein unbeschreibliches Gemisch von Moder, Wachslichtern, verbranntem Weihrauch und Kalkstaub; die humpelnde Alte zündete ein paar Altarlichter mit der Kerze an, die sie in der Hand trug, und in der unsicheren flackernden Beleuchtung grinsten die verblaßten Fresken und Heiligenbilder wie Geister von den Wänden und Altären herab. Hier hing ein mürbes, zerfallenes Stück Brokat, dort ein Fetzen bunten zerrissenen Kattuns; schmutzige, kupferne Leuchter und fingerdicker Staub vervollständigten das seltsame Ensemble. Von Zeit zu Zeit soll noch ein griechischer Priester hierherkommen und Gottesdienst halten! Oben in unserem Gewölbe riecht es zwar nach Kohlendunst, Ziegenkäse und Knoblauch, aber so unheimlich wie dort unten ist es doch nicht, und selbst die Vorstellung, an einer wahrscheinlich Jahrtausende alten Kultstätte zu stehen — die christlichen Klöster und Kirchen hier sind fast alle auf der Stätte heidnischer Heiligtümer erbaut — hielt uns nicht länger in den unterirdischen Räumen.

Bozanti-Chan, den 30. September.

Gestern und heute ist unsere Araba wieder ein gutes Stück weiter gekommen. Schon gestern abend erschienen die Vorberge des Taurus, dann wurde die wilde Kette des Ala-Dagh zur Linken sichtbar, dessen Kamm und Gipfel zu Alpenhöhe aufragen. Überall in dieser Gegend gibt es noch merkwürdig starke Reste griechisch-christlicher Bevölkerung — ein Beweis, daß die Türken hier einstmals nur durchgestürmt und erst in der Folge massenhafter nach rückwärts gearbeitet haben, denn überall im Innern, wo sie in der Eroberungsperiode eine Zeitlang gesessen haben, ist die alte Einwohnerschaft des Landes vollkommen türkisiert und muhammedanisiert worden. Noch heute sind auch die angeblich „türkischen" Bauern in Südkappadocien ein prachtvoller Menschenschlag. Ich habe noch nie so viele vollendet schöne Männer gesehen, wie hier!

Gestern nachmittag passierten wir Bor, am Rande der inneranatolischen Hochebene, hart am Fuß der Vorberge des Taurussystems. Hier schlägt das Herz des Altertumskundigen höher: Bor ist das Dana Xenophons, das Tyana der Römerzeit. Hier rastete Cyrus und das Griechenheer auf ihrem Marsche nach Babylon, hier wurde Apollonius geboren, dessen Büste in dem Heiligtum des Kaisers Alexander Severus neben den Bildnissen Jesu Christi

und der Olympier stand. Von hier schwenkte die Armee des Cyrus südwärts auf den gefährlichen Paß über den Taurus, die Cilicischen Tore zu; ihrer Route folgen wir jetzt auf einer der berühmtesten und ältesten Straßen der Welt. Die Kreuzfahrer und die Assyrerkönige, die Heere der Kalifen, der byzantinischen Kaiser und der Imperatoren Roms, die Eroberer und die Besitzer Syriens und Kleinasiens von den Hethiterkönigen bis auf Ibrahim Pascha haben hier gelagert. Wie lange noch, so pfeift hier die Lokomotive, und das endlose eiserne Band der Schienenstraße windet sich in das Gebirge hinein! Wie lange noch, dann ist das fruchtbare tote Land zur Rechten und zur Linken bestanden mit Korn und Wein, mit Baumwollenfeldern und Obstpflanzungen! Niemand vermag abzusehen, was dann aus diesem von Natur so reichen, vom Menschen so furchtbar vernachlässigten Kleinasien werden wird: eine neue Kornkammer, ein Weingarten für Europa, eine Erzgrube für die Hüttenwerke Deutschlands, ein großes Feld der Auferstehung für diese weiten Strecken, die ein Jahrtausend geschlafen haben — das Land und die Leute.

Ein dürftiges Nachtquartier in einer einsamen Bauernhütte, schon im Gebirge, dann ging es am Morgen weiter. Nach einer Stunde Fahrt kamen wir an einem verlassenen Kirchhof vorbei: die Türken hatten eine Anzahl Meilensteine von der alten Römerstraße, die hier vorbeilief, herangeschleppt und als Grabmonumente aufgestellt. Jetzt waren auch sie gestürzt; seltsam nahmen sich ihre großen, scharf gemeißelten Ziffern in dieser Einöde aus. Auf dem Berge, an dessen Fuß der Kirchhof sichtbar ist, liegen spärliche Trümmer. Unter dieser Höhe, deren Befestigungen die Talenge an dieser schwer zu passierenden Stelle zwischen den Cilicischen Toren und Tyana sperrten, schlugen Cyrus und nach ihm Alexander ihr letztes Lager vor den Pylen selber auf.

Von hier an tritt die Straße in den eigentlichen Taurus ein. Zur Rechten erhebt sich wie eine ungeheure zackige Mauer im grellen Sonnenschein der schroffe, kahle Bulgar-Dagh; zur Linken steigt ein breiter, hoher Bergrücken auf, an dessen Fuß, einem südwärts fließenden Bache folgend, unser Weg sich hinzieht. Bald ist man mitten in den Bergen, und die Beschaffenheit der Straße verändert sich sehr. Es ist kaum noch möglich, mit dem Wagen fortzukommen. Wir müssen lange Strecken zu Fuß gehen, und schließlich bleibt nichts anderes übrig, als fast das ganze schwere Gepäck gegen die Verheißung eines angemessenen Backschisches auf eine vor uns fahrende Araba umzuladen, die derber und fester gebaut ist, als unser auf vortrefflichen, aber leichten Federn schwankender Wagen.

Mitten in einem engen Bergkessel liegt das Wachthaus Tschifte Chan mit einer Saptiehstation, und unsere Eskorte wechselt. Eine Menge Ruinen



Im cilicischen Taurus.

aus verschiedenen Zeitaltern kennzeichnet die Wichtigkeit dieser kleinen Talerweiterung in militärischer Hinsicht. Der Fluß verschwindet hier in einer nur wenige Meter breiten Schlucht mit senkrechten Wänden, und die moderne Straße macht einen großen Umweg durch die Berge. Trotzdem sieht man einen alten, in den Felsen gehauenen Pfad in jener Kluft verschwinden. Anderthalb Stunden hinter Tschifte-Chan führt eine hölzerne Brücke über den Fluß; am Wege steht ein kleines Kahveh, ein luftiges Häuschen aus Brettern und Stangen, wo man rasten und sich an Weintrauben, Melonen oder türkischem Kaffee erquicken kann. Solche „Restaurants" gibt es häufig an den großen anatolischen Karawanenwegen. Das Tal wird enger, und die Wände werden höher. Hier ist die Straße prachtvoll, eine Chaussee erster Klasse, und wir jagen in schlankem Trabe vorwärts — rechts in der Tiefe braust und schimmert der Fluß, und drüben an der andern Talwand zieht sich als ein horizontales Band, wie mit der Setzwage nivelliert, der dunkle Streifen der alten Römerstraße hin. Die Straße wendet sich, und nun kommt durch das tiefe, nach Süden verlaufende Quertal im Gebirge der warme, feuchte Lufthauch des Mittelmeeres heraufgeweht. Jetzt tragen die Berge Wald, wirklichen Wald mit hohen Stämmen, Kiefern und Laubholz — ein überwältigender Anblick nach unserem zwei Monate langen, un-

unterbrochenen Reiten und Fahren vom Kaukasus bis zum Taurus, durch Landschaften, in denen reiterhohes Eichengestrüpp, an Wasserbächen gepflanzte Pappeln und knorrige Aprikosenbäume schon ein seltenes Labsal für das deutsche Auge gewesen waren. Es ist ganz unbeschreiblich, wie freudig, wie befreiend der langentbehrte Wald auf uns wirkt.

Da biegt die Straße um einen Felsen, und ein gewaltiger Bogen überspannt den Fluß: Ak-Köprü, die Weiße Brücke. Ibrahim Pascha, der große Stiefsohn Mehemed Alis von Ägypten, ließ sie erbauen, um sein schweres Geschütz zum Kampfe gegen die Feldherrn des Sultans von Konstantinopel hinüberschaffen zu können. Jene Kämpfe zwischen den Türken und Ägyptern in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts wurden bekanntlich die Veranlassung dazu, daß der Sultan preußische Offiziere als Ratgeber für seine Heere berief. Auch Moltke ist damals bis an die nördlichen Vorberge des Taurus gekommen, und in jenen Tagen wurde der erste Grund zu der jetzigen deutsch-türkischen Freundschaft gelegt.

Spät am Nachmittag traten die Felswände etwas auseinander, die Straße verließ den Chakia-Su, und wir fuhren in einen zirkusartigen Talkessel ein. Diese Stelle ist von alters her bis auf den heutigen Tag die Grenze zwischen dem zentralen und dem Mittelmeergebiet Kleinasiens, zwischen Cilicien und Kappadocien. Hier lag im Altertum die Station Podandus; noch heute heißt der große Chan, in dem wir unser Nachtquartier aufschlagen, Bozanti. Über ihm auf einem Berge liegen die Ruinen eines aus schwarzem Marmor erbauten Schlosses; an den Felsen darunter haben Kreuzfahrer, die diese Straße zogen, viele kleine Kreuze in das Gestein gehauen. Ihre Zelte standen auf der grünen Wiese vor dem Chan, die heute so still in ihren gewaltigen Bergrahmen gebettet daliegt, und ihre Rosse haben den Rasen zerstampft, unter dem so mancher deutsche Reitersmann mit dem roten Kreuz auf der Schulter damals begraben worden ist.

Tarsus, den 2. Oktober.

Vorgestern in der Frühe von Bozanti aufgebrochen! Nachts schien der Mond hell durch die rissigen, morschen Bretter, die unser Fenster verwahrten, und der Wind strich um das Haus. Auf dem Hofe des Chans stampften und wieherten die Pferde; langsamen, lautlosen Schritts zog eine endlose Kameelkarawane vorüber — nur die dumpfen Glocken am Halse der Tiere verrieten ihr nächtliches Nahen — und im Traumgesicht jagten die Reiter und Hypaspisten Alexanders mit dem König an der Spitze südwärts vorbei, um die schlimmste Stelle des Passes, die Pylen, in wuchtigem Anprall zu nehmen, während das Hauptheer am Nordeingang der Straße abwartend lag.

Sieben Uhr morgens — fünfter Reisetag seit Cäsarea — Aufbruch von Bozanti-Chan! Hassans Pferde hatten sich sattgefressen und ausgeruht, Madat erstand für unverschämt teueres Geld noch ein Paket Tabak vom Chandschi, denn ohne Rauchen sieht er das Leben als eine bloße Schale ohne Inhalt an; sein Tabak aber war ihm unterwegs ausgegangen. Bei Bozanti mündet ein direkter kürzerer Reitweg von Cäsarea nach den Pylen auf die große Straße; von hier an südwärts wird die Szenerie immer größer, schöner, imposanter. Zwischen Bozanti und der Weißen Brücke erleidet der Hauptkamm des Taurus eine plötzliche Einsenkung von 2500 bis auf 1100 Meter. Dies ist die eigentliche Bresche in dem Hochgebirge, durch die der Fluß und die Straße hindurchziehen; aber trotzdem wird jenseits Bozanti der Charakter der Gegend, wenn auch die hohe Zentralkette dem von Norden her Kommenden bereits im Rücken liegt, noch wilder und zerrissener. Der Weg verläßt das zwar direkt auf Adana führende, aber vollkommen unzugängliche Tal des Sarus oder Chakia-Su und wendet sich nach rechts, dem Laufe eines kleinen Baches folgend, der sich in den Sarus ergießt, in starker Steigung bergauf, um einen Seitenkamm des Bulgar-Dagh zu überschreiten. Die Steigung war so stark und der Weg wieder so schlecht, daß alles aussteigen mußte. Wir gingen zu Fuß langsam bergauf; vor uns tanzte und schwankte der Wagen mit seinem hohen Verdeck auf den elastischen Federn über die Steinblöcke auf der Straße wie ein Boot im Wellengang auf hoher See, und Hassan prüfte nach jedem neuen Luftsprung ängstlich die Schrauben und Ressorts. Links in der Tiefe stürzte uns ein schäumendes Wasser entgegen, und jenseits der Schlucht, auf deren Grund es floß, stieg eine prachtvolle mannigfaltige Bergwelt in wunderbarem Schmucke empor; auf ihren Kuppen und Kämmen, auf ihren Abhängen, in ihren Schluchten und Gründen wuchs in verschwenderischer Fülle und in allen Größen vom jungen Schößling bis zum alten Riesen der stolzeste, prächtigste Baum des Morgenlandes, die echte Libanonzeder. Ungeheuere Exemplare von Lebensbäumen mit mannsdickem, hohem Stamm und eine majestätische, aber nicht an die Schönheit der Zedern heranreichende, dunkle Kiefernart mischten sich darunter, und ein üppiges Gewirr von immergrünen, fremdartigen Sträuchern vervollständigte das Bild einer von den warmen, feuchten Winden des Mittelmeeres genährten, südlichen Hochwaldvegetation.

Jetzt kam ein Stückchen etwas besserer Weg, aber schon nach zehn Minuten ließ Hassan seine Pferde wieder in Schritt fallen; eine endlose Reihe von Kameelen bewegte sich vor uns her: Angehörige eines der zahlreichen, kleinen, halbnomadischen Clans turkmenischer Herkunft, die im Taurus ihre Sommerweiden und Winterlager haben, zogen mit Sack und Pack zu ihren tiefer gelegenen Weideplätzen hinab. Die Kameele waren hochbepackt



Ägyptisches Fort in den Pylen.

mit Hausrat und Zeltgerät, dazu mit einer Menge kleiner Kinder, die wie angeklebt hinten an der Wurzel des Höckers mit gespreizten Beinchen ritten. Zeltstangen, Kochtöpfe, große zinnerne Schüsseln, Kleidungsstücke, Decken und Waffen waren in buntem Durcheinander aufgeladen, und über das Ganze gebreitet hingen wundervolle, farbenprächtige Teppiche zu beiden Seiten lang herab. Die Flinte auf dem Rücken, den Stock in der Hand, schritten die schwarzhaarigen, bärtigen Männer neben ihren Tieren einher, in Haltung und Blick frei wie Fürsten; neugierigen Blicks und verstohlen kichernd neben ihnen die Frauen. Mit Mühe kamen wir an dem langen Zug vorbei. Unbeschreiblich süß und milde wehte es von Süden herauf, als wir die Höhe des Joches erreicht hatten. Bewundernd schweiften die Blicke, soweit das Auge von oben reichte, über weit sich dehnende dunkelgrüne Wälder bergauf, bergab, und blieben dann an weißgrauen steilen Klippen, dazwischen an langen senkrechten Felsabstürzen und hellem Mattengrün haften. Mit jedem Atemzug, mit jedem Augenaufschlag, mit jedem Windhauch, der um die Wange strich, drängte sich der Süden berückend, schmeichelnd, lockend in alle Sinne; die warme, weiche, blauende Welt des Mittelmeeres streckte ihre Arme dem Nordländer, dem Sohn der Dünen und der Heide, zum fröhlichen Empfang entgegen!

Nun fing die Straße zu fallen an. Ein neues Gewässer erschien zur Rechten, nach Süden hinabeilend: Gülek-Tschai, ein Quellbach des Cydnus, der durch Tarsus fließt. Zur Linken stieg ein mächtiger Kegel auf, der

Burgberg von Anascha; zur Rechten hob sich die breite Flanke des Bulgar-Dagh terrassenförmig in graugrünen, zerklüfteten Massen zu dem hinter den steilen Vorhöhen verborgenen, nackten Hauptkamm der Zentralkette empor; nach vorwärts aber ging es in ein tiefes, rasch sich senkendes Tal hinab, der engsten Stelle, den Pylae Ciliciae, zu. Rascher rollte der Wagen und rascher, erwartungsvoller schlugen die Pulse; mit wachsender Spannung spähten wir bei jeder Biegung des Weges, die eine neue Aussicht eröffnete, vorne zum Wagen hinaus und beobachteten, wie die Talwände immer enger zusammenrückten und der vorwärtseilende Fluß auf dem Grunde in immer schnellerem Falle, stärker und stärker rauschend, zu uns hinauftönte. Da erweiterte sich die Szenerie ganz unvermutet nochmals zu einer Art Hochebene, und zu beiden Seiten des Weges zeigten sich stattliche Festungswerke. Es waren die Batterien Ibrahim Paschas, die, seinerzeit mit ungeheueren Kosten errichtet und mit hundert schweren Geschützen armiert, die Nordgrenze des geträumten ägyptischen Großreiches von Chartum bis zum Taurus hier verteidigen sollten.

Hassan zeigte uns an verschiedenen Stellen alte Türme, die, nur von einem kundigen Auge leicht aufzufinden, auf den Berghöhen lagen — „arabische" Schlösser nannte er sie. Arabistan ist hier Ägypten; man sieht, wie schnell die Legende arbeitet! Noch sind es keine 70 Jahre, daß Ibrahim Pascha hier stand, und schon werden alle alten Bauwerke in der Gegend des Passes den Ägyptern zugeschrieben. Daß einst wirkliche Araber, die Heere der Abassiden, durch die cilicischen Defilés zogen, davon ahnt hier natürlich keine Seele etwas.

Bald hinter den alten, ägyptischen Batterien liegt die Station Gülek — ein Wachthaus mit einem Saptiehposten und Pferden zum Wechseln für die reitende Post und für die Regierungsbeamten. Strahlender Sonnenschein lag über der imposanten Landschaft; die viele hundert Meter hohen, hellgrauen Felswände rückten immer näher von beiden Seiten zusammen, und über das tiefe Tal, das immer mehr den Charakter eines steilwandigen Cañons annahm, spannte sich das leuchtend blaue Gewölbe des Himmels mit segelnden, weißen Wölkchen darauf, als ob eine durchsichtige Riesenkuppel, oben auf den gigantischen Stützmauern der Schluchtränder aufliegend, das Felsental überdachte. Überall, wo ein Baum, ein Strauch, eine Ranke Fuß und Wurzel fassen konnte, kletterte, quoll und hob sich's in hellem und dunklem Grün aus den phantastisch kühnen Formen des hellen Gesteins zum Licht empor: eine wunderbar ästhetische Farbenwirkung von höchster Schönheit zu der machtvollen Bewegung des historischen Empfindens an diesem Orte, wo die Weltgeschichte so hoch emporgebrandet ist, wie nur an wenig Stellen auf dem Erdball.

Zuletzt ließ unsere Spannung uns fast gar nicht mehr auf die nähere Umgebung achten, sondern konzentrierte sich ganz und gar auf den Moment,

wo wir die Pylen selber zu Gesicht bekommen würden. Nur eine Vorstellung heftete sich noch daneben mit zwingender Gewalt in mir fest: Bei jedem Steinblock, bei jeder Felsecke, bei jeder Kaskade des Flusses trat mir der Macedonierkönig vor Augen, wie er mit seinem leichten Streifkorps in fliegender Hast hier vorwärts stürmte, um die Perser in den Pylen zu überfallen, bevor sie seinen Anmarsch erwarteten.

Jetzt endlich kommt die letzte Biegung des Weges vor dem Eintritt in die Enge, und wir sind in den Pylen! Ich ließ halten; wir stiegen aus, Hassan mit dem Wagen fuhr langsam voran und mit bewegter Seele nahmen wir die grandiose Szenerie des Ortes in uns auf. Furchtbar zerklüftete Felswände steigen vom tiefen Grunde eines engen Spaltes, auf dessen Boden ein Wildwasser südwärts stürzt, auf beiden Seiten zu schwindelnder Höhe empor. Unten ist die Schlucht nur wenige Klafter breit und bietet von Natur neben dem Flusse überhaupt keinen Durchgang weiter, aber auf der rechten Seite ist, vom Grunde des Gewässers auf, eine Art Damm aus ungeheuren Steinblöcken in die Höhe getürmt, und die so geschaffene Grundlage für den Weg hat man durch Fortsprengen des anstehenden Gesteins nach rechts in die Flanke des Felsens hinein so weit verbreitert, daß ein Wagen hindurchfahren kann. Ein großer Teil dieses Straßenbaues ist alt, anderes erst in diesem Jahrhundert neu hergestellt, und das Ganze wird fortgesetzt verändert. An der engsten Stelle ist die Straße ganz in die Felswand hineingehauen, und hier steht noch ein aus dem Gestein herausgearbeiteter römischer Meilenstein von Mannshöhe, daneben mehrere verwitterte Votivstelen mit ganz unleserlich gewordener, anscheinend griechischer Schrift. Das sind die eigentlichen Pylen oder Tore, so genannt, weil im Altertum wahrscheinlich in der Tat gewaltige Torflügel und eherne Riegel den Engpaß schlossen. Bei dem Meilenstein und den Stelen liegt die moderne Straße auch noch genau im Niveau der alten; so wie man heute an die Inschriften herantritt, genau so tat man es auch vor zweitausend Jahren — auf dieses selbe Stück Boden haben buchstäblich die Füße aller Vorüberziehenden getreten, seit ein Weg hier überhaupt gebahnt ist.

Der allerengste Teil der Passage ist nur etwas über hundert Schritte lang; davor und dahinter ist die Schlucht zwar immer noch so eng, daß ein Baumstamm unten als Brücke von Wand zu Wand dienen könnte, aber sie ist nicht mehr geradezu mit einem Tor zu sperren. Unbeschreiblich wilde Felstrümmer liegen unten im Flußbett, teils durch das Wasser herabgewälzt, teils aus der Höhe niedergestürzt; in wirrem Chaos übereinandergetürmt, mit Bäumen, Sträuchern und Schlingpflanzen bewachsen, macht das Ganze in Wirklichkeit den Eindruck, als ob ein Heer von Riesen diese häusergroßen Massen von oben heruntergeschleudert habe, um den andrängenden

Feind in der Tiefe zu zerschmettern. Überall an den Felsen, auch an ganz unzugänglichen Stellen in großer Höhe, sieht man Nischen, die anscheinend Inschriften bergen, und auf dem größten gestürzten Block ist eine — ohne Leitern allerdings nicht zu lesende — Inskription des Kaisers Marcus Aurelius Antoninus sichtbar.

Unser braver Madat wunderte sich im Boghas (das ist der türkische Name für die Pylen — der ganze Paß heißt daher Gülek-Boghas) über nichts mehr, als über die großen Bäume, die aus jeder Felsenritze hervorwuchsen. „Was für eine Menge Holz! Nein, wie können dort Bäume wachsen! Wenn ich dies Holz in meiner Heimat hätte, wäre ich ein wohlhabender Mann — solch ein Baum allein kostet in meinem Dorf Igdyr zwanzig Rubel!" Es war wohl das erstemal in seinem Leben, daß er, in der waldlosen transkaukasischen Steppe geboren, solch eine Fülle wildwachsender, mächtiger Waldbäume sah, wie sie hier im Taurus seinen Blicken sich darbot. Nun — der Menschen Geister sind verschieden. Madat staunte den Baumwuchs in den Felsenklüften an und schätzte den Geldwert dieser Hölzer in seinem Dorf; unsere Gedanken aber durchflogen drei Jahrtausende.

Was haben diese Felsen nicht alles gesehen — welcher Männer Fuß hat diese kaum wagenbreite Straße betreten! Lange bevor Salomo den Tempel von Jerusalem baute und die Griechen um Troja stritten, drangen die Chattistämme hier aus Kleinasien nach Cilicien und Syrien hindurch, und fünf Jahrhunderte später gingen assyrische Heereszüge in entgegengesetzter Richtung auf das kleinasiatische Plateau hinauf. In den Kriegen, die das persische Großreich schufen, hat der Boghas, soviel wir wissen, keine Rolle gespielt; für die Zerstörung des Perserreichs aber hat er eine verhängnisvolle Bedeutung, denn Cyrus der Jüngere und Alexander haben ihn benutzt. In der Diadochenzeit und während der Epoche des römischen Imperiums lief in Krieg und Frieden die stärkste Verkehrsader zwischen Kleinasien, Syrien und den Euphratländern durch die Pylae Ciliciae: Antigonus, Cicero, Marcus Antonius und Julianus Apostata haben ihre Armeen hindurchgeführt; in den Kriegen der Byzantiner mit den Arabern flutete die Woge des Kampfes zwischen Tarsus und Tyana über ein Jahrhundert vor- und rückwärts; dann kamen die Seldschuken und die Kreuzfahrer, die rubenidischen Könige von Armenien und die Regimenter Ibrahim Paschas. — Mit dem Rücken an die aus der Felswand heraustretende Halbsäule des Meilensteins gelehnt, blickte ich bald auf die Straße und den Fluß, bald in die Schlucht und zu den Felsen drüben empor. Es hat etwas Seltsames, fast Beklemmendes und dann doch wieder Erhebendes: auf diesem Quadratmeter Felsen haben Alexander der Große und Harun al Raschid gestanden! Dazwischen freilich ein größerer als sie, zum mindesten einer, der die Spuren

seines Lebens tiefer als sie in die Züge der Welt gedrückt hat — Paulus von Tarsus!

Wir blieben lange in dem Engpaß, länger als unsere Leute begriffen. Jenseits der Pylen fährt man noch eine Weile im Gebirge; dann fängt der rasche Abstieg zur cilicischen Ebene an. Gülek-Boghas liegt 1100 Meter hoch; vier Stunden später waren wir bereits unten in der Küstenebene, der alten Cilicia Pedias. In der Frühe des sechsten Tages tauchte Tarsus auf; zehn Minuten vor der Stadt fuhren wir über die Schienen der Eisenbahn, die den Hafenplatz Mersina mit Adana verbinden. Sie sollte den Anfang der großen englischen Euphratbahn über Issos und das Amanusgebirge nach Biredschik (dem alten Zeugma am Euphrat) und weiter nach Bagdad bilden. Jetzt wird wohl kaum ein Jahrzehnt darüber vergehen, bis deutsche Lokomotiven von der Stadt des Paulus, an den Wasserfällen vorüber, in denen Alexander der Große gebadet hat, ihren Weg nach den alten Königsstädten der Assyrer und Babylonier, nach der Kalifenresidenz am Tigris nehmen. Der Pfiff des Dampfwagens in den Cilicischen Toren! Ein Triumph des Abendlandes, der herangewachsenen Tochter, über die alte Mutter der Menschheit im Osten — eine bedeutsame Etappe vorwärts in der Wiedererwerbung einer Weltstellung für das Germanentum — und doch: dank sei dem gütigen Schicksal, das mich den Boghas noch sehen ließ, bevor das blanke, stählerne Doppelband der Schienen den Taurus in Fesseln schlägt!

Mersina in Cilicien, den 4. Oktober.

Den heutigen Nachmittag haben wir damit verbracht, die Ruinen von Soli-Pompejopolis zu besuchen. Sie liegen 1½ Stunden westlich von Mersina, unmittelbar am Meere und bestehen aus einem Trümmerfeld von großer Ausdehnung, das von einer langen und imposanten Kolonnade aus dunklen Basaltsäulen durchschnitten wird; außerdem sind Reste eines großen Theaters, ausgedehnte Hafenanlagen, die alten Mauerlinien der Umwallung und anderes dergleichen zu erkennen. Soli war noch vor den Perserkriegen als griechische Kolonie von Milet aus gegründet, verlor aber dann im Laufe der Jahrhunderte seinen Charakter als hellenische Stadt und galt als ein mindestens zur Hälfte barbarisierter Ort. Als Cyrus der Jüngere mit den 10000 Griechen seinen Feldzug gegen Artaxerxes unternahm, berührte er auch Soli, und ein Teil seiner Armee lagerte längere Zeit vor der Stadt. Damals war es der wichtigste Hafenort des halb unabhängigen Fürstentums Cicilien, dessen Herrscher, der Syennesis, dem Großkönig in Susa Tribut bezahlte. Interessant ist der Platz aber auch dadurch, daß er den äußersten Punkt bezeichnet, bis zu dem einstmals sich das Königreich Großarmenien

erstreckt hat. Tigranes, der Schwiegersohn des Mithradates, eroberte auf der Höhe seines Glücks die Stadt und verpflanzte ihre mittlerweile wieder stärker hellenisierten Einwohner ins Innere seines Reiches. Sie sollten mit den Einwohnern vieler anderer eroberter Griechenstädte als Einwohnerschaft seiner neugegründeten Hauptstadt Tigranokerta dienen. Tigranes zerstörte Soli und ließ es in Ruinen liegen. Dann kam die Niederlage des Königs durch Lucullus und Pompejus. Pompejus führte die exilierten Solier wieder in ihre Vaterstadt zurück und baute den Ort neu auf: darauf erhielt er ihm zu Ehren den Namen Pompejopolis.

Wir fuhren um Mittag aus Mersina aus. Ein deutscher Landsmann, der in diesem Winkel Kleinasiens davon lebt, daß er Pflanzen des Taurus — einer der unerschöpflichsten Schatzkammern botanischer Seltenheiten — sammelt, hatte uns sein Gefährt zur Verfügung gestellt. Der unvermeidliche Saptieh begleitete uns natürlich. Die Chaussee nach Westen längs der Küste ist für türkische Verhältnisse gut und man kommt in schlankem Trab vorwärts. Während der Fahrt hat man rechts und links einen ausgezeichneten Eindruck von dem Charakter der cilicischen Ebene. Sie ist hier, zwischen dem Meere und dem Gebirge, allerdings schon schmal, nur wenige Stunden breit, während sie weiter nach Osten sich mehrere Tagereisen in die Länge und Breite dehnt. Der Charakter aber, der innere Aufbau, sind hier wie dort dieselben. Die ganze Küstenebene verdankt ihre Entstehung dem von den zahlreichen im Taurusgebiet entspringenden Flüssen herabgeschwemmten und zerriebenen Gesteinsschutt. Die lange, fingerförmige Einbuchtung des Golfs von Issos oder Alexandretta ist nur das letzte Überbleibsel einer einstmals hier vorhanden gewesenen bedeutend größeren Bucht des Mittelmeers. Noch heute sind namentlich die Flüsse Seihun und Dschihan unausgesetzt am Werke, die Fläche des Meeres einzuengen und immer neue Landanschüttungen zu vollführen. Wie sich denken läßt, entsteht hierdurch ein feuchter und überaus fruchtbarer Alluvialboden. Dazu kommt, daß der hohe Wall des Taurus mit seinem längs der syrischen Küste südwärts entsandten Seitenzweig, dem Amanussystem, eine unübersteigliche natürliche Schutzwehr der ganzen Küstenebene gegenüber den kalten und trockenen, aus dem Innern des Landes kommenden Nord- und Ostwinden bietet. So wiederholen sich im ebenen Cilicien, nur in einem durch die südliche Breite noch gesteigertem Grade, dieselben Bedingungen, die aus der italienischen Riviera von Nizza bis Genua ein im Verhältnis zu all den umliegenden Landschaften klimatisch so bevorzugtes Gebiet machen. Die alte Cilicia Pedias ist denn auch von jeher ein besonders reiches, fruchtbares und üppig angebautes Land gewesen. Noch heutigentages gibt es dort nicht ganz unbedeutende Baumwollpflanzungen, und das ist in dem Gebiet der alten vorderasiatischen Kultur-



In der cilicischen Ebene.

länder fast immer ein untrügliches Zeichen dafür, daß man sich auf einem von Urzeiten her von menschlichen Ansiedlungen und menschlicher Arbeit besonders gern aufgesuchten Boden befindet. Dieses Stück von Cilicien tritt uns daher schon in den frühesten Epochen der assyrischen Geschichte, in den ältesten Denkmälern, die von Kriegszügen der Assyrerkönige in westlichen Ländern berichten, entgegen. Schon die griechische Legende weiß zu erzählen, daß der König Sardanapal die Stadt Tarsus erbaut habe und daß in der Nähe in den Bergen sein in den Stein gehauenes Bildnis zu sehen sei. Während die Seleuciden und Römer die Herren des Landes waren, war der ganze Küstenwinkel um den Golf von Issos mit einem dichten Gewimmel von Städten und Ansiedlungen erfüllt. Nicht wenige Ruinen ragen heute noch, vergessen und verloren, inmitten der verödeten Wildnis empor, und wenn es einmal in Cilicien zu Ausgrabungen im großen Stil kommen sollte, wie in Assyrien und Nordsyrien, so werden aller Wahrscheinlichkeit nach merkwürdige und ungeahnte Resultate diesem ausgedehnten Schwemmlande entsteigen. Von all den alten Städten aus der antiken Zeit haben nur noch Adana und Tarsus mit ihren Namen eine gewisse, wenn auch bescheidene Bedeutung behauptet.

Unterwegs zwischen Mersina und Pompejopolis überschreitet die Straße mehrere vom nahen Gebirge zur Rechten herabkommende rasche Wasserläufe. Die Tauruskette ist so nah, daß die Gipfel und Kämme des eigentlichen Hochgebirges hinter den Vorbergen verschwinden; grüner Wald deckt die Hänge des Gebirges. Die ganze Küstenebene ist wie besät mit großen und kleinen Myrtengebüschen; wo Wasser fließt, ziehen sich lange Oleander dickichte dazwischen hin. Myrte und Oleander stehen in Blüte. Wie schade, daß wir nicht solch einen blühenden Busch mit nach Hause nehmen oder

senden können! Man würde uns freilich schwer glauben, daß die großen geöffneten Kelche mit der buschigen Masse weißer Staubfäden darin wirklich Myrtenblüten sind. Von Menschen ist die Ebene so gut wie leer; erst wo das Gebirge anzusteigen beginnt, gewahrt man mehrfach Ansiedelungen. Die Ziegenherden, die von den Bergweiden bis an die Küste herabsteigen, bringen es mit ihrem gefräßigen Zahn zuwege, daß sich der Baumwuchs fast nirgends über einen buschförmigen Charakter hinaus erhebt.

Wir waren nicht lange gefahren, als in der Ferne bereits, scharf gegen den hellen Horizont sich abzeichnend, die lange Kolonnade von Pompejopolis sichtbar wurde. Lange bevor unser Wagen die Ruinenstadt erreichte, passierten wir auf beiden Seiten des Weges eine große Menge antiker Trümmer. Meist waren es unverkennbar Reste von Gebäuden, die Mauern bis auf das jetzige Niveau des Bodens niedergebrochen, so daß sich ihr alter Verlauf wie das Schema eines Grundrisses von dem graugrünen Rasen der Umgegend in heller Steinfügung abhob. Hier und da erhoben sich Mauerzüge auch noch in einiger Höhe über dem Erdboden. Das Material war bald heller Kalkstein, bald dunkler Basalt oder rotbrauner Porphyr. Auf der Höhe der Säulenstraße angekommen, mußten wir aussteigen und das Ruinenfeld zu Fuß umwandern. Erst wenn man wirklich selbst auf dem weiten Terrain umherklettert, bekommt man einen Begriff von der ungeheuren Verwüstung, die hier stattgefunden hat. Trotzdem, daß die Steine schon seit vielen Jahrhunderten zur Erbauung späterer und heutiger Ortschaften verwendet worden sind — so ist z. B. ganz Mersina und großenteils auch das gegenüberliegende Alexandretta mit dem Quadermaterial von Pompejopolis erbaut — so liegen doch noch immense Massen an Ort und Stelle übereinander gestürzt. Wahrhaft imponierend ist die Säulenstraße. Dieselbe Anlage einer solchen womöglich die ganze Stadt durchschneidenden Prachtkolonnade kehrt in vielen Städten des Ostens wieder. Palmyra in der Wüste östlich von Damaskus und Bostra im Ostjordanlande sind ganz nach demselben Plane gebaut gewesen. Daß die Säulen von Pompejopolis Zeugnis von einem besonders hoch entwickelten Kunstgeschmack ablegten, kann man allerdings nicht sagen. Weder das Verhältnis der Schäfte noch die Arbeit an den Kapitälen sind gut; nur der Gesamteindruck imponiert. Man kann wohl mit ziemlicher Sicherheit vermuten, daß die Kolonnade nicht aus der Zeit der Wiederherstellung des Ortes seit Pompejus stammt, sondern daß sie die Zerstörung der Stadt durch Tigranes überdauert hat und schon während der mehr barbarischen Epoche von Soli errichtet ist. An verschiedenen Punkten des alten Stadtgebietes erhebt sich der Schutt zu hohen Hügeln. Nach andern Beispielen, die uns bekannt sind, darf man vermuten, daß in jedem dieser Hügel die Überbleibsel eines Gebäudes von Bedeutung stecken, eines Tempels,

eines Palastes. Von der höchsten dieser Erhebungen aus, deren Fuß beinahe unmittelbar von den unwahrscheinlich blauen Wellen des Mittelmeeres bespült wird, hat man einen Überblick über das Ruinenfeld. Gerade zu Füßen erstrecken sich die Überreste der alten Hafendämme ins Meer hinaus, und dahinter weitet sich in Gestalt eines versumpften, zum Teil von grünen Rasenflächen erfüllten Bassins die einstige Rennbahn, das Stadion. Der Eindruck dieser Verlassenheit ist groß und erhaben. Er würde noch tiefer zu Herzen gehen, wenn man nicht auf Schritt und Tritt die zudringliche Begleitung des türkischen Soldatengesindels ertragen müßte, das, angeblich zur Aufrechterhaltung der Sicherheit, in Wirklichkeit um von den Besuchern Backschisch zu erbetteln, in einer aus roh aufgelesenen Steinen erbauten Wachthütte in den Ruinen haust. Die Leute sind zudringlich wie die Fliegen, bieten Reitpferde an, mit denen man zwischen den übereinander gestürzten Steinmassen doch nicht fortkommen kann, schleppen Wasser und Milch in unsagbar schmutzigen Gefäßen herbei und ergehen sich in Drohungen und Verwünschungen, wenn sie für diese unerbetenen Dienste ihrer Meinung nach nicht genügend belohnt werden. Aber das ist der Orient. Es gehört zu den Fähigkeiten, die sich jedermann erwerben muß, der mit einigem Genuß hier reisen will, daß er lernt, sich durch solche Begegnisse die Stimmung nach Möglichkeit nicht verderben zu lassen.

Mit dem Ausflug nach Pompejopolis ist nun der erste Hauptteil unserer Reise, derjenige, welcher dem Lande und dem Volke der Armenier gegolten hat, zu Ende. Auf jener Trümmerpyramide, angesichts des verschütteten Hafenbeckens des alten Soli, haben wir das fernste Bereich der Länder durchmessen, denen das Volkstum der Armenier von alters her seinen besonderen Stempel aufgedrückt hat. Der cilicische Taurus, die Amanusketten und die große Ebene des Dschihan und Seihun sind das äußerste und letzte Gebiet gewesen, in dem sich das Armeniertum als besondere und selbständig politische Größe lange Zeit hindurch geltend gemacht hat. Noch sind die Schluchten und Höhen des Gebirges, die Flußtäler und die Ebene erfüllt von Bauwerken aus jener Zeit des rubenidischen Königtums von Kleinarmenien, deren viele überraschend gut erhalten sind. Dieses und jenes von ihnen aufzusuchen, wäre bei der romantischen Lage und bewunderungswürdigen Architektur mancher dieser Schlösser eine lockende Aufgabe, und wenn ich diesmal aus dem Lande scheide, ohne der Lockung gefolgt zu sein, so soll das noch lange nicht heißen, daß ich glaube, uns beiden heute zum letztenmal in cilicischen Ruinen einen Myrtenstrauß gebrochen zu haben!

Zurückgekehrt wurden wir von den Gastfreunden durch eine seltsame Überraschung empfangen. Als wir uns an ihre Tafel setzten und freudig die Hände zum lecker bereiteten Mahle erhoben, erschien eine Platte mit



Vor Mersina.

— ja wirklich und wahrhaftig — mit einem Haifisch. Das Tier war allerdings für einen Haifisch von mäßiger Größe, nicht über einen Meter lang, auch sauber gedämpft und zerschnitten. Aber ein merkwürdiger Anblick war es doch, das gefräßige Meeresungeheuer in Miniaturausgabe und mit einer verschwenderischen Fülle von Öl übergossen auf der Tafel vor sich zu sehen. Die Flossen, die in China bekanntlich als hervorragende Leckerbissen gelten, schmeckten ziemlich nichtssagend; das Fleisch aber aufs äußerste süßlich. Die Eingeborenen und die akklimatisierten Europäer essen es mit Vorliebe; wir taten dem Gericht nur wenig Ehre an. Besser behagten uns schon die Datteln, die Rosinen und die enorm großen Weintrauben. Der Geschmack steht aber auch bei diesen im umgekehrten Verhältnis zu ihrer Größe. Die cilicische Ebene selbst ist offenbar schon zu heiß, um schmackhafte Weintrauben hervorzubringen. Auch auf dem Boden des Jordantals bei Jericho, wo gleichfalls schon ein subtropisches Klima herrscht, sollen sie zwar wachsen, aber fast ungenießbar sein.

Heute nachmittag, während wir in Pompejopolis waren, ist der ägyptische Dampfer, der uns von hier bis Beirut bringen soll, auf der Rhede erschienen. Einen Hafen gibt es nicht und die großen Schiffe müssen eine

Strecke vom Ufer entfernt Anker werfen. Morgen früh gehen wir an Bord. Von da ab kommt wieder etwas Neues, oder wenn man will, etwas Altes: ein Stück Reise mit den Mitteln modernen Verkehrs. Auch von Beirut nach Damaskus wird uns der Dampf über die Libanonketten führen, und erst jenseits jenes Paradieses der Moslems soll die alte Art des Vorwärtskommens, die wir seit Charput aufgegeben haben, zu Pferde und in aller Freiheit, wieder beginnen. Wir freuen uns darauf. Hier in Mersina gibt es zwei angebliche Hotels und einen großen Chan. Da es nun einmal eine Orientreise ist, so haben wir den Chan mit all seinen unverfälschten orientalischen Eigentümlichkeiten dem zweifelhaften Gemenge von Schmutz und Europasurrogaten in jenen Fremdenherbergen „höherer" Ordnung vorgezogen.

Wer einmal vom Orient geschmeckt hat, den tut über kurz oder lang immer wieder die Sehnsucht nach der Rückkehr ins Morgenland erfassen. Ich weiß, daß es auch uns hiermit nicht anders gehen wird, als all denen, die vor uns diese Sonne geschaut und diese Luft geatmet haben. Bis dahin dem Leser, der uns auf unserem Pfade von den Schneebergen des hohen Kaukasus bis hier ans blaue Mittelmeer gefolgt ist, Dank und Gruß!

Achtes Kapitel.

Südarmenien. Urfa. Diarbekir.

Zwei Jahre, nachdem ich diese letzten Zeilen geschrieben hatte, machte ich mich abermals auf die Reise ins Morgenland. Diesmal verfolgte ich neben anderen Zielen auch noch ausdrücklich die Absicht, die Stationen der „Deutschen Orientmission“ in der Türkei, Urfa und Diarbekir, zu besuchen und mir von der Arbeit der Gesellschaft an Ort und Stelle ein Bild zu machen. Außerdem empfand ich es als eine Lücke in der Reihe der Vorstellungen und Erfahrungen, die ich mir von Armenien und den Armeniern in ihrem Lande auf jener ersten Reise erworben hatte, daß mir die armenischen Gegenden jenseits des Taurus, in früheren Zeiten ein Hauptbestandteil des Reiches, ganz unbekannt geblieben waren. Diese neue Reise bot gleichfalls des Interessanten so viel, daß ich die Hoffnung hegen darf, die Leser werden mit mir dem Herausgeber der „Preußischen Jahrbücher“ Dank für seine Erlaubnis zum Abdruck der betreffenden Stücke meines Tagebuchs wissen. Zur näheren Erläuterung des Folgenden schicke ich einige Zeilen über die Entwicklung, welche die Tätigkeit der deutschen Hilfskomitees für Armenien mittlerweile genommen hat, voraus.

In der anfangs gemeinsam betriebenen Arbeit der verschiedenen mehr oder minder locker konstituierten Vereinigungen, die sich zum Ziel gesetzt hatten, der himmelschreienden Not in Armenien zu steuern, stellten sich allmählich zwei verschiedene Hauptrichtungen heraus: eine mehr orthodox-pietistische unter der Leitung des westfälischen Pastors Lohmann, das sogenannte „Frankfurter“ Komitee, und eine zweite von weiteren und freieren Gesichtspunkten ausgehende mit Johannes Lepsius, dem Sohne des großen Ägyptologen, an der Spitze, das „Berliner“ Komitee. Dieses letztere erkannte bald die Notwendigkeit, seine Aufgabe im Orient weiter zu fassen, als in der Beschränkung auf die speziell „armenische“ Hilfeleistung. Die armenischen Greuel haben neben dem vielen Schrecklichen auch das eine Gute gebracht, daß man unter ihrem Einfluß in Deutschland viel lebhafter angefangen hat, sich mit dem türkischen Orient zu beschäftigen. Bei den meisten blieb diese

Beschäftigung allerdings insofern eine ziemlich unfruchtbare, als sie unter dem Einfluß eines nach dieser Richtung hin unwissenden, schlecht bedienten und würdelosen Preßwesens vor sich ging; anderwärts geschah aber auch viel Besseres, und namentlich ist teils direkt im Dienste der Hilfskomitees, teils durch ihre Tätigkeit angeregt, eine größere Anzahl gebildeter Deutschen wirklich selbst in der Türkei gewesen und hat von dort Berichte heimgebracht. Alle diese persönlich gesammelten Erfahrungen liefen aber im letzten Ende auf das eine hinaus, daß es für das christliche Deutschland eine Pflicht sei, sich nicht nur der armenischen Witwen und Waisen, sondern der Not des Orients überhaupt anzunehmen.

Konsequent gedacht müßte man allerdings vom christlichen Standpunkt aus alsbald dabei anlangen, den Orient zu „missionieren", insofern es sich bei diesem Wort um eine Tätigkeit in dem sonst üblichen Sinne des Wortes „Mission" handelt. Es liegen in den muhammedanisch regierten Staaten des Morgenlandes, Türkei, Persien, Afghanistan u. s. w., die Verhältnisse aber so, daß sie eine Tätigkeit, wie sie etwa in Afrika, Indien, China an den heidnischen und buddhistischen Völkermassen geschieht, unmöglich machen. Das muhammedanische Religions- wie das Staatsgesetz verbieten den Abfall vom Islam zu irgend einem anderen Bekenntnis unbedingt, und da hinter diesem Gesetz nicht nur die Macht des Staates, sondern die Überzeugung und die rücksichtslose Entschlossenheit des islamischen Klerus wie der gesamten Volksmasse stehen, so wäre es ein vergebliches und törichtes Beginnen, gegen die bare Unmöglichkeit anrennen zu wollen. Auf der andern Seite kann und wird uns aber niemand hindern, einiges aus unserem christlichen Kulturbesitz von freien Stücken dem Orient mitzuteilen, der daran Mangel leidet. Je weiter bei uns die Überzeugung durchdringt, daß ein großes und bedeutsames Stück unserer nationalen Zukunft in den islamischen Ländern des Orients liegt, desto entschiedener erhebt sich auch die Forderung: zu erkennen, daß unser sittliches Anrecht an diese Zukunft dadurch mit bedingt ist, in welchem Maße wir uns dem Orient gegenüber nicht nur als Nehmende, sondern auch als Gebende zu verhalten willens sind.

Wie gesagt, an Mission im herkömmlichen Sinne des Wortes kann und darf nicht gedacht werden. Hierüber muß bei uns wie bei den Muhammedanern und namentlich den türkischen Behörden volle und aufrichtige Klarheit herrschen. Was dagegen durch die Verhältnisse gefordert und zwar auf das dringlichste gefordert wird, das ist ein Erweis rein menschlicher, helfender und fördernder Liebestätigkeit. Niemand, der vom Orient etwas weiß, wird darüber in Zweifel sein können, welche Arten von Hilfe dort am meisten nottun und zugleich am dankbarsten empfunden werden, den geringsten Mißverständnissen ausgesetzt sind und am raschesten in die Lage kommen, un-



Armenische Waisen in deutscher Pflege.

mittelbare Erfolge zu sehen: Es ist die Arbeit des Arztes, des Pflegers, des Erziehers, des Lehrers. Ärztliche Hilfsstationen, Waisenhäuser, Schulen, Lehrwerkstätten, Industriehäuser für diejenigen, die arbeiten, Fertigkeiten erwerben möchten und keine Gelegenheit dazu haben, das ist es, was Menschen dort haben müssen, was ihnen innerlich wie äußerlich helfen und sie mit der Zeit über ihre jetzige sittlich und materiell bedrückte Lebensweise hinaus helfen kann.

Diese Erwägungen haben das Berliner Komitee des Deutschen Hilfsbundes für Armenien bereits im Jahre 1899 dazu bestimmt, die Ziele seiner Arbeit im Orient grundsätzlich zu erweitern, sie fortan nicht auf die Armenier, auch nicht einmal auf die christliche Bevölkerung in den muhammedanischen Staaten Vorderasiens zu beschränken, sondern die dort bestehenden und noch zu errichtenden Anstalten des Komitees gleichmäßig allen Hilfsbedürftigen und hilfebegehrenden Elementen unter der eingeborenen Bevölkerung, Christen, Israeliten wie Muhammedanern, zu eröffnen. Der Anfang dazu ist bereits mit der Errichtung mehrerer ärztlicher Hilfsstationen gemacht worden. Diese Anstalten sind für die Angehörigen aller Bekenntnisse da:

Für die Armen unentgeltlich oder so gut wie unentgeltlich (auf Gegenleistungen für die empfangenen Dienste in irgend einer Form, und wenn sie auch praktisch ganz minimal sind, muß aus erziehlichen Gründen bestanden werden), den Bemittelten natürlich gegen ein angemessenes Entgelt, das dazu beiträgt, die Kosten der Anstalten, wenn auch vorläufig nur zum sehr viel kleineren Teil, zu bestreiten. Zugleich mit dieser Änderung der Grundsätze für die Orientarbeit hat das Komitee sich auch zu einer Umwandlung des bisherigen Namens „Deutscher Hilfsbund für Armenien" in „Deutsche Orientmission" entschlossen. Dieser Name — Mission — darf nicht irre führen. Es sind wesentlich eine Reihe rein praktischer Gesichtspunkte, die zu seiner Annahme geführt haben. In der Türkei sind die amerikanischen, katholischen und verschiedene sonstige „Missionen", die sich natürlich nicht mit Muhammedanerbekehrung befassen, sondern ihre Arbeit unter den eingeborenen Christen entfalten, bekannte Größen, und es empfahl sich daher eine Bezeichnung zu wählen, die im Lande selbst den Eingeborenen wie den Behörden geläufig ist. Insbesondere aber war es notwendig, jede Erinnerung an die speziell armenischen Anfänge des Werkes in der neuen Bezeichnung zu tilgen, denn das Armeniertum wirkt nun einmal auf die Türken, namentlich auf die türkische Regierung wie ein rotes Tuch. Dieses und die geschehene grundsätzliche Erweiterung des Arbeitsfeldes über die armenische Nationalität hinaus haben also in erster Linie zu dem Namenswechsel geführt.

* * *

Meine Reise führte mich auch dieses Mal, wie schon 1898, in das russische Armenien; dann aber weiter durch Nordmesopotamien und die alten Verbreitungsgebiete der Armenier südlich vom Taurus; schließlich durch Syrien, Babylonien und Persien, und ich habe im Laufe des Jahres, das ich fern von der Heimat auf der Wanderschaft zubrachte, außer den armenischen Dingen noch eine Reihe anderer Ziele verfolgt. Als ein Ausschnitt aus dem Ganzen dieser Reise mögen nun diejenigen Begebnisse und Erfahrungen hier folgen, die in heute noch armenisches oder einstmals armenisch gewesenes Land hineingehören.

Urfa, den 27. November 1900.*)

Von Mossul am Tigris in sechszehn Tagereisen durch die Steppe von Nordmesopotamien hierher in die Abrahamsstadt! Tagtäglich, so oft ich die Feder in die Hand nahm, wollte ein Thema immer wieder als erstes in die Feder laufen, aber ich habe es unterdrückt, bis ich nun an einen Punkt gekommen bin, wo ich alles, was zur Sache zu sagen ist, einigermaßen im Zusammenhange übersehen

*) Preußische Jahrbücher. Bd. 104. Heft 1 f.


Cypresse und Turm zu Urfa.

kann. Ich meine die Errichtung der Hamidiés und ihre Folgen. Als ich vor etwas über zwei Jahren die armenischen Gebiete zwischen dem See von Wan und der alten Melitene durchzog, hatte ich noch gar keine Vorstellung davon, daß die Hamidiés nicht nur dort im Norden, sondern auch in diesen südlichen, heute zu Mesopotamien gerechneten Randlandschaften Armeniens eine gleich verhängnisvolle Rolle spielen!

In Mossul wollte ich mir ein Paar Gummischuhe kaufen: Preis 2 Medschidiés. Ich fand das teuer. „Ja", hieß es, „in Diarbekir kosten die Schuhe die Hälfte, aber bei Dschesireh am Strom sitzt Mustapha Pascha, der Hamidié, der plündert die Kelleks und erpreßt so hohe Abgaben von den Kellektschis, daß alle Diarbekirwaren, die auf dem Tigris herunterkommen, aufs Doppelte gestiegen sind! Ebenso steht es z. B. mit den Holzkohlen. Seit Mustapha die Kelleks, die Kohlen aus dem Gebirge bringen, bei Dschesireh schröpft, ist die Kohle — in Mossul das einzige Heizmaterial — so unerschwinglich teuer geworden, daß alle Welt mit Schrecken an den stark in Anzug befindlichen Winter denkt. Und dieser Mustapha, der Räuberhauptmann, hat den Rang eines kaiserlich ottomanischen Generals!

Bekanntlich traten die Hamidiés zum erstenmale in Funktion, als von Konstantinopel her die Armeniermassakers befohlen wurden. Damals erfüllten sie, wie ich im Herbst 1898 mich genugsam zu überzeugen Gelegenheit hatte, die auf sie gesetzten Hoffnungen nur zu vollständig. Darüber sind jetzt vier Jahre vergangen, aber die Provinzen mit stärkerer armenischer Bevölkerung sind heute noch ebenso ruiniert wie damals, als die Blutbäder eben vorüber waren. Auch in den Nachbarwilajets haben Handel und Wandel schwer gelitten, und weit entfernt, daß die Hamidiés jetzt Ruhe hielten, dehnen sie vielmehr die Region ihrer Plünderungen täglich weiter aus. Das ganze Gebiet, durch das ich von Mossul bis Mardin gekommen bin, vier Tagereisen vor Urfa, ist durch Hamidiés ruiniert. Diese sind von der ordentlichen Gerichtsbarkeit der Wilajets eximiert und unterstehen direkt dem Sultan resp. ihrem Generalkommandanten, dem Tscherkessen Muschir (Marschall) Seki Pascha in Ersingian. Jedes Vorgehen, jede Gewalttat, die von einem Hamidié, sei er Pascha oder gemeiner Reiter, gegen das gewöhnliche Recht begangen worden ist, kann erst vom Muschir abgeurteilt werden. Die Provinzialgouverneure und die ordentlichen Gerichte haben keine Autorität über die Mitglieder des Korps. Da nun der Sultan die Idee hat, sich in den nach seinem Namen (Abdul-Hamid) Hamidiés genannten eine unter allen Umständen ihm persönlich bedingungslos ergebene Truppe zu erhalten, so kann in praxi natürlich jeder Hamidié so ziemlich alles tun und lassen, was er will. Dazu kommt, daß fortgesetzt von den Chefs große Geldgeschenke an die maßgebenden Persönlichkeiten in Konstantinopel geschickt werden. Das alles sichert jeden Hamidié vollkommen gegen ernsthafte Unannehmlichkeiten von seiten der Justiz.

Die Hamidiés sind bei den Armeniern in den Geschmack am Rauben gekommen und sie hielten sich auch in der Folge darnach noch eine Weile an die christlichen Dörfer; jetzt aber machen sie, in Geschmack gekommen, auch vor den muhammedanischen nicht mehr Halt. Wenn ich hier schreibe, daß die Leute jenes Mustapha Pascha von Tschesireh in den beiden letzten Jahren zwischen Mossul und Nsabin gegen hundert Dorfschaften ausgeplündert, das Vieh geraubt und die Bewohner verjagt haben, so vermute ich, daß man in Europa sagen wird: so etwas sei nicht möglich. Ich habe die niedergebrannten und verlassenen Dörfer aber Tag um Tag auf meinem Marsche gesehen; ich habe es gesehen, wie die vor einem Jahre noch bebauten Felder jetzt weit und breit wüste lagen!

Mir steht nun noch die Gegend zwischen Urfa und Diarbekir bevor, wo es ebenso schlimm sein soll, wie auf der Route von Mossul her. Hier unmittelbar um Urfa sind die Zustände immerhin weit besser. Bevor ich aber nach Diarbekir gehe, will ich noch Nordsyrien sehen. Weihnachten



Kurdische Hamidiés in Nordmesopotamien.

hoffe ich in Aleppo zu feiern und dann zu längerem Aufenthalt hierher zurück!

Samosata, den 3. Dezember 1900.

Gestern bin ich von Urfa in einer Tour hierher geritten — etwa die Hälfte des unterwegs gesehenen Landes war steril, aber auch von dem Rest nur ein kleiner Teil angebaut. Der winzige Flecken an der Stelle der alten Hauptstadt des Königreichs Commagene heißt heute Samsat und ist einer der verlorensten Orte im ganzen türkischen Reich; die Menschen hier können sich überhaupt nicht erklären, was ein Europäer bei ihnen sucht. Beim Schech sind außer mir zwei Soldaten einquartiert, die das Askerijé — die Militärsteuer — von den Armeniern des Bezirks eintreiben sollen. Jeder männliche christliche Untertan der Pforte ist verpflichtet, von der Geburt bis zum Ablauf des sechzigsten Lebensjahres jährlich zwei Medschidiés, gleich rund sieben Mark, Wehrsteuer zu bezahlen; der persönlich abzuleistenden Wehrpflicht unterliegen bekanntlich nur Moslems. Auf diese Weise erhält die Staatskasse von jedem Christen, vorausgesetzt, daß er das Höchstalter für die Wehrsteuerpflicht erreicht, etwas über 400 Mark, was dem Jahreserwerb

eines Arbeiters entspricht, wenn man den allerdings hoch gegriffenen Tagelohn von 6 bis 7 Piastern (1,08 bis 1,26 Mark) zu Grunde legt und alle Tage im Jahre als Arbeitstage rechnet. In Wirklichkeit beträgt der Tagelohn für gewöhnliche Handarbeit nur 4 bis 5 Piaster sog. gutes Geld, d. h. das türkische Pfund zu 108 Piastern gerechnet, und der Fall wird kaum eintreten, daß der Mann das ganze Jahr hindurch arbeitet, so daß man gut zwei faktische Jahresverdienste auf das Askerijé anzurechnen hat. Unmittelbar nach den Massakers war natürlich an Eintreibung der Steuer in den betroffenen Gegenden nicht zu denken; seit einiger Zeit wird aber wieder mit dem Einsammeln begonnen und der ganze seit 4 bis 5 Jahren fällig gewordene Betrag auf einmal gefordert! Natürlich sind die meisten Leute noch lange nicht im stande zu zahlen, und das Auspressen der etwa schon wieder oder noch vorhandenen Pfennige ist eine sehr schwierige und langwierige Arbeit für die im Lande umhergeschickten Kommandos. Im Bezirk von Samsat halten sich die Soldaten schon Wochen auf und haben erst einen ganz geringen Betrag beisammen.

Ich habe Samsat aus zwei Gründen aufgesucht: einmal weil es der Wirkungsort einer der bedeutendsten Persönlichkeiten der christlichen Kirchengeschichte gewesen ist, und zweitens, weil ich von hier aus eine Fahrt auf dem Euphrat nach Biredschik machen will. Das Land hier zu beiden Seiten des Stromes ist ein alter Konzentrationspunkt menschlicher Kultur. Schon in den frühesten Zeiten des Assyrerreichs machten die Könige von Assur Kriegszüge in das Land Kummuch (Commagene); späterhin wird dieses direkt assyrische Provinz, und der große viereckige Tell von Samsat (1800 Schritt Umfang an der Basis und 15 bis 18 Meter Höhe) trug einen der wichtigsten Grenzplätze des Reiches gegen Nordwesten. Bei der Auflösung des Seleucidenreichs entstand in Commagene ein selbständiges, halb barbarisches, halb hellenistisches Königtum, das namentlich in den Gebirgen nördlich von der Hauptstadt viele und merkwürdige architektonische Denkmäler hinterlassen hat. Erst unter Vespasian wurde das Land zum römischen Provinzialgebiet geschlagen. Zu Strabos Zeit war Samosata ein wichtiger Scheidepunkt im Karawanenverkehr zwischen dem inneren Asien und den westlichen Ländern; hier sammelten sich die großen Karawanen nach dem fernen Orient, von hier an rechnete man den Beginn des Weges nach Indien, hier war der wichtigste Übergangspunkt über den oberen Euphrat. Ob dagegen die persische Königsstraße hier oder bei Malatia den Euphrat gekreuzt hat, ist fraglich. Bis auf Trajan, der die Grenzen Roms weit über den Strom nach Osten vorschob, lag eine Legion, XVI. Flavia Firma, als Garnison am Platze; man findet noch Steine und Ziegel mit Inschrift und Stempel von ihr in die modernen Häuschen vermauert. Der Umfang der alten Stadt ist, nach den erhaltenen

schwachen Resten der Umwallung zu schließen, ein sehr großer gewesen, und die Ruinen der Wasserleitung mit gemauerten Stau- und Sammelbecken, zwei Stunden nordöstlich, deuten ebenfalls auf ein reiches und kräftiges Gemeinwesen hin, das hier einst bestanden hat.

Für immer denkwürdig in der Entwicklungsgeschichte des Christentums ist die alte Euphratstadt durch den Versuch eines ihrer Bischöfe, Paulus, in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts, durch eine empirisch-psychologische Auffassung des Problems der Person Jesu die Religion des Evangeliums zu rationalisieren, wie es scheint, unter gleichzeitigem Appell an national-syrische Autonomie-Ideen in Bezug auf die Episkopien und Gemeinden der Provinz. Die Gedanken des Paulus von Samosata über das Verhältnis von „Gottheit“ und „Menschheit“ bei Jesus reichen ganz nahe an das heran, was einige der zur Zeit führenden liberalen Theologen in Deutschland hierüber lehren, und der moderne Satz: Wesenseinheit zwischen zwei verschiedenen Personen könne nichts anderes bedeuten, als Einheit des Willens; eine andere Einheit als diese sei zwischen getrennten Subjekten nicht denkbar, findet sich, wo nicht der Form, so doch der Sache nach, schon bei ihm. — Wird wohl je eine Zeit wiederkommen, in der aus diesen Ländern von neuem geistige Kraftwirkungen auf eine ganze Welt ausgehen, wie damals, als hier das Wesentliche für den inneren Ausgleich zwischen der alten Welt und dem neuen Glauben geschah?

Auf der alten Akropolis von Samosata sind noch die Trümmer eines Kastells zu sehen, das wahrscheinlich in arabischer Zeit aus älteren Werkstücken erbaut worden ist, denn es finden sich Quadern mit griechischer Inschrift als Baumaterial verwendet. Von der römischen Festung ist keine Spur mehr vorhanden; auch von dem weiten Mauerring der Unterstadt stehen nur wenige Bruchstücke mehr aufrecht. Es scheint, als ob man die behauenen und überall wieder zu verwertenden Steine abgebrochen und auf dem Flusse fortgebracht hat, denn größere Bauten an Ort und Stelle sind hier nach dem Fall der byzantinischen Herrschaft nicht mehr unternommen worden; der Platz ist verödet. Was für Massen bei einer Zerstörung liegen bleiben, wenn kein Baumaterial weiter aus den Trümmern entnommen wird, zeigt z. B. das mehrere Meter hoch mit Schutt bedeckte alte Weichbild von Nisibis. Man hat einen weiten Ausblick von der Höhe des künstlich aufgeschütteten Burgberges, der nacheinander den Sitz der alten Herrscher von Kummuch, die Zwingfestung der Assyrer, das Schloß der Seleucidenkönige von Commagene und die römische Zitadelle von Samosata getragen hat. Das Euphrattal erweitert sich hier zu einer großen Ebene, deren schwarzbraune und grüne Ackerfläche rings von niedrigen, weißlichen Kreidehügeln umgeben ist. Darüber ragt im Norden und Nordosten die Schneekette (wir

haben Dezember!) des hohen Taurus mit ihren scharfen Piks und mächtigen Massiven majestätisch empor. Von dort kommt das lange, vielfach geschlungene, glitzernde Band des Euphrat her. Bei Samsat fließt der Strom noch ziemlich rasch; die letzten wirklichen Schnellen nach dem Taurusdurchbruch liegen eine kleine Strecke oberhalb. Berühmt ist die waghalsige Fahrt des Hauptmanns von Moltke von Palu nach Samsat auf dem wilden, in zahllosen Katarakten durch eine mehrere hundert Kilometer lange Klamm herabstürzenden Fluß, um zu erkunden, ob Truppen und Kriegsmaterial etwa auf Kelleks heruntergeschafft werden könnten. Zwei bis drei Tagemärsche südwestlich von Samsat lagerten sich die türkische und die ägyptische Armee auf kurze Distanz gegenüber; Ibrahim Pascha hatte leidlich gesicherte Zufuhren zur See und durch Syrien, während den Türken die große Verbindungsstraße mit Kleinasien durch die ägyptischen Batterien im Gülek-Boghas (Pylae Ciliciae) gesperrt war und namentlich an Artillerie ein schmerzlicher Mangel empfunden wurde. Moltkes Unternehmen glückte und lieferte den Beweis, daß der Transport von Kanonen auf dem Euphrat von Malatia nach Samsat, wenn auch mit Risiko verbunden, so doch möglich sei, aber bevor der durch ihn geöffnete Weg praktische Bedeutung erlangte, kam es zur Schlacht bei Nisib (drei Stunden westlich von Biredschik, dem Übergangspunkt auf der Straße Aleppo-Urfa), in deren Folge den siegreichen Ägyptern ganz Mesopotamien und Anatolien wehrlos vor den Füßen lag. Späterhin sollen dann wirklich Truppentransporte durch die Euphratengen stattgefunden haben (?), bis in neuester Zeit die Erbauung der Fahrstraße über den Taurus zwischen Charput und Diarbekir eine unter allen Umständen praktikablere Verbindung zwischen den Provinzen nördlich und südlich des Hochgebirges herstellte. Immerhin wird Moltkes Kellekfahrt ein denkwürdiges Beispiel europäischen, zielbewußten Wagens in dieser Welt des unentschlossenen Schlendrians bleiben. Bezeichnend für türkische Art ist es übrigens, daß die Leute, soweit sie überhaupt etwas von Moltke wissen, sich vor allen Dingen stets darüber beklagen, daß er, obwohl er doch in des Sultans Diensten gestanden habe, auch einiges Ungünstige über türkische Zustände geschrieben habe!

Biredschik am Euphrat, den 6. Dezember.

Von Samosata bis hierher sind auf dem Euphrat 130 bis 140 Kilometer, die ich mit meinem sonderbaren Fahrzeuge in zwei Tagen und einer halben Nacht zurückgelegt habe. Nach vielerlei Verhandlungen glückte es schließlich, einen Mann aus dem Dorfe Kantara, eine halbe Stunde abwärts von Samsat, dazu zu gewinnen, daß er innerhalb vierundzwanzig Stunden ein kleines Kellek zu bauen und uns, d. h. meinen Reisegefährten auf dieser

Euphrattour, Herrn Eckart, Leiter des deutschen Waisen- und Industriehauses in Urfa, und mich, damit nach Biredschik zu bringen versprach. Ein solches Kellek besteht aus einer Anzahl Hammelschläuchen, die aufgeblasen, luftdicht zugeschnürt und dann dicht nebeneinander an einem darüber gelegten leichten Gitterwerk aus Stangen und Stäben festgebunden werden. Unser Kellek bestand aus zwanzig Schläuchen; ein einziges Eselein trug das ganze Material zu dem Fahrzeug — die unaufgeblasenen Häute und ein Dutzend schwacher Hölzer — vom Dorfe zum Fluß hinunter. Allerdings hatten vorher drei Leute fast die ganze Nacht hindurch an dem Geschmeidigmachen, Flicken und Dichten der seit Jahren nicht mehr gebraucht gewesenen, trocken und brüchig gewordenen Schläuche gearbeitet. Wären nicht die Eintreiber des Askerijé in der Gegend gewesen, die von unserem jungen Schiffer (er war Armenier) die Steuer für drei Jahre heischten, so hätten wir überhaupt kaum ein Fahrzeug bekommen, denn das Kellektschigewerbe oberhalb Biredschik ist im Eingehen begriffen. Es lohnt nicht mehr, wie die Leute sagen, Korn hinunterzubringen, da es jetzt unten billiger ist, als in Samsat, und ein Personenverkehr ist in der ganz dünn bevölkerten Gegend überhaupt kaum vorhanden.

Eine Stunde nach Beginn des Aufblasens und Bindens der Schläuche schwamm das Kellek auf dem Wasser. Aus Säcken und Decken wurde für uns ein ganz leidlicher diwanartiger Sitz hergerichtet; zwei aufrecht befestigte Gabelhölzer dienten dem Führer, der uns gegenüber saß, als Widerhalt für die primitiven Ruderstangen, mit denen die Lenkung im Strom erfolgt. Das ganze Gebilde war anderthalb Meter breit, zwei Meter lang, rechteckig, und ging mit seiner vollen Ladung fünf bis sechs Centimeter tief, so daß selbst ganz seichtes Wasser kein Hindernis fürs Weiterkommen war, solange keine Luft aus den Schläuchen entwich und die Tragefähigkeit dadurch geringer ward. Es war fürs erste ein recht merkwürdiges Gefühl, so im eigentlichsten Sinne des Wortes auf Luft zu sitzen und einen tiefen, reißenden Fluß hinabzutreiben. Jeder Wasserwirbel und jede Stelle mit beschleunigter Strömung brachte das federleichte Gefährt ins Schwanken und Drehen; sobald eine von den vielen kleinen Stromschnellen kam, tanzte es wie eine Nußschale auf und nieder und hüpfte förmlich über die strudelnd dahinschießenden Wasserwellen hinab — aber trotzdem gab es kein eigentliches Gefühl von Unsicherheit, vielmehr ein fortgesetzt sich steigerndes, wohliges Behagen an der schnellen, leicht dahingleitenden, laut- und mühelosen Fahrt zu Tal mit dem merkwürdigen, auf dem Euphrat und Tigris zwar schon seit Jahrtausenden gekannten, aber für mich immerhin neuen Vehikel.

Nach einigen Stunden erreichte unser Kellek den Punkt, wo der Euphrat das große, ebene oder höchstens schwach hügelige Becken von Samosata ver-

läßt und hohe Felsufer von beiden Seiten wiederum hart an den Fluß herantreten. Sofort mit dem Eintritt in diese Region verengert sich das Bett und die Strömung wird merklich rascher; namentlich in den zahlreichen scharfen Krümmungen schießt sie laut rauschend und strudelnd um die vorspringenden Kurven der Uferlinie herum, und der Kellektschi ist um so tüchtiger, je gewandter er sich immer im Strich der stärksten Wasserbewegung zu halten und dabei doch das Anschlagen an die Uferfelsen, wobei namentlich ein kleines Kellek leicht umkippt oder unter Wasser gedrückt wird, zu vermeiden versteht. Mit jeder Viertelstunde wurde die Fahrt jetzt interessanter und schöner. Der Euphrat ist innerhalb der Durchbruchsschlucht durch die nordsyrisch-mesopotamische Plateaulandschaft, in der wir uns jetzt befanden, etwa so breit und um diese Jahreszeit auch annähernd so wasserreich wie der Rhein bei Basel zur Zeit des Hochwassers in den Sommermonaten; seine Stromgeschwindigkeit würde ich eher noch für stärker halten. Auf dem rechten Ufer zeigten sich von Zeit zu Zeit, bald in schwindelnder Höhe in den Fels gehauen, bald bis nahe an den Wasserspiegel herabgeführt, die Überreste der Römerstraße, die der Provinz Syrien die Verbindung mit dem großen Karawanenplatz und Euphratübergangspunkt Samosata gab und die Truppenbewegungen längs der Stromgrenze auf römischem Reichsgebiet, das ja erst spät auf das jenseitige Ufer ausgedehnt ward, sicherte. Die Arbeit, die diese Straßenanlage einst gekostet hat, muß eine ganz enorme gewesen sein, und es scheint fast, als ob das Werk an manchen Stellen erst durch eine absichtliche Zerstörungsarbeit späterer Barbarei vernichtet worden ist.

Die größte und, mich wenigstens, vollkommen überraschende Merkwürdigkeit, was Werk von Menschenhand anbetrifft, ist aber auf dieser Strecke des Euphratlaufes die geradezu enorme Menge alter, in die steilen Uferfelsen hineingearbeiteter Höhlenwohnungen. Ich habe etwas entfernt Vergleichbares nur im Tale der oberen Kura auf dem transkaukasischen Hochlande gesehen; dort aber verdichtet sich die Menge der Höhlen nur auf einer kurzen, einige hundert Meter langen Strecke zu einer wirklichen Höhlenstadt, Wardsia, während sich hier beide Stromufer vom Nachmittag des ersten bis gegen Abend des zweiten Fahrttages fast ununterbrochen so dicht mit alten Wohnkavernen besetzt zeigten, daß die in ihnen einstmals angesiedelte Menschenmenge nicht niedriger als nach Zehntausenden angenommen werden kann. Allerdings findet man Höhlenwohnbezirke von ähnlicher Ausdehnung auch in Kappadocien, aber dort fehlt das ihnen in dieser Gegend Charakteristische: die Lage unmittelbar über einem großen Stromlauf.

Ich glaube nicht, daß eine erhebliche Menge dieser commagenischen Höhlen „prähistorisch“ ist — dazu ist ihre Zahl viel zu groß. Einzelne

mögen allerdings schon in der Zeit angelegt worden sein, da die oberen Euphratländer noch keine Geschichte hatten; weitaus die Mehrzahl von ihnen wird, wie in Kappadocien, bewohnt gewesen sein, bis nach der muhammedanischen Eroberung das Land überhaupt in die Periode der fortschreitenden Entvölkerung eintrat. Eine planmäßige Durchforschung der ganzen Region würde wahrscheinlich auf dem Gebiet der politischen wie der Kulturgeschichte gute Ergebnisse liefern, aber wo sollen Mittel und Interesse für solche Aufgaben dritten Ranges herkommen, wenn selbst Orte wie Harran-Carrhä und die ganze Tellregion von Nordmesopotamien noch — wer weiß wie lange! — darauf warten müssen, daß irgendwo im Abendlande das historische Interesse sich ihrer annimmt? An einigen Stellen zeigt sich an der äußeren Seite des Felsens, um die Höhleneingänge und Fensteröffnungen herum, etwas Architektur und Skulptur, ersichtlich hellenistisch-römischer Zeit. In der Regel sind von außen nur ziemlich plumpe Öffnungen vorhanden, während die in den Stein gehauene Ausstattung des Inneren mit zahlreichen Nischen, Rezessen, Vorratsbehältern sowie allerlei dekorativen Elementen sehr deutlich darauf hinweist, daß hier nicht etwa reine Barbaren gehaust haben, sondern daß eine troglodytische Bevölkerung von ziemlich hohem Kultur- und Besitzstande die Höhlen bewohnt hat. Namentlich die in den Felsboden hineingearbeiteten, oben engen, nach unten sich kegelförmig erweiternden Magazine zur Aufbewahrung von Öl, Korn, Mehl, getrockneten Früchten u. dergl. — bisweilen wahre Zisternen — sind hier ganz dieselben, wie ich sie überall in Nordwestmesopotamien an den alten Kulturstätten gefunden habe, und wie sie auch weiter südwärts im eigentlichen Syrien aussehen sollen. Vielleicht sind die Höhlen von Commagene ursprünglich bloß Zufluchtsstätten für die am Ufer belegenen Dörfer gewesen, falls Kriegsgefahr drohte. Diesem Zweck werden sie in hohem Grade entsprochen haben, denn mitten inne zwischen der oberen Steilkante der 50 bis 120 Meter hohen Ufer und dem Wasserspiegel gelegen, in eine fast senkrechte Felswand hineingearbeitet, sind sie sowohl von oben wie von unten nur auf schwierigen Kletterpfaden zugänglich und können mit Leichtigkeit selbst von einer geringen Anzahl Männer gegen Angriffe verteidigt werden. Späterhin mag auch in ruhigen Zeiten der dauernde Aufenthalt in den hier und da recht komfortabel ausgestatteten Löchern, namentlich wegen der unmittelbaren Nähe des kühlenden Flusses, dem Wohnen auf dem der Sommerhitze und den Winterstürmen ganz anders ausgesetzten Plateau vorgezogen worden sein. Nach der Verödung des Landes sollen dann, wie es jetzt bei den Eingeborenen heißt, noch bis in neuere Zeit christliche Einsiedler in einzelnen Zellen ihr beschauliches Dasein gefristet haben. Gegenwärtig sind, mit Ausnahme einer einzigen kleinen Gruppe, wo einige Hirtenfamilien hausen, alle die Tausende von großen und kleinen

Höhlungen unbewohnt und legen gleich den zahllosen anderen verödeten Wohnstätten auf und ab Zeugnis von der Menge der Menschen ab, die einst im Lande gelebt haben und heute wieder darin leben könnten, wenn der Fluch der geistig-religiösen Barbarei und der Mißregierung von ihm genommen würde.

Es ist übrigens merkwürdig, ein wie tiefes Gefühl für den Jammer und das Elend der heutigen Zustände unter den Leuten hier vorhanden ist! Sie wissen es wohl, und die Ruinen, unter denen sie wohnen, zeugen ja auch laut genug davon, daß vor alters die Menschen im Lande mächtiger waren, daß sie größere Werke errichteten und die Kräfte der Natur ihnen ganz anders gehorchten, als dem heutigen Geschlecht. Bei den Trümmern der alten Wasserleitung von Samosata bekamen wir von einem alten Manne wieder einmal dieselbe Frage zu hören, die mir schon mehrmals begegnet ist: „Wird das Volk wohl einmal wiederkommen, das diese Dinge gebaut hat und sein Erbe wieder in Besitz nehmen?“ Sie können es sich gar nicht vorstellen, die Armen, daß niemand anders als sie selber die Nachkommen jener sind, die den Burgberg von Samosata aufgeschüttet, den meilenlangen Aquädukt errichtet und die zehntausend Höhlen in den Fels der Euphratufer gehauen haben! Wie oft ist mir die Klage begegnet: „Ja, was soll denn Gutes bei uns sein, wir *haben ja keinen Eigentümer*!“ Damit soll nicht etwa ausgedrückt werden, daß keine politische Obergewalt existiert, sondern daß niemand da ist, der für Land und Leute wirklich so sorgt, so mit ihnen umgeht, *wie ein Besitzer* mit seinem Eigentum tut, wenn er es schätzt, es erhalten und mehren will. Und besser als mit diesem Wort wird man die Zustände, wie sie sind, schwer kennzeichnen können. Das Regieren besteht hier in nichts weiter, als im Erpressen von Steuern, Rekruten und Backschisch, wie es in der schlimmsten byzantinischen Zeit nicht schlimmer gewesen sein kann. Damals gab es aber doch daneben wenigstens auch noch große Gesichtspunkte im Dasein und in den Lebenserscheinungen des Staates, von denen heute im ganzen Morgenlande, vom Indus bis ans Mittelmeer, auch keine blasse Spur mehr existiert.

Man hat viel Zeit und Muße zu geschichtlichen und sonstigen Spekulationen auf solch einer Kellekfahrt — und wem drängten sie sich in diesem Lande und auf diesem Strome nicht auf! Oft ist aber doch der reine Natureindruck der Landschaft ein so überwältigender, daß man zu nichts weiter aufgelegt ist, als sich ganz und gar der Größe und seltsamen Erhabenheit der Szenerie hinzugeben. Es wurde Abend; Dämmerung begann sich über das Wasser zu legen und wunderbar zartgetönte Schatten spielten in den scharfen Windungen der tiefen Klamm, auf den rotgelben Felswänden der Ufer und in den Tiefen der Schluchten, die sich hin und her von der Seite her auf

das Stromtal öffneten. Dann ging der Mond auf — die volle Scheibe noch kaum merkbar nach der abnehmenden Seite hin verkürzt — und den Zauber der Stunden, die wir von jetzt ab bis zu unserer Landung spät abends bei dem Dorfe Narseid genossen haben, kann ich nicht mehr schildern, ohne bei jedem Worte die Unzulänglichkeit der Sprache als eines äußeren Ausdrucksmittels zur Wiedergabe überwiegend stimmungsmäßiger Dinge zu empfinden. Der Schreiber leidet hier ähnlich wie der Maler, der mit Pinsel und Farbe die Empfindungen wiedergeben soll, in deren Licht und Schatten ihm die Landschaft, die er sieht, erscheint.

Gerade als der Mond mit seiner vollen Leuchtkraft über den Uferwänden emportauchte, flog unser Kellek durch eine reißend strömende Enge des Euphrat. Wir selbst waren im Felsschatten; zur Rechten und nach vorwärts leuchtete aber die ganze aufgeregte Wassermasse in tausendfach tanzendem Blinken und Sprühen, wie das nächtliche Meer im Süden unter der Masse phosphoreszierender Quallen und Infusorien, die es beleben. Drüben am anderen Ufer stieg ein großer steiler Berg, an Gestalt dem Loreleyfelsen gleichend, in ein Bad von hellem, kaltem Licht getaucht, ruhig und starr, mit scharfen, zackigen Kanten empor, wie ein Wächter über die Dinge, welche jenseits der Strombiegung, die ihn umfloß, noch unserer harrten. Dort, sagte der Kellektschi, erweitere sich der Euphrat auf eine weite Strecke beträchtlich, denn der Geuk-Su, ein weiter unten einkommender Nebenfluß, habe einen großen Geröllдamm quer zur Richtung des Hauptstroms in dessen Bett hineingeschüttet und ihn auf diese Weise aufgestaut. Und so war es denn auch. Aus der wirbelnden Enge glitt das Kellek auf eine weite, stille Fläche hinaus, und statt der tanzenden Reflexe auf den vorwärtsjagenden Wellen goß das Mondlicht jetzt breite, flutende, ruhig spiegelnde Lichtwellen von Ufer zu Ufer über die in majestätischer Ruhe langsam dahinfließende Wassermasse aus. Hier war der Strom wohl breiter als der Rhein bei Koblenz, die roten, senkrecht abstürzenden Felsenwände beider Ufer an 100 Meter hoch, oben in einer einzigen, fast wagerecht gezogenen Linie gegen den Himmel abgeschnitten, aber an ihren Stirnseiten in Pfeiler, Vorgebirge und einzelne Spitzen zerrissen und zerspalten. Jedes einzelne dieser Gebilde warf seinen scharfen, schwarzen Schatten vor sich; dazwischen gähnten die dunklen Löcher der zahllosen Höhlenwohnungen gleich Eingängen in ein geheimnisvolles Reich, und je nachdem wir auf unserem Fahrzeug, den Krümmungen des Flußlaufes folgend, den Mond zur Rechten, zur Linken oder hinter uns hatten, wechselten das beleuchtete und das dunkle Ufer in ununterbrochener, mannigfaltiger Folge. Der Euphrat mußte hier eine enorme Tiefe haben, denn wenn auch die Breite der Schlucht immerhin nach oben etwas zunahm, so konnte der vorne am Abströmen verhinderte Wasserzufluß sich zwischen

den steilen Wänden doch überwiegend nur vertikal in die Höhe stauen, und unwillkürlich überfuhr mich ein leichter Schauder, wenn ich an die luftig-leichte Konstruktion der Maschine dachte, auf der wir samt dem Fährmann, nur wenige Zoll höher als der Wasserspiegel sitzend, über der abgründlichen Tiefe dort unten langsam dahertrieben. Wir waren jetzt mitten auf dem Strome; beide Ufer so fern, daß unser Auge die Einzelheiten nicht mehr unterschied, aber doch noch so nahe, daß der Eindruck des Eingeschlossenseins zwischen jenen gewaltigen Felswänden ohne Ausgang nach vorwärts oder rückwärts in aller seiner Kraft und Schauerlichkeit verblieb. Das Wasser war glatt wie geschliffenes Metall, kein Laut weiter durch die Nacht zu hören, als das ferne, leise Gurgeln der Strömung um die Felsblöcke und das kantige Geröll längs der Uferlinie. Am wolkenlosen Himmel stand die weißglänzende Mondscheibe schon so hoch, daß ihr Licht voll über den ganzen, bergetief mit Wasser gefüllten Felsenkessel fiel, in dem das winzige Gefährt mit den drei Menschenleben, die es trug, lautlos wie mit angehaltenem Atem vorwärts glitt. Kaum finde ich in meiner Erinnerung etwas wieder, was in ähnlicher Weise erhaben, was so schweigsam-schrecklich und doch zugleich die Seele im Innersten mit Dank und Ehrfurcht gegen ihren Schöpfer erfüllend gewesen wäre, wie diese Mondnacht auf dem Euphrat!

Allmählich näherten wir uns dem linken Ufer; die Biegung ward sichtbar, die endlich aus dem langen, scheinbar geschlossenen Becken hinausführte. Mein Gefährte zog seinen Revolver aus dem Futteral und feuerte unmittelbar vor der Ausfahrt einige Schüsse ab, um das Echo zu wecken. Ungeheure, rollende Donnerschläge hallten, in vielfacher Brechung herüber und hinüber von den Felsen zurückgeworfen, durch den breiten, vom Strome erfüllten Spalt wieder. Der Eindruck war gewaltig; eigentümlich, ja beklemmend erschien nur, daß außer dem Echo der Schüsse gar keine andere Naturstimme laut wurde: kein Hund, kein Vogel oder dergleichen, förmlich als ob diese ganze wunderbare Szenerie irgendwie außerhalb des Reiches läge, in dem es irdisches Leben gibt, in der Unterwelt oder auf einem fernen Planeten zwischen Himmel und Erde.

Der gestrige Tag brachte abermals eine ununterbrochene Folge bedeutsamer Eindrücke. Die Menge der Höhlenwohnungen auf beiden Ufern war womöglich noch größer als tags zuvor; an einer zugänglichen Stelle landeten wir und waren erstaunt über den Grad relativer Wohnlichkeit, den jene alten Troglodyten ihren Behausungen durch ausgedehnte Einarbeitungen von Treppen, Nischen, Kammern, Reservoiren u. dergl. gegeben haben. Die Überreste der Römerstraße wurden fortgesetzt von Zeit zu Zeit auf dem rechten Ufer sichtbar; bewohnte Ansiedlungen am Flusse waren fast gar keine vorhanden, dagegen passierten wir mehrere Überfahrtsstellen, an denen je ein

plumpes Fährboot lag, und einige Male bemerkte unser Kellektschi, an der und der Stelle, wo wir uns gerade befanden, sei der Strom bei „Sommerwasser", das vom August bis zum Januar dauert, furtbar. Die Szenerie der Ufer blieb prächtig, wenn auch die imposanten Felsenmauern des vorhergehenden Tages hier und da etwas gerundeteren Bergformen auf beiden Ufern Platz machten. Um vier Uhr nachmittags, eine Stunde vor Sonnenuntergang, kam endlich Rum-Kaleh in Sicht, eine alte Felsenfestung hoch auf dem rechten Ufer, von der ich schon vorher alles möglichste Wunderbare gehört und gelesen hatte und auf die wir beide im höchsten Grade gespannt waren — aber was wir sahen, übertraf alle unsere Erwartungen. Während ich diese Zeilen schreibe, bin ich noch immer unter dem gewaltigen Eindruck dieses vielleicht einzig in der Welt dastehenden Platzes! Jäh über dem Euphrat emporsteigend erhebt sich eine lange Felswand, die durch Behauen des anstehenden Gesteins und mächtige, glatte Quaderaufmauerungen vollkommen unersteiglich gemacht ist — nur ein einziger Treppenaufgang, in der Mitte durch ein festes Tor unterbrochen, führt von der Flußseite in die Höhe. Wer die obere Fläche des Felsens mit Anstrengung auf dieser Stufenflucht erklimmt, wird gewahr, daß er sich auf einer Felszunge zwischen dem Euphrat und einer wilden, tiefen Ravine befindet, die das Wasser des Mersiman-Tschai, der großen Stromschlucht parallel, in die rotgelbe Kalkhochfläche hineingenagt hat. Auf der Höhe nordwärts blickend, hat man das Stromtal zur Rechten, die Schlucht zur Linken; nach vorwärts, unmittelbar zu Füßen des Beschauers, mündet der reichlich 500 Meter breite und 100 Meter tiefe, seitliche Einriß in den imposanten, breiten und steilwandigen Cañon des Euphrat. Das Südende des Burgfelsens hängt nur durch einen kaum fünfzig Schritte breiten Hals mit den benachbarten Bergmassen, die das Stromufer weiterhin begleiten, zusammen, und an dieser schmalsten Stelle ist ein senkrechter Einschnitt in das Gestein hineingearbeitet, von einer solchen Tiefe und Breite, daß ein Erklimmen der Feste von hier aus schlechterdings zu den Unmöglichkeiten gehört. Der solchergestalt gebildete, ringsum von hohen, steilen Abstürzen umgebene Felsklotz bietet seinerseits keine platte Oberfläche dar, sondern erhebt sich in zwei terrassenartig übereinander emporsteigenden Absätzen, deren oberer augenscheinlich die letzten und festesten Reduits des Platzes trug, während der eigentliche, enorm massige Körper der Festung mit seinen langen, gewölbten Kasematten (großenteils noch vollkommen erhalten), seinen Türmen, Mauern, Toraufbauten und dem Brunnen auf dem breiten Stufenbande steht, das sich auf dreiviertel Höhe des Ganzen rings um den beherrschenden Gipfel herumzieht. Die Brunnenanlage ist wahrhaft großartig: ein 70 bis 80 Meter tiefer und ca. 15 Meter weiter Schacht führt, dem hohlen Innern eines mächtigen

Turmes gleichend, senkrecht in den Felsen hinein, und von der Sohle dieses Raumes ist alsdann ein schräg abwärts gerichteter Stollen bis an das Euphrat-Niedrigwasser vorgetrieben. Ein breiter, noch leidlich praktikabler Schneckenumgang führt im Brunneninnern bis zum Beginn des eigentlichen (jetzt teilweise verschütteten) Wasserganges hinunter.

Die alten Fortifikationsbauten auf Rum-Kaleh liegen, mit Ausnahme der bereits erwähnten, den oberen Felsabsatz umgebenden Kasemattengewölbe, in Trümmern, aber der Umfang der in ihrem einstigen Plan noch wohl verständlichen Überreste, die immensen übereinandergestürzten Quadermengen und vor allen Dingen die wuchtige Masse des Felsens selbst mit seinen in unendlicher Arbeit rundum schwindelnd steil behauenen und aufgemauerten Stirnflächen, gigantisch trotzig zwischen die beiden tiefen Schluchten als eine rechte Jahrtausendwacht hingelagert — das alles überwältigt den inmitten dieser menschenarmen Öde auf nichts weniger als auf solch ein Wunder vorbereiteten Beschauer in einer Weise, daß er noch lange hinterher, wiederum auf seinem Fahrzeug den großen Strom hinabwärts treibend, sich sammeln und besinnen muß, um in seiner Vorstellung die Summe der Eindrücke zu ordnen und zu befestigen.

Rum-Kaleh heißt „Römerschloß", wobei man in diesem Falle allerdings weniger an die eigentlichen Römer als an die Byzantiner, das Reich von „Rum", zu denken hat. Jedenfalls hat sich ein befestigter Platz oben auf dem Felsen befunden, seit hier Menschen wohnten, die sich zu verteidigen hatten; weder die Könige vom Commagene, noch die Römer, noch die Byzantiner werden diese unvergleichliche Lage unbenutzt gelassen haben, und wie mir scheint, ist wenigstens ein Teil der fugengeränderten Quaderaufmauerungen an der Flußseite antik. Während der Kreuzzüge nahm Balduin, Graf von Edessa-Urfa, im Jahre 1116 Rum-Kaleh ein; später, um 1150, kaufte Gregor III., Katholikos oder Patriarch des rubenidischen Königtums von Kleinarmenien, die Burg den Edessenern ab. Anderthalb Jahrhunderte lang residierten dann die armenischen Patriarchen auf ihr, bis sie samt dem ganzen Reich der Rubeniden den ägyptischen Sultanen zur Beute ward. Den Namen Rum-Kaleh hat das Schloß schon während der Epoche der Kreuzzüge geführt, wie der aus jener Zeit stammende armenische Name Hromgla beweist; die Identifikation mit einer antiken Benennung ist aber meines Wissens noch nicht gelungen, was daran liegen mag, daß hier keine der großen Straßen aus Syrien nach Mesopotamien den Euphrat kreuzte. Zwischen den großen Übergangsplätzen und zugleich wichtigen Straßenfestungen Samosata oberhalb und Apamea-Zeugma unterhalb ist Rum-Kaleh im Altertum wie im Mittelalter offenbar nur als fester Stützpunkt und Zufluchtsort für seine nähere Umgebung von Bedeutung gewesen.

Zu kurze Zeit nur war es mir leider vergönnt, an dem wunderbaren Platz zu verweilen. Ich hätte Stunden und Stunden lang allein den Blick von der Höhe in die Euphratschlucht genießen mögen: auf das smaragdgrüne, gewundene Band des Stromes in der Tiefe, auf die in Klippen und Schründen steil abstürzenden roten, braunen und gelben Felswände des Kañons, auf die prachtvollen hohen Berge dahinter und darüber, die gerade so viel Vegetation an ihren schroffen Hängen zeigten, um dem in lauter grandiosen und lapidaren Strichen hingeworfenen Naturgemälde einen kleinen Zug lebensvoll-freundlicher Abwechslung zu leihen — aber die Sonne war am Untergehen und unser Ziel Biredschik weit. Welche Worte soll ich noch suchen, um den wunderbaren Duft, die unvergleichlich mannigfaltigen, zarten und reizvollen Töne und Schatten zu schildern, die das Herannahen der Dämmerung über diese ganze Symphonie von Abgrund, Strom und ungeheuren Felsen breitete! Unten von unserem Kellek aus blickten wir nach dem Abstoßen noch einmal zu der Feste empor, um uns die Maße und den Gesamteindruck zu vergegenwärtigen. Ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich sage, daß Burg Stolzenfels am Rhein samt dem Felskegel, auf dem sie sich erhebt, vor Rum-Kaleh gestellt sich ungefähr so ausnehmen würde, wie ein Wachthäuschen neben einem Schlosse, und was das Bild der Stromschlucht selber anbetrifft, so kann ich ihm von allem, was ich gesehen habe, nur das allerdings in Formen, Maßen und Farben noch großartigere Felsendefilee an die Seite stellen, durch das der Murad-Su (der östliche Quellarm des Euphrat) bei Palu in Hocharmenien hindurchströmt — aber dort fehlt die große leuchtende Wassermasse in der Tiefe, um zur Größe des Eindrucks auch noch die Harmonie der Elemente hinzuzubringen.

Dscherablus, den 1. Januar 1901.



Diese Nacht habe ich hier Jahres- und Jahrhundertwende gefeiert — am Euphrat, auf dem Felde, wo einst Nebukadnezar den Pharao Necho schlug und ihn zwang, von Syrien und dem Stromland abzulassen. Es hielt nicht ganz leicht, das vorgesetzte Ziel zu erreichen: erst kurz vor Mitternacht kam ich in dem Dorf Dscherablus an, das etwas südlich von dem großen Tell Dscherablus-Kaleh hart am Ufer des Flusses liegt.

Den ganzen Tag über war ich besorgt gewesen, ob es wohl des Nachts Mondschein geben würde. Wir haben Vollmond, und ich versprach

mir einen wunderbaren Augenblick davon, um Mitternacht auf hohem Ufer über der hellüberglänzten Fläche der wirbelnden Gewässer des Euphrat mein Glas dem kommenden Jahrhundert, dem Vaterlande und allen Lieben daheim zu bringen! Schon den Aufbruch von Aleppo hatte ich so eingerichtet, daß ich am gestrigen Abend Dscherablus erreichen mußte, wenn nichts Unvorhergesehenes passierte. Das Unvorhergesehene kam aber, und zwar in Gestalt eines wegeunkundigen Saptiehs, der uns bald nach dem Aufbruch von Membidsch*) aus der Wegerichtung und in die Irre brachte. Nachdem er uns wohl zwei Stunden im Kreise umhergeführt hatte, ritt er allein ein Stück voraus, um den Weg zu suchen; darüber wurde es aber dunkel und der Mann muß sich total verloren haben, er ist bis heute früh noch nicht wieder bei uns aufgetaucht. In kurzem brach volle Nacht herein; schwarzes Gewölk, prasselnde Regenschauer und ein eiskalter Ostwind machten die Situation alsbald so ungemütlich und in Bezug auf die ersehnte Mondscheinnacht so hoffnungslos wie nur möglich. Die Leute baten inständig, in einem Dorf zu bleiben, auf das wir endlich unvermuteterweise stießen. Es war bereits 9 Uhr abends, seit vier Stunden „Nacht", wie man hier sagt, wir alle durchfroren bis ins Mark, und unter gewöhnlichen Umständen wäre mir auch nichts erwünschter gewesen, als hier ein warmes und trockenes Quartier zu finden — aber wo blieb dann mein Vorsatz? Um meiner Mannschaft nicht geradezu gemeingefährlich verrückt zu erscheinen — wie sollte ich ihr wohl meine Ideen über Jahrhundertwende, über die Schlacht von Karkemisch und den Mondschein am Euphrat bei der finstern Regennacht, in der wir steckten, erklären! — sagte ich ihnen, ich hätte ein Gelübde getan, gerade heute nicht vor Mitternacht zu rasten, möge kommen was da wolle. Wie sie sich nach dieser Erklärung den Fall zurechtgelegt haben, weiß ich nicht; genug, sie wurden trotz ihrer anfänglichen Heidenangst vor dieser „rechten Räubernacht" willig und beredeten einen Bauern, der Weg und Steg genau kannte, uns durch die Nacht nach Dscherablus zu führen. Der Mann wollte es aber nicht unter einem Medschidié tun, und zwar mußte ich wohl oder übel das Geld sofort seinem Bruder im Dorfe einhändigen, während er sich zum Mitgehen bereit machte. „Ich bin einer und ihr seid vier," sagte er — „wer weiß, was ihr in dieser Nacht vorhabt und was ihr mir am Ende statt meines Geldes gebt!" In Anbetracht der Umstände war das so uneben nicht räsonniert; zwar sah ich voraus, daß der „Führer" nun, da sein Geld ihm sicher war, bei erster Gelegenheit versuchen würde, sich im Dunkeln zu drücken, aber mir blieb keine Wahl.

Wir waren eine halbe Stunde geritten, da begann die dichte, bisher

*) Das alte Hierapolis.

Sprühe auf Sprühe entsendende Wolkendecke am Himmel sich hier und da zu lichten. Mit einem Male brach der Mond durch und beleuchtete den Euphrat in nächster Nähe zur Rechten. Ein stark betretener Weg führte durch eine Schlucht hinab; wir kreuzten ihn rechtwinklig und ich bemerkte, daß wir über eine Unmenge alter, bis auf die jetzige Bodenoberfläche abrasierter Mauerzüge ritten. Wohl eine Viertelstunde lang waren fortgesetzt Häusergrundrisse, die Mauerstärke gleichmäßig etwa einen halben Meter, unter uns und in nächster Nähe zu erkennen. Serhissár soll diese Örtlichkeit heißen; der Führer behauptete, es gäbe hier auch ein Dorf (Hunde bellten in der Tat links), und am Wege, der zum Euphrat hinunterging, liege ein großer, von weither aufgesuchter Totenacker. Jenseit des Euphrat sollen sich von dort aus in der Richtung auf Serudsch und Urfa zahlreiche ebensolche Mauerreste finden, wie an jenem Ort, alle längs dem jetzigen Karawanenweg. Das alles deutet auf eine Römerstraße, die hier den Euphrat überschritten hat; gerade an jener Stelle soll der Strom auch heute in einem schmalen Bette vereinigt fließen und daher eine Fähre existieren, während er oberhalb und unterhalb bei Niedrigwasser zahlreiche lange Sand- und Schlamminseln bildet. Es ist die Richtung von Hierapolis auf Edessa, die Marschroute des Licinius Crassus bei seinem unglücklichen Zuge gegen die Parther. Jenseits des Stromes schwenkte er, dem falschen Rat des verräterischen Osrhoeners folgend, nach rechts in die Wüste hinein auf Carrhae ab und führte so seine Legionen zur Schlachtbank. Vier Jahrhunderte später ist hier Julianus Apostata gegen die Perser marschiert — er gleich Crassus in Hierapolis von unheilverkündenden Vorzeichen vergeblich gewarnt!

Jetzt traten wieder Berge zwischen uns und den Euphrat; am Himmel kämpften Mondlicht und Wolkendunkel. Bald jagte der Wind schwere schwarze Massen vor die lichte Scheibe, bald spannten sich zarte Schleier, dann wieder Ringe und weite blasse Lichthöfe um sie herum. „Ich glaube, selbst Mustapha Pascha von Dschesireh würde Furcht haben, um diese Stunde hier zu reiten; was seid ihr Europäer doch für Menschen!“ flüsterte mir mein Diener, scheu sich umblickend, zu. Nicht lange, so blinkte wieder der Strom zur Rechten; er schien entfernt, aber deutlich scholl das klatschende Aufschlagen, wenn ein vom Wasser unterwühltes Erdstück am Ufer sich loslöste und hinabfiel, von Zeit zu Zeit herüber. Das Terrain wurde jetzt ganz flach; die Alluvialebene von Karkemisch war also erreicht. Plötzlich, als ich mich umsah, war unser Führer verschwunden! Es war ihm richtig geglückt, das letzte Stück Weges für sich zu sparen; uns tat das nicht mehr sehr weh, denn Dscherablus mußte jetzt nahe sein und war jedenfalls sicher zu finden, indem man dem Euphrat folgte. Noch machten die zahllosen kleinen Bewässerungskanäle, die jeder auf einem 1 bis 1½ Meter hohen Damm vom

Hochwasserrande des Flußbetts landeinwärts liefen, eine unvorhergesehene Schwierigkeit, zumal bei dem unzuverlässigen, fortwährend ganz ausfallenden Licht — aber endlich, nicht lange vor Mitternacht, verkündigte heftiges Hundegebell vor uns die Nähe des Dorfes. „Allah! Allah!" seufzte mein Mukari erleichtert auf und sah mich, halb fragend, halb vorwurfsvoll, kopfschüttelnd an. Ich lachte und ließ ihm sagen: „Nun aber schleunigst Quartier geschafft! Mach den Schech ausfindig und gib dem Mond ein gutes Wort, vorwärts!" Das Haus des Schechs wurde in der Tat glücklich gefunden: ein einziger großer Raum für Menschen, Esel, Kameele, Pferde, Schafe und Kühe — aber das Ziel war erreicht; nicht fünfzig Schritte entfernt hörte ich den Euphrat gurgeln. Nun Punsch gebraut und an den Strom!

Leise rauschend, majestätisch ruhig, nur an der Oberfläche von Ufer zu Ufer in kreisenden, fließenden Wirbeln über seiner Tiefe spielend, zog der uralte, stolze Euphrat, in einem einzigen breiten Bett geeint, unter mir in der Tiefe vorbei. Die Luft war winterkalt, der Wind mit einem Male umgesprungen; sausend und in kurzen Stößen kam er jetzt über die weite Steppe Mesopotamiens hergefahren, aber seine Kraft ließ nach und der Vollmond blieb Sieger über das Gewölk, das ihn bekämpfte. Mitternacht war da, und die Stunde groß und schön. Im Norden hing eine schwarzdunkle unheimliche Wolkenwand tief am Firmament; langsam, als ob sie widerstrebten, sanken die finsteren, zerrissenen Ballen und Fetzen, die der Sturm noch mit seiner letzten Kraft von Süden heraufgejagt hatte, hinunter und vergingen in jenem großen Grab. Nach Westen zu war der Himmel klar; nur vereinzelte, leuchtend silberweiße Wolkenstreifen schwammen über dem Horizont, und um die nahezu im Zenit stehende Mondscheibe zogen sich zarte Schleier, wie ein Brautgespinst aus durchsichtigen Ätherflocken und dichten Strahlen eines blassen, weißen Lichts gewoben. Auf dem Euphrat baute der Mondschein schimmernde, schwankende Brücken; Lichtelfen tanzten über die strudelnden Wasserringe von Rand zu Rand und auf der Mitte des Stromes trieb wie ein Geisterschiff ein losgerissenes langes Schilffloß, wie es die Leute weiter oberhalb zum Übersetzen gebrauchen.

Wie soll ich auf beschränktem Raume und in beschränkter Zeit sagen, was mich in dieser Stunde bewegte! Am deutlichsten, am klarsten aus der großen Flut der Gedanken und Empfindungen emportauchend, erfüllte mich das unmittelbare, überwältigende Bewußtsein von dem durch nichts zu ersetzenden Wert der historischen Bildung. Was wäre mir ohne sie die Sylvesternacht bei Karkemisch am Euphrat gewesen! Demnächst war es die Zukunft unseres Volkes in diesem neuen Jahrhundert und auf diesem Boden. Wir sind im Begriff, unsere Hand diesen Ländern zu geben, um die einst Ägypter und Hethiter, Assyrer, Babylonier und Perser, Römer und Parther

miteinander gefochten haben. Wir wollen sie weder mit dem Schwert erobern, noch sonst auf eine Weise denjenigen nehmen, die sie jetzt besitzen, aber wir wollen sie aus ihrem Todesschlaf zu neuem Leben erwecken, uns und dem elenden Volke, das sie jetzt bewohnt, zu Nutzen und Segen. Vielleicht spannt sich schon in einem Jahrzehnt, sei es an dieser selben Stelle, sei es ein wenig weiter auf oder ab, die Brücke für den Schienenweg, der unsere Wagen und Lokomotiven nach der Stadt Nebukadnezars und zum südlichen Ozean tragen soll, über den Strom, der seit den Tagen des Imperium Romanum kein Joch mehr auf sich getragen hat.

Jetzt war es Zeit zum Säkulartrunk: zum Trunk auf Germanias Werben ums Morgenland, auf den Kaiser, der uns zuerst in die Welt hinausgeführt hat, auf die Meinen und jeden, der mit mir eines Sinnes darin ist, daß es jetzt gilt, in der Fremde für die Heimat zu sorgen — gleichviel, ob bekannt oder unbekannt! Ein langer Zug, ein zweiter und dritter, und das Glas flog hinunter in den Strom. Silbern spritzte das Wasser auf; dann nahm ich Abschied von der Stelle, wo für mich das zwanzigste Jahrhundert begonnen hatte.

Und nun zu Pferde und über den Euphrat! Eben, heißt es, hat sich auch der verlorengegangene Leibwächter wieder eingefunden.

Urfa, den 6. Januar 1901.

Urfa ist die Hauptstadt von Obermesopotamien seit den Seleuciden. Noch früher nahm diesen Rang das uralte Harran ein, die Stadt des Mondes, das noch unter der Römerherrschaft als Carrhae wichtig war, heute aber ein unbedeutendes Dorf ist. Von seinen Ruinen ist ein hoher Turm, der zur ehemaligen Kathedrale gehört, von Urfa aus am südlichen Horizonte, obwohl eine Tagereise entfernt, sichtbar; ungleich wichtiger als diese Trümmer aus der spätrömisch-byzantinischen Epoche sind für die historische Forschung aber die niedrigen Hügel auf beiden Seiten des Nahr Belikh, in deren Tiefe aller Wahrscheinlichkeit nach die Überreste der alten Stadt, d. h. des assyrischen und vorassyrischen Harran, stecken. Die ganze Ebene südlich von Urfa, weit über Harran hinaus, war im Altertum ein blühendes Land, der Kern des Königreichs Osrhoene. Der große Städteerbauer Seleucus Nicator hatte sich den Platz ersehen, um hier eines der vielen Bollwerke des Hellenismus zugleich und seiner Königsmacht, die ihm das Dasein verdankten, zu gründen. Er gab ihm den Namen Edessa, nach Edessa in Macedonien, und die Armenier nennen die Stadt Urfa auch heute noch so, aber gerade hier gelangte die national-syrische semitische Reaktion gegen das dem Orient aufgepfropfte Hellenentum verhältnismäßig früh zum Siege. Bereits um die

die Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts finden wir Edessa und Osrhoene unter einheimischen Fürsten, den Abgaren, die sich über drei Jahrhunderte lang, wenn auch später nur als römische Vasallen, im Besitz der Herrschaft erhielten. Am Anfang des dritten Jahrhunderts wurde Osrhoene eingezogen und die Hauptstadt römische Kolonie. In der byzantinischen Epoche wechselte der Besitz der immer noch besonders begehrenswerten Landschaft zwischen den Rhomäern, Persern, Arabern, Armeniern und Kreuzfahrern fortwährend, bis der Emir von Mosul sie endlich 1144 definitiv den Christen entriß. Von alters her bis auf den heutigen Tag bildet Urfa die Südgrenze des Türkentums in Mesopotamien; hart vor den Toren der Stadt in der Harranebene beginnt das arabische Sprachgebiet.



Der heilige Teich in Urfa.

Sehr merkwürdig und ein Beweis dafür, daß Urfa jedenfalls als semitische Kultusstätte sehr alt sein muß, sind die beiden Teiche mit den heiligen Fischen am Fuß der — jetzt völlig in Trümmern liegenden — Zitadelle. Das eine Bassin bildet annähernd ein langgestrecktes Rechteck, ringsum von Moscheebaulichkeiten und platten Ufermauern aus Quadern ein-

gefaßt, das andere ist unregelmäßig gestaltet, mit natürlichen Ufern, und von schönen alten Bäumen beschattet. In beiden befindet sich eine zu den Karpfen gehörige Fischart in geradezu unglaublicher Menge; sobald jemand am Ufer steht, kommen dichte Scharen von allen Seiten angeschwommen und stecken die Köpfe nach Futter aus dem Wasser. Es braucht nur ein Stück Brot hineingeworfen zu werden, so verwandelt sich die Oberfläche des Teiches über viele Quadratmeter hin in eine Masse zappelnden, zuckenden Fischfleisches. Jeder Moslem in der Stadt ist überzeugt, daß diese Fische „heilig" sind und daß es eine große Sünde wäre, sie zu essen; nur was sich aus den Gewässern der Teiche hinausverirrt und in einen Ausfluß gerät (beide Becken haben starke Quellen auf ihrem Boden), ist dem Basar verfallen. Diese heiligen Fische sind uns aus dem semitischen Altertum wohlbekannt. Es gab in Syrien mehrere solcher Plätze, wo man sie als heilige Tiere der Derketo oder Atargatis verehrte, des weiblichen Naturprinzips, das bei den Phöniciern und Kananitern Astarte genannt wurde. Gleich der oft brütenden Taube und dem von einer auffallend großen Menge Fruchtkerne erfüllten Granatapfel erschien auch der Fisch mit seiner im Rogen enthaltenen Eiermenge als besonders passende Versinnbildlichung der fort und fort unzählige Lebens- und Fortpflanzungskeime hervorbringenden Natur, und an den Teichen von Urfa haben wir uns wie bei denen von Mabug-Hierapolis ein großes Derketo-heiligtum und einen Schauplatz jener wild-sinnlichen orgiastischen Festfeiern zu denken, wie sie in der ganzen semitisch-vorderasiatischen Welt von Babylon und Ninive bis nach Kleinasien und den Mittelmeerinseln zu Ehren der Istar-Astarte-Derketo begangen wurden. Auf das Derketoheiligtum ist dann während der hellenistisch-römischen Epoche ein Venustempel gefolgt, dann eine christliche Kirche und dann eine Moschee. Als die Kreuzfahrer Edessa eroberten, erbauten sie wiederum eine Kirche an dem Platz, und deren hübscher Turm steht inmitten der muhammedanischen Heiligtümer, die jetzt den unteren Teich umgeben, überragt von einer mächtigen schwarzgrünen Cypresse, noch heute als eins der Wahrzeichen von Urfa aufrecht. An den heiligen Wassern der Derketo saßen, wie am Euphrat zu Babylon, am Fest der Göttin die Frauen und Jungfrauen des Landes samt den Hierodulen des Tempels und gaben sich den Priestern und Pilgern preis, welcher sie nur begehrte und ihnen das Silberstück für die Göttin in den Schoß warf. Heute gehören die beiden Bassins, jedes in seiner besonderen Art, durch die wunderbar lauschige Stille, die zierliche Säulen-, Kuppel- und Arkadenarchitektur, die sie umgibt, durch die großen, dunkel belaubten Bäume, die sich in dem durchsichtig klaren Wasser namentlich des oberen Teiches spiegeln, zu den reizvollsten, malerisch und stimmungsvoll intimsten Plätzen, die es im Orient gibt. In Beziehung zu dem Heiligtum an den Teichen haben auch die

beiden großen Säulen gestanden, die sich fast unmittelbar darüber auf dem Burgfelsen erheben. Ihren spätrömischen Kapitälen nach zu urteilen, stammen sie aus den letzten Jahrhunderten des Heidentums, als der Form nach ein hellenistisch gefärbter Kultus hier geübt wurde; in ihrem Wesen sind diese hohen Pfeiler vor den Tempeln aber ebenfalls semitisch, und man wird wohl annehmen können, daß sie — Symbole der männlichen zeugenden Kraft — zu einem Tempel des Baal-Melech-Jupiter gehört haben, der, als Gegenstück zu dem der Derketo unten im Grunde, sich auf der Akropolis erhob.

Urfa ist für uns noch speziell interessant aus dem Grunde, daß in den letzten Jahren hier ein allem Anschein nach zukunftsreiches deutsches Unternehmen entstanden ist. Als es galt, nach den Armeniermetzeleien, die hier zu einer besonders schrecklichen, menschenvernichtenden Katastrophe geführt hatten, der unbeschreiblichen Not vieler ohne Ernährer zurückgebliebenen Frauen in etwas zu steuern, wurde aus in Deutschland gesammelten Mitteln eine Teppichfabrik errichtet, die mehreren hundert Witwen und Mädchen Arbeit gab. Ursprünglich rein philanthropisch gedacht und auch heute noch in diesem Sinne durch die „deutsche Orientmission" geleitet, hat sich dieses Werk nicht nur zu einem bleibenden Segen für die Notleidenden entwickelt, sondern repräsentiert gegenwärtig auch an diesem wichtigsten Platze Nordmesopotamiens unter Christen wie Muhammedanern gleichmäßig das Ansehen und den Ruf des deutschen Namens in ebenso erfreulicher wie hoffentlich dauernder und nachhaltiger Weise. Zunächst dachte man lediglich daran, nach orientalischen Mustern, nach alteinheimischen Farbenrezepten und aus einheimischer Wolle Teppiche für den Verkauf in Deutschland zu fertigen; nachgerade stellte sich aber heraus, daß es eventuell ebenso vorteilhaft ist, für den örtlichen türkischen Geschmack Stücke nach europäischer Art herzustellen, die von den wohlhabenderen Eingeborenen als à la franca-Muster gekauft werden. Wie bei uns die Vorliebe für orientalische Gewebe großenteils bloß auf das Interesse am Fremdartigen, Exotischen zurückgeht, so machen jetzt in Urfa einige in der deutschen Manufaktur hergestellte Teppiche im „Jugend"- oder im Rokokostil unter den Türken große Sensation, weil sie etwas hier noch nie Gesehenes vorstellen. Das ganze Unternehmen ist nach Lage der hiesigen Verhältnisse schon aus dem Grunde vom deutschen Standpunkte aus freudig zu begrüßen, weil es eine wichtige und einträgliche, bisher in der Gegend so gut wie unbekannte Technik in einem Stück unserer zukünftigen Interessensphäre einbürgert und auf diese Weise hier den Grund zu einer nicht unerheblichen Verbesserung der ökonomischen Bilanz des Gebietes legt. Ein zweiter Posten zu unseren Gunsten ist die gleichfalls von der „Deutschen Orientmission" in Urfa unterhaltene, reichlich mit ärztlichem Personal, Instrumenten 2c. ausgestattete Klinik. Sogenannte ärztliche Missionen sind,



Im deutschen Waisenhaus zu Urfa.

wenn sie, wie hier, taktvoll und umsichtig geleitet werden und sich von der unter den jetzigen Umständen prinzipiell und von vornherein verfehlten direkt religiösen Propaganda unter den Moslems fernhalten, statt dessen vielmehr als rein humane Institute zu wirken bestrebt sind, ein geradezu unvergleichliches Mittel, um moralisch in einem Lande wie die Türkei festen Fuß zu fassen und das schließlich doch auch zur Förderung der materiellen Beziehungen unentbehrliche Vertrauen der Eingeborenen gegenüber den Fremden anzubahnen.

Für den Fall, daß Mesopotamien wieder einmal zu einem ähnlichen Blütezustande gelangen sollte wie im Altertum, wird Urfa voraussichtlich in besonderem Maße daran teil nehmen. Nach Lage der Straßenzüge, namentlich von Westen, Norden, Nordosten und Süden, bildet es für den ganzen Nordwesten des Zwischenstromlandes das natürliche Zentrum der Menschenverdichtung und des Verkehrs; eine Eisenbahn vom Mittelmeer zum Tigris kann es überhaupt nicht umgehen. Sobald die anatolische Linie in der Richtung auf Bagdad über den Euphrat vorschreitet, so wird Urfa Stapelplatz für die Warenzufuhr, Import wie Export, vom Taurus bis an die Mündung des Belikh; namentlich der Handel mit Weizen und Wolle, wofür von Natur die günstigsten Bedingungen existieren, würde voraussichtlich große Dimensionen annehmen. Die Qualität der von den benachbarten kurdischen

und arabischen Tribus erzeugten Wolle ist eine so ausgezeichnete, daß ihre Verwendung z. B. zu Teppichen und gewöhnlichen Zeugen nur durch die relative Billigkeit des Materials und die Schwierigkeiten der Ausfuhr begreiflich wird. Vorläufig, d. h. solange der Getreidebau noch nicht wieder Besitz von allem Lande ergriffen hat, das ihm hier einst gehörte, wird die Wollproduktion von Obermesopotamien wohl der wichtigste Faktor unseres wirtschaftlichen Interesses im Lande werden. Da freies Weideland in großer Menge vorhanden ist, kann die Zahl der Schafe noch auf lange hinaus fast um beliebige Mengen vergrößert werden; für unsere Textilindustrie wäre es aber begreiflicherweise ein kaum hoch genug anzuschlagender Vorteil, wenn sie ihren Bedarf an Rohmaterial, statt in Afrika und Australien, in einem Lande decken kann, das ihr voraussichtlich die Auslagen für den Einkauf ganz oder zum größeren Teil wiedererstattet, indem es Abnehmer des fertigen Fabrikats wird. Und sollte es in Zukunft wirklich einmal wieder Weizenfelder im ganzen Gebiet des Nahr Belikh geben, so bieten die Steppen weiter im Südosten immer noch Weide für Millionen von Wollträgern.

Als ein Hauptergebnis meines Aufenthalts in Urfa kann ich vor allen Dingen die Erfahrung hinstellen, daß auch hier die armenische Nationalität eine Hauptgrundlage für die zukünftige ökonomische und kulturelle Entwicklung des Landes ausmacht. Urfa ist, wie gesagt, ein von den Massakers besonders schwer heimgesuchter Platz. Hier geschah jene grausige Freveltat der Erstickung mehrerer tausend Menschen in der armenisch-gregorianischen Kathedrale, durch den Rauch brennender mit Petroleum getränkter Matten und Teppiche. Als die Schlächterei in den Straßen und in den Häusern begann, flüchtete, wer konnte, in die Kirche. Die Muhammedaner, sowohl reguläres Militär als auch Türken und Kurden aus der Stadt und der Nachbarschaft, wollten die Kathedrale überhaupt verbrennen, aber die Absicht war wegen der durchweg aus Stein bestehenden Konstruktion des großen Gebäudes nicht auszuführen. So griff man also zu dem eben genannten Mittel. Die Zahl der Gesamtopfer in Urfa wird verschieden angegeben, wahrscheinlich lag sie zwischen 5000 und 10 000. Drei gewaltige Massengräber auf der Nordseite der Stadt bergen die hier von innen über die Mauer herabgestürzten Leichname.

Diarbekir, den 15. Januar 1901.

Von Urfa nach Diarbekir bin ich in drei Tagen geritten. Es sind 180 Kilometer, und mit Packtieren sind schon 40—45 Kilometer am Tage, d. h. 8—9 Stunden Marsch, eine ziemlich reichliche Leistung, aber die Gegend ist größtenteils so uninteressant, daß man jeden Tag weniger als gewonnen ansehen darf.

Auf dem Ritte begegnete ich allenthalben in den Dörfern großer Aufregung: Ibrahim-Pascha von Waranschehir hatte einen großen Raubzug gegen einen anderen, ihm verfeindeten Kurdenchef unternommen, der gerade in dem Gebiete zwischen Urfa und Diarbekir seine Dörfer besitzt und, wie jener, Hamidié ist. Drei Dörfer waren überfallen und total ausgeplündert worden; sechzig Lasten Beute, hieß es, seien nach Waranschehir gebracht.

Dieser Ibrahim ist unter den sechs oder sieben großen, dem Muschir von Ersingian direkt unterstellten Hamidiéhäuptern entschieden der bedeutendste. Vor fast zwei Monaten passierte ich auf dem Ritt von Mossul nach Urfa seine Stadt Waranschehir (ziemlich halbwegs auf der geraden Linie Mardin-Urfa) und konnte mich davon überzeugen, daß etwas an den vielen Erzählungen ist, die im Lande über den Mann umgehen und darauf hinauslaufen, daß er mit allen Mitteln bestrebt sei, sich eine über das gewöhnliche Häuptlingsmaß hinausragende Macht zu gründen. Er soll nach allen Seiten hin in die Gegenden, die von den nun schon vier bis fünf Jahre dauernden fortgesetzten Räubereien der Hamidiés heimgesucht worden sind oder noch bedroht werden, Botschaft schicken und die Leute einladen lassen, in sein Gebiet zu kommen und unter seinem Schutze zu wohnen. Ich bin selbst in solch einem Dorfe gewesen, wo die Einwohner — Armenier — eben den Gedanken erwogen, ihre Häuser und Felder im Stich zu lassen und sich zu Ibrahim Pascha auf den Weg zu machen, weil tags zuvor dreißig fremde Hamidiés eingeritten waren und ohne jeglichen Vorwand eine große Summe baren Geldes und für jeden von sich einen Anzug erpreßt hatten. Ibrahim fordert namentlich die Armenier zu sich auf, weil er sie als relativ fleißige und unterwürfige Leute schätzt, die schnell zu etwas Besitz kommen, sobald man sie in Ruhe wohnen läßt. Infolgedessen ist Waranschehir im Laufe der letzten Jahre aus einem dürftigen, in den Ruinen der alten Römerstadt Tela-Antoninopolis versteckten Örtchen zu einer aufblühenden Stadt mit zahlreichen neuen Häusern und fast ganz christlicher Bevölkerung geworden. Mit allen seinen Nachbarn in der Runde ist Ibrahim feind; in gelegentlichen Scharmützeln, Plünderungen und Überfällen soll er regelmäßig die Oberhand behalten; diejenigen aber, die sich unter seinen Schutz gestellt haben, sichert er auch wirklich vor Brandschatzungen von anderer, „unberufener" Seite. Überdies wird von ihm erzählt, daß er in seinem Gebiete, das sich östlich bis nahe an Mardin, westlich bis gegen die Ebene von Urfa und südlich bis Deir-es-Zor am Euphrat erstreckt, Plünderungen von Karawanen u. dergl. auf sein Konto nach Möglichkeit vermeidet, und seine Leute in der Ferne, im Bezirke anderer Chefs krebsen läßt. „Er wird nicht ruhen, solange er noch andere im Lande neben sich hat." Dahin fassen viele, die den Mann kennen, ihr Urteil über ihn zusammen.

Es ist nach dieser Probe unschwer einzusehen, welch eine weitere Gefahr der Pforte, außer dem Ruin mehrerer Provinzen, mit der Zeit von seiten der Hamidiés droht. Auf keinen Gedanken kann solch ein mächtiger, mit Mannschaft, Waffen und Geld vollauf versehener Clanhäuptling leichter kommen, als bei günstiger Gelegenheit den rebellischen Vasallen zu spielen. Auch die Verwüstung und Verarmung des Landes, die durch die Hamidiéexcesse gegen die ansässige, ackerbauende Dorfbevölkerung so erfolgreich begonnen worden ist, wird natürlich vollendet und verewigt, wenn die Räuber überdies noch anfangen, sich untereinander die Beute abzujagen. Das Steuermanko in der Mehrzahl der östlichen Wilajets ist seit den großen Christenmassakers von 1895—97 eine chronische und, wie es scheint, sich immer noch verschlimmernde Erscheinung geworden. Wo sollen die Abgaben auch herkommen, wenn diejenigen, die sie bisher entrichtet haben, die Bauern, durch die nichtsteuerzahlenden Hamidiés aus ihrem Besitz verjagt werden? Was ein Hamidiéchef zahlt — und das sind oft recht große Summen — das fließt nicht in die Staatskasse, sondern in unsaubere Hände, die in Konstantinopel mächtig und geschäftig sind. Als Resultat kommt dann natürlich heraus, was jetzt von Bagdad bis Brussa geschieht: Tag und Nacht erhalten die Provinzialgouverneure Depeschen aus Stambul: Schickt Geld, Geld, Geld! Alle acht Tage, alle drei Tage, sobald nur einige Pfund sich wieder in den Kassen angesammelt haben, fließen dann diese spärlichen Tropfen in die stets hungrigen Konstantinopeler Ressorts ab, und es regnet ungnädige Nasenstüber darob, daß so wenig kommt.

Diarbekir ist die unangenehmste große Stadt, die ich im Orient kenne. Das Sprichwort sagt von ihr, sie habe schwarze Mauern, schwarze Hunde und schwarze Herzen. Die beiden ersteren Sachen treffen jedenfalls zu. Alle Bauwerke mit Ausnahme einiger weißer Minarets sind aus düsterdunklen Basaltquadern errichtet, und die zahllosen Straßenköter haben fast ohne Ausnahme — eine bisher noch nicht erklärte Merkwürdigkeit — ein schwarzes Fell, während die gewöhnliche Farbe der Tiere sonst schmutzig-rotgelb oder eine ähnliche Schattierung ist. Was die schwarzen Herzen anbetrifft, so ist nach allgemeinem Urteil und teilweise auch nach meiner eigenen Erfahrung der Charakter der Diarbekirlis in der Tat eine wahre Musterkarte von häßlichen Eigenschaften, vor allem Lüge, Hinterlist und Verleumdung, bei den Christen so gut wie bei den Moslems. Diarbekir kann sich auch rühmen, den ungebildetsten und fanatischsten Wali zu besitzen, den es im türkischen Reiche gegenwärtig gibt, so daß Bevölkerung und Gouverneur im Verein den Ruf der Stadt, ein auch für Fremde besonders ungastlicher Platz zu sein, reichlich rechtfertigen. Trotzdem sollte niemand, der ins Land kommt, einen Besuch hier versäumen: des Sassanidenpalastes und der imposanten byzantinischen Festungsmauern wegen. Diarbekir, im Altertum Amida, bei



Sogenannter Tigranespalast in Diarbekir.

den Arabern noch heute das schwarze (Kara-) Amid genannt, war in den Kriegen zwischen Rom-Byzanz und dem neupersischen Reiche ein besonders hart umkämpfter Platz und neben Nisibis die stärkste Grenzfestung der Rhomäer gegen Osten. Berühmt ist die Schilderung, die Ammianus Marcellinus, selbst einer der Verteidiger des Platzes, von der Belagerung und Eroberung durch den König Schapur gibt (während der Regierung des Constantius). Jovianus mußte in dem unglücklichen Perserfrieden von 363 auch Amida abtreten, doch wurde es bald wieder römisch. 502 verlor es Kaiser Anastasius noch einmal an die Perser; kurze Zeit darauf mußten diese es abermals herausgeben; um 640 ging die Stadt dann endgiltig an die Araber verloren. Während die Sassaniden sie besaßen, ließen sie hier einen großen Palast errichten, von dem noch zwei prächtige, auf 180 Schritt einander gegenüberliegende Fronten zu beiden Seiten des inneren Haupthofes erhalten sind. Die Architektur ist sehr eigentümlich: auf den ersten Blick glaubt man ein zweistöckiges Rokokopalais vor sich zu sehen, und erst bei näherem Zusehen gewahrt man die merkwürdige Form der von oben bis unten fast überladen skulptierten Säulenschäfte und Kapitäle. Angeblich stammen viele derselben von dem Palast des Tigranes, Großkönigs von Armenien, der vor der Erbauung von Tigranokerta hier residiert haben soll. Die enorm hohen und mit einer großen Anzahl fester dicker Türme versehenen Mauern aus dunklem Basalt stellen noch die ursprüngliche, wenn auch hier und da restaurierte römische Stadtbefestigung dar und sind ohne Zweifel das massivste und imposanteste Architekturstück, das östlich vom Bosporus aus der Antike erhalten ist. Die Stadt liegt unmittelbar auf dem hohen steilen Rande des Tigristales, und der Anblick der mächtigen Fortifikation von unten herauf erfüllt den Beschauer noch heute mit Bewunderung für ihre einstigen Erbauer.

Auch in Diarbekir sind die Massakers noch lange nicht verwunden. Ihre Folge ist, wie mir übereinstimmend Muhammedaner und Christen aus

allen Ständen und Berufen versicherten, noch bis heute ein furchtbarer Niedergang alles Handels und Wandels. Dieser Niedergang dauert bis auf den heutigen Tag an; er ist aber hier in einem Gebiet, das verhältnismäßig dichter bevölkert ist, als Hocharmenien, und überhaupt reicher und kultureller war, noch verhängnisvoller gewesen, als in dem ohnehin ärmer und dünner bewohnten oberen Lande. Die Folgen konnten auch gar keine andern sein, als wie sie sich tatsächlich herausgestellt haben. Die Armenier repräsentierten einen numerisch sehr erheblichen und materiell ziemlich wohlhabenden Teil der Gesamtbevölkerung; Handel und Wandel ruhten zum größeren Teil in ihren Händen; außerdem überragten sie an Bildung, Intelligenz und Gewandtheit wie überall, so auch hier in der Stadt die Muhammedaner erheblich und beschäftigten für ihre Bedürfnisse und ihren Geschmack einen großen Teil des Handwerks. Als nun die Metzelei begann, war sie, genau sowie im Hochlande, von einer radikalen Ausplünderung der armenischen Bevölkerungselemente begleitet, und das geraubte Vermögen kam in sozusagen unproduktive Hände, denn die Türken, namentlich aber die Kurden, auf die der Löwenanteil des Raubes entfiel, wissen eben keinen werbenden Gebrauch von ihrem Besitz zu machen. Auf diese Weise erklärt sich der absolute Niedergang des Handels und der gewerblichen Tätigkeit in diesem wie in so vielen anderen Teilen des türkischen Reiches. Alles ist einig in der Klage über die schlechten Zeiten und darin, daß dieser Wandel zum schlimmen von dem Termin des Massakers an datiert.

* * *

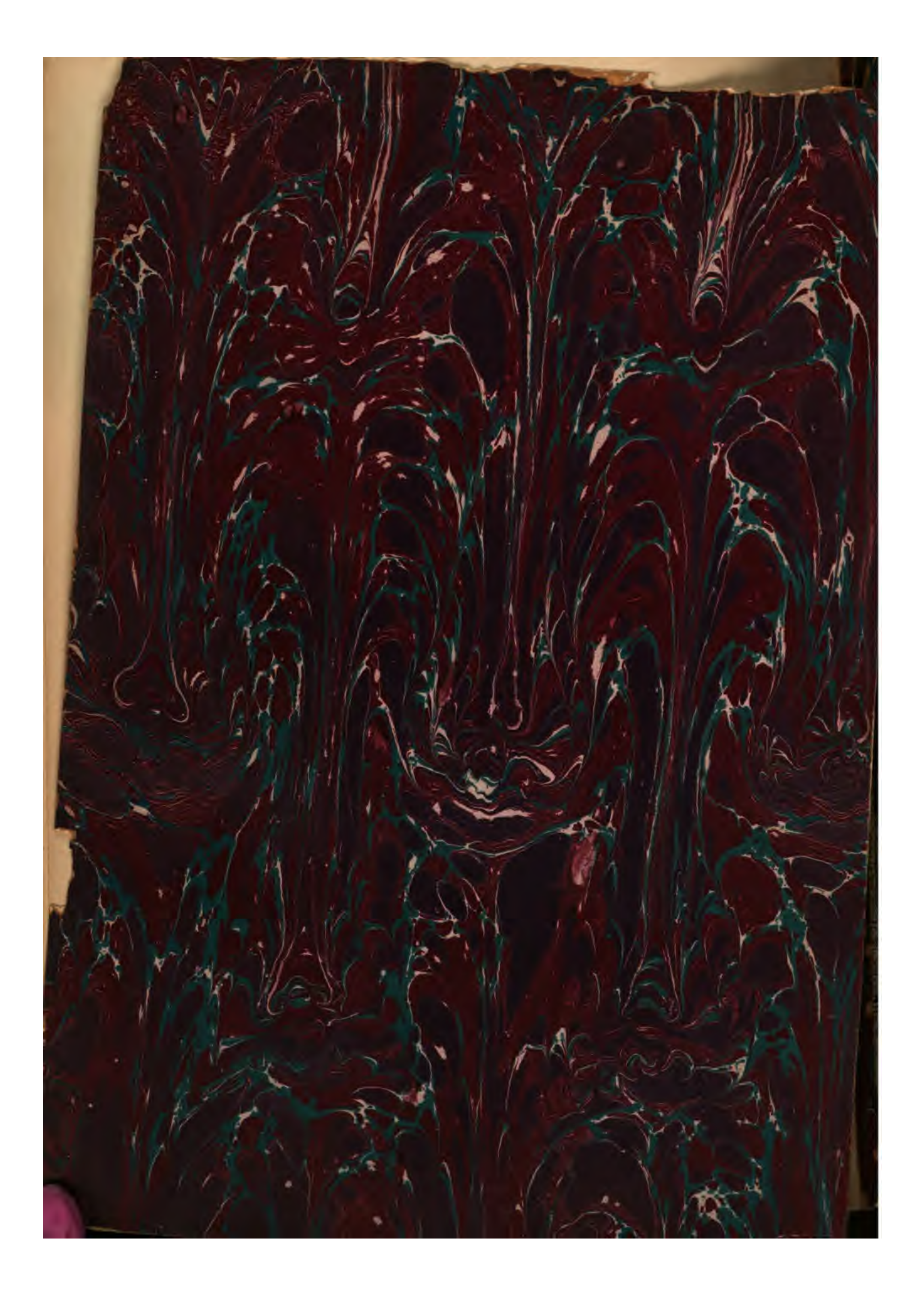
Von Diarbekir hat sich mein Weg dann wieder südwärts über Mardin nach Nisibis gewandt, dem südlichsten Punkt, bis wohin im Altertum das armenische Reich sich ausgedehnt hat; von da nach Bagdad, Babylon und zum Persischen Meer. War unsere Hochzeitsreise in ihrem ersten Teil ganz und gar dem Lande und Volk der Armenier gewidmet, so bildete diesmal Südarmenien nur einen kleinen, speziell der Vervollständigung des vor zwei Jahren gewonnenen Bildes gewidmeten Abschnitt eines größeren Ganzen — wozu ich überdies noch besonders von armenischen Freunden veranlaßt und unterstützt war. Auch in diesen südlichen Gebieten kann ich meine Erfahrungen nur eben dahin zusammenfassen wie nördlich des Taurus, im russischen Transkaukasien, in Ararat, Vaspurakan, Taron und den von mir besuchten Teilen Anatoliens: die Armenier sind und bleiben in ökonomischer Beziehung innerhalb wie außerhalb ihrer engeren und engsten Heimat das Salz der Länder. Ohne sie ist dort unter den gegenwärtigen Verhältnissen und noch auf lange hinaus keine wirtschaftliche Blüte möglich. Das verkannt zu haben, ist ein schwerer Fehler der Türken, der sich empfindlich gerächt hat und in Zukunft wahrscheinlich noch rächen wird. Daran ändern



Bagratidenschloß von Ani.

auch alle Deklamationen von Leuten, die ungenügenden Einblick in die Verhältnisse haben und denen der Armenier als solcher nicht gefällt, gar nichts.

Auch die Armenier selbst werden gut tun, sich ihrer eigentlichen Kraft und Aufgabe in den Ländern des vorderen Orients bewußt zu werden und zu bleiben. Ihr Interesse weist sie an die Seite aller derer, die an der Erschließung des Orients für die europäische Kultur und das europäische Wirtschaftsleben arbeiten; es weist sie aber auch darauf hin, zumal nach den letzten schrecklichen Erfahrungen, mit der türkischen Regierung nach Möglichkeit wieder in ein gutes Verhältnis zu kommen und jede dort etwa erwachende Regung des Begreifens (es gibt immerhin einige Anzeichen dafür) zu benutzen. Auf nationale Ideale kann ein Volk wie das armenische mit einer Geschichte von zweieinhalb Jahrtausenden nicht verzichten; es wäre Torheit, den Armeniern ihren Stolz auf die Taten und Leistungen ihres Volkes in der Vorzeit nehmen zu wollen. Möge die Zuversicht sie heben und trösten, daß das Lied von der Stadt Ani noch nicht ausgesungen ist — auch wenn das Bagratidenreich für immer der Geschichte angehört und nie mehr ein Tigranes über das Land vom Berg der Sprachen bis an die große Ebene herrschen wird!




JUN 6 - 1919
3-25-18